

Jelena Leoni Olga Büchner

MÄNNLICHKEITEN, NEUE VATERSCHAFT UND MIGRATION

Caring Masculinities
zwischen sozialer Ungleichheit
und männlicher Hegemonie

[transcript] GenderStudies

Jelena Leoni Olga Büchner
Männlichkeiten, neue Vaterschaft und Migration

Gender Studies

Jelena Leoni Olga Büchner, geb. 1989, verwaltet die Professur für Theorie, Praxis und Methoden diversitätsgerechter Sozialer Arbeit an der Hochschule Hannover. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung, Migrationsforschung und sexualisierten Gewalt.

Jelena Leoni Olga Büchner

Männlichkeiten, neue Vaterschaft und Migration

Caring Masculinities zwischen sozialer Ungleichheit
und männlicher Hegemonie

[transcript]

Die Dissertation wurde vom Fachbereich 1: Bildungswissenschaften der Universität Koblenz zur Erlangung des akademischen Grades eines Doktors der Philosophie am 04.06.2024 angenommen.

Erstgutachterin: Prof.in Dr.in Wiebke Waburg, Zweitgutachterin: Prof.in PDin Dr.in Petra Götte

Die Promotion wurde durch ein Promotionsstipendium der Gerda Henkel Stiftung im Rahmen der Stipendienprogramme der Deutschen Universitätsstiftung gefördert. Ermöglicht durch:



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell.

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2025 im transcript Verlag, Bielefeld

Hermannstraße 26 | D-33602 Bielefeld | live@transcript-verlag.de

© **Jelena Leoni Olga Büchner**

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Druck: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen

<https://doi.org/10.14361/9783839476147>

Print-ISBN: 978-3-8376-7614-3

PDF-ISBN: 978-3-8394-7614-7

Buchreihen-ISSN: 2625-0128

Buchreihen-eISSN: 2703-0482

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Danksagung	7
1. Einleitung	9
Problemaufriss	9
Positionierung	12
Zum Aufbau der Arbeit	13
2. Grundlagentheoretische Rahmung	17
2.1 Grundlegendes und Reflexionen zu Geschlecht und Migrationshintergrund	19
2.2 Intersektionalität und Postkolonialität als Forschungsperspektiven	23
2.3 Männlichkeit(en)	27
2.3.1 Hegemoniale Männlichkeit	29
2.3.2 Männliche Herrschaft: eine grundlegende Einführung	38
2.3.3 Kritik und Synthese	49
2.3.4 Stand der Forschung	50
2.3.5 Zusammenfassung	55
2.4 Vaterschaft	56
2.4.1 Vom Pater Familias zum neuen Vater	60
2.4.2 Der neue Vater als dominantes Leitbild	68
2.4.3 Stand der Forschung	84
2.4.4 Zusammenfassung	92
2.5 Caring Masculinities	93
2.6 Zwischenfazit und Forschungsfragen	96
3. Forschungsdesign	101
3.1 Erhebung	102
3.1.1 (Methodologische) Grundannahmen und -begriffe des biographisch-narrativen Interviews	102
3.1.2 Das Vorgehen in der Erhebung	104
3.2 Auswertung	109

3.2.1 (Methodologische) Grundannahmen und -begriffe der Dokumentarischen Methode	109
3.2.2 Interpretationsschritte und das Vorgehen in der Auswertung	111
3.3 Kritische Reflexion der Untersuchung	115
3.3.1 Zu Gütekriterien qualitativer Forschung und der Generalisierung von Typologien	115
3.3.2 Intervieweffekte	117
3.4 Zusammenfassung	124
4. Ergebnisteil	127
4.1 Ausgewählte Falldarstellungen	128
4.1.1 Deniz	129
4.1.2 Onur	147
4.1.3 Kontrastierung der Fälle Deniz und Onur	168
4.2 Sinngenetische Typenbildung: Basistypik Männlichkeit	170
4.2.1 Typ I: Idealist.....	173
4.2.2 Typ II: Pragmatiker	183
4.2.3 Typ III: Traditionalist	205
4.2.4 Zusammenfassung und Gegenüberstellung der Typen.....	219
4.3 Annäherung an eine soziogenetische Typenbildung	221
4.3.1 Typik der Rassismuserfahrungen	222
4.3.2 Ausblick auf eine Migrations-, Alters- und Geschlechtstypik	237
4.3.3 Zusammenfassung	239
5. Diskussion	241
5.1 Grundlagentheoretische Zugänge, empirische Anlage und Untersuchungsergebnisse	241
5.2 Männlichkeitskonstruktionen migrantischer Väter	243
5.3 Zur (Notwendigkeit der) Berücksichtigung sozialer Ungleichheiten in der Väterforschung und zur Reformulierung des Konzepts neuer Vaterschaft	252
5.4 Kritische Einordnung der Ergebnisse	256
5.5 Konklusion	257
6. Literaturverzeichnis	259

Danksagung

Mein Dank gilt an erster Stelle meinen Interviewpartnern, die mir mit ihren Lebensgeschichten das Fundament für diese Arbeit gaben: Ich danke Deniz, Onur, Wolfgang, Jorgos, Timothee und Niam für ihre Offenheit und ihr Vertrauen.

Darüber hinaus unterstützten mich bei meinem Projekt viele weitere Menschen, denen ich meinen großen Dank aussprechen möchte. Ich danke zuerst meiner Doktormutter Wiebke Waburg dafür, dass sie mich schon als Studentin immer unterstützte, förderte und mir auf meinem langen Weg in die Wissenschaft stets mit Rat und Tat zur Seite stand. Ein von ihr geleitetes Seminar im Wintersemester 2014/2015 zu Geschlecht und Männlichkeit bildete den Ausgangspunkt für meine Beschäftigung mit diesem Thema. Liebe Wiebke, ich bin dir sehr dankbar für die langen Gespräche, deinen fachlichen Input und deine feministische Perspektive, die meine Sicht auf die Welt grundlegend verändert hat. Auch Petra Götte, die sich zur Zweitbetreuung meiner Arbeit bereit erklärte, danke ich für ihre klugen fachlichen Anmerkungen und ihre Unterstützung. Deine Expertise und unser Austausch waren und sind stets eine große Bereicherung für mich. Darüber hinaus möchte ich mich herzlich bei Rita Nikolai bedanken, die mich mit allen Mitteln unterstützte und mir die Zeit und den Raum gab, die Arbeit fertigzustellen. Johanna Pangritz gilt mein besonderer Dank. Unsere Diskussionen und unsere gemeinsamen Projekte inspirierten mich nicht nur und gaben mir neue Denkanstöße, sondern waren mir auch emotional eine große Stütze. Auch ohne die große Hilfe bei der Auswertung und Literaturrecherche von Nina hätte ich die Arbeit nicht fertig stellen können. Line und Moritz danke ich ebenso für die Unterstützung bei der Literaturbeschaffung. Ida, Lena W., Heike, Kristin, Tanja, Claudia, Leonie und Lena G. danke ich ebenso von Herzen. Sie gaben mir nicht nur fachliche Anregungen, unterstützten mich bei der Auswertung oder beim Lektorieren der Arbeit, sondern empowerten mich darüber hinaus, was mich über die gesamte Zeit trug. Sina war für mich im gesamten Prozess besonders wichtig: Ohne dich und deinen Zuspruch hätte ich es nicht geschafft. Ich möchte mich auch bei meiner Familie bedanken, die immer an mich glaubte und mir den nötigen Rückhalt gab. (Nicht) Zuletzt bedanke ich mich bei Tim, der insbesondere in der intensivsten Phase viel Verständnis für mich aufbrachte, viel Care-Arbeit übernahm und mich immer ermutigte, weiterzumachen.

Finanziell gefördert wurde ich zudem durch das TANDEM-Stipendium der Gerda-Henkel-Stiftung, was mir unter anderem die Teilnahme an einem Coaching, an Konferenzen und Workshops und an sehr anregenden und hilfreichen Schreibseminaren ermöglichte. Tausend Dank euch allen!

1. Einleitung

Problemaufriss

Im Oktober 2018 versetzt ein Foto User:innen der Plattform X, vormals Twitter, in Aufruhr: Schauspieler Daniel Craig, der unter anderem für seine Verkörperung der Rolle von James Bond bekannt und berühmt ist, trägt seine kleine Tochter in einer Babytrage. Unter den Hashtags #papoose und #emasculatedBond twittert der britische Talkshowmoderator Piers Morgan »Oh 007. not you as well?!!« und stellt damit die Männlichkeit Craigs an den Pranger. Später ergänzt Morgan, dass seine Kritik sich gegen die entmännlichende Tragevorrichtung (»emasculating papoose«) richte und nicht gegen die Tatsache, dass Craig seine Tochter trug. James Bond, so Morgan, würde eine solche Trage niemals nutzen. Im Rahmen des sich daraus entwickelnden ›Papoose-Gate‹ solidarisierten sich daraufhin prominente wie nicht prominente Väter auf dem damaligen Twitter mit Craig und posteten Bilder von sich mit ihren Kindern – die eben in einer solchen Tragevorrichtung sitzen. Unter männlichkeitstheoretischen Gesichtspunkten könnte Daniel Craig – auch in seiner Rolle als James Bond – als Vertreter von hegemonialer Männlichkeit (vgl. Connell 2015, S. 130f.) betrachtet werden. Dieser verrichtet nun nicht nur öffentlich eine Form von Care-Arbeit – wenn man das Tragen eines Kindes als Fürsorgerätigkeit interpretieren will – sondern bedient sich dabei zudem einem ›unmännlichen‹ Mittel. Er repräsentiert damit auch eine Form sog. neuer Vaterschaft. Aufgrund dieses Fürsorgeakts wird Daniel Craig daraufhin von einem weiteren hegemonialen Mann, Piers Morgan, über eine zynische Bemerkung im Rahmen der sog. ernstesten Spiele des Wettbewerbs (vgl. Bourdieu 1997, S. 189) herausgefordert und in seiner Männlichkeit in Frage gestellt. Durch die visuell unterstrichenen Solidaritätsbekundungen vieler anderer, sowohl von als hegemonial als auch als nicht hegemonial lesbaren Männern, kann zumindest angenommen werden, dass die Verrichtung von Care-Arbeit nicht mehr zwangsläufig zur Unterordnung (vgl. Connell 2015, S. 131f.) führt. Dieses plakative und simplifizierende Beispiel soll hier als Hinweis auf einen Transformationsprozess von Männlichkeit dienen, der hegemoniale Männlichkeit als »die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats« (ebd., S. 130) in Frage stellt. Dieser Transformationsprozess zeigt sich bspw.

in Bezug auf die sog. neuen Väter, die schon seit den 1980er Jahren Gegenstand (populär-)wissenschaftlicher Diskussionen sind (vgl. Meuser 2005b, S. 97). Neue Väter streben nicht nur nach einer partnerschaftlichen und dem Kind zugewandten Haltung, sondern leben in ihren Familien gleichberechtigte(re) Formen der Arbeitsteilung und zeigen nicht zuletzt die Bereitschaft, ihre Berufstätigkeiten zugunsten der familiären Bedürfnisse zurückzustellen. Die eigenständige Beziehung zu den Kindern und auch die Qualität der Paarbeziehung stellen für die neuen Väter den größten Gewinn dar (vgl. Kassner 2008, S. 144f.). Die Frage nach Sorge(-arbeit) oder Care, wie sie sich z.B. im Rahmen des Diskurses um neue Vaterschaft stellt, wurde und wird angesichts sich wandelnder sozialer Verhältnisse in der Erziehungswissenschaft immer wieder (neu) verhandelt. Sie stellt sich bspw. auch in Debatten um die Betreuung von Kindern und alten Menschen, die wiederum in der Verschränkung mit (sich transformierenden) Geschlechterverhältnissen aufgegriffen werden (vgl. Moser und Pinhard 2010, S. 11; Hartmann und Windheuser 2024). Care(-Arbeit) ist wiederum maßgeblich durch die Kategorie Geschlecht strukturiert, wie sich in verschiedenen, für die Erziehungswissenschaft relevanten Bereichen, wie bspw. in der Struktur des pädagogischen Berufsfelds, zeigt (vgl. Pangritz 2021, S. 117ff.). Dieser Zusammenhang wird ebenfalls in der jüngeren und jüngsten erziehungswissenschaftlichen Diskussion um Caring Masculinities (vgl. Elliott 2016, 2019b, 2020) in pädagogischen Kontexten (vgl. Pangritz 2019; Holtermann 2021) und in Bezug auf migrantische Väter (vgl. Tunç 2018, 2019, 2021; Büchner und Pangritz 2024) sichtbar, die sich durch die Orientierung an einer feministischen Fürsorgeethik und durch die Zurückweisung von Dominanz auszeichnen (vgl. Elliott 2016, S. 241).

Jedoch muss konstatiert werden, dass in der Forschung über (neue) Väter migrantische Männer und Väter bis dato jedoch regelrecht ausgeblendet wurden. Bereits im Jahr 2008 formuliert Tunç die Kritik, dass zwar die Vielfalt männlicher bzw. väterlicher Lebensformen von der Dominanzgesellschaft zugehörigen Vätern in Veröffentlichungen der Männer- und Väterforschung dargestellt wird, migrantische Männer und Väter dabei aber zumeist nicht berücksichtigt werden (vgl. Tunç 2008b, S. 106). Bis heute scheint sich diesbezüglich wenig verändert zu haben. Auch zehn Jahre später konstatiert Tunç (2018), dass »[i]m Mainstream aktueller Väterdiskurse ein Bild des Vaters [dominiert, JB], der jung, weiß, im mittleren Alter und der Mittelschicht zugehörig ist, der keinen Migrationshintergrund und keine Behinderung hat sowie selbstverständlich heterosexuell ist« (ebd., S. 94.). Vielmehr fokussieren sich öffentliche und fachliche Debatten um männliche Migranten überwiegend auf deren Gefahrenpotenzial (vgl. Tunç 2006, S. 17). Sie werden zumeist als »almost exclusively non-white, low-class, non-Western, heterosexual men« (Wojnicka 2020, S. 286) sowie als »potential perpetrators, particularly of sexual crimes, and a threat to local women, children, private property and the welfare state« (ebd.) wahrgenommen. Während sich Wojnickas Ausführungen insbesondere auf männliche Geflüchtete beziehen, kann dies jedoch auch auf die

Wahrnehmung von Männern bzw. Vätern mit einem sog. Migrationshintergrund in Deutschland übertragen werden. Für die Forschung über migrantische Väter kann daher insgesamt eine kulturalisierte und essentialisierte bzw. kulturalisierende und essentialisierende wissenschaftliche Perspektive auf das (Er-)Leben von Vaterschaft konstatiert werden, die Men in the Margin abspricht, an Gleichberechtigung und Demokratisierung orientierte Formen von Männlichkeit, Vaterschaft und Care-Arbeit zu leben. Die defizitorientierte Perspektive auf migrantische Väter hält sich trotz einiger weniger existierender Studien zu den Ressourcen und Potenzialen der Väter (vgl. z.B. Herwartz-Emden und Westphal 1999; Niermann et al. 2010; Tuider und Huxel 2010; Tuider 2012; Leyendecker und Agache 2016; Westphal et al. 2017) bis heute hartnäckig. Dass migrantische Väter in der (populär-)wissenschaftlichen Wahrnehmung kaum eine Rolle spielen, zeigt sich bspw. auch im aktuellen Väterreport des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2023), in dem ›Männer mit Migrationshintergrund‹ lediglich kurz erwähnt werden (vgl. S. 8ff.), oder im Mangel über Statistiken der Inanspruchnahme von Elternzeit und -geld von Vätern mit Migrationshintergrund. Damit ist ein erhebliches (erziehungswissenschaftliches) Forschungsdesiderat über nicht-defizitorientierte Forschung zu Männern bzw. Vätern mit Migrationshintergrund zu konstatieren, an dem die vorliegende Arbeit ansetzt. Dabei steht die übergeordnete Forschungsfrage danach, wie Väter mit Migrationshintergrund ihre Männlichkeit rekonstruieren, im Zentrum der Arbeit. Männlichkeitskonstruktionen sind wiederum eng mit Vaterschaftskonzepten und der Verrichtung von Care-Arbeit verknüpft. Um die Entwürfe von Männlichkeit rekonstruieren zu können, wurden im Rahmen der vorliegenden Arbeit sechs biographisch-narrative Interviews (vgl. Schütze 1983; Rosenthal und Loch 2002) geführt, die mit der Dokumentarischen Methode (vgl. Mannheim 1980; Bohnsack 2021; Nohl 2017; Nohl und Thomsen 2019) ausgewertet wurden. So konnten im Rahmen der sinngenetischen Typenbildung drei Ausprägungen der Basistypik Männlichkeit herausgearbeitet werden (Typ I: Idealist, Typ II: Pragmatiker, Typ III: Traditionalist). In der Annäherung an eine soziogenetische Typenbildung konnten zudem die Rassismuserfahrungen der Väter als konjunktiver Erfahrungsraum beschrieben werden. Insgesamt lassen sich drei zentrale Ergebnisse der vorliegenden Arbeit anführen: Erstens konnte gezeigt werden, dass Männlichkeitskonstruktionen von migrantischen Männern und Vätern vielfältig sind. Sie sind auf dem gesamten Spektrum von traditionellen bis progressiven Männlichkeiten und traditionellen bis neuen Vaterschaftskonzepten zu verorten. Zweitens zeigen die Ergebnisse, dass das Vaterschaftserleben der migrantisierten Männer teilweise massiv von deren Rassismuserfahrungen gekennzeichnet ist und diesbezüglich ein ausgeprägtes erziehungswissenschaftliches Forschungsdesiderat besteht. Davon ausgehend kann drittens die These formuliert werden, dass es sich beim Konzept von Caring Masculinities bzw. in dessen Modus Operandi von neuer Vaterschaft um eine Form des (*weißen*) Privilegs handelt. Diese Perspektive

verstellt den Blick auf migrantische Väter nicht länger und ermöglicht es zudem, neue Vaterschaft im Zusammenhang mit sozialer Ungleichheit zu verstehen und zu analysieren. Damit können die in der bisherigen Forschung über Väter bislang vielfach ausgeblendeten, intersektional verwobenen Zugangsbarrieren benannt und (weiter) erforscht werden.

Positionierung

Forschende der qualitativen Sozialforschung sind durch ihre Standortgebundenheit geprägt und beeinflusst, die sich durch ihre »milieu- oder kulturspezifische Fremdheit oder Nähe [...] zu dem Forschungsgegenstand [...] und die Bindung an den eigenen, aus den eigenen Erfahrungen zu einem historischen Zeitpunkt resultierenden Standort« (Deppe et al. 2018, S. 55) ergibt. Die eigene, durch die Verflechtung verschiedener sozialer Kategorien bedingte, soziale Position von Wissenschaftler:innen hat damit großen Einfluss auf ihre Forschung und soll auch in diesem Fall entlang der Trias *race*, Klasse und Geschlecht als »Metapher eines multiplen Differenzierungsprozesses« (Lutz 2001, S. 228) transparent gemacht und reflektiert werden.¹ Als *weiße*, dem Prekariat entstammende, heterosexuelle cis Frau möchte ich einen erziehungswissenschaftlichen Beitrag zur kritischen Männlichkeiten- und Väterforschung leisten, der die defizitorientierte, stereotypisierte und kulturalisierende wie kulturalisierte Sichtweise auf Männer und Väter mit einem sog. Migrationshintergrund thematisiert, reflektiert und überwindet. Mit der vorliegenden Arbeit sollen die zumeist negativ konnotierten Diskurse über Menschen mit Migrationshintergrund weiter gestört und aufgebrochen werden. Wenn in der vorliegenden Untersuchung Männlichkeitskonstruktionen rekonstruiert und unter einer Wandlungsperspektive analysiert werden, wenn also die Frage aufgeworfen wird, wie sich (hegemoniale) Bilder von Männlichkeit unter dem Einfluss des Diskurses über neue Vaterschaft transformieren, birgt dies ein emanzipatives Potential für marginalisierte Gruppen. In der vorliegenden Arbeit kann gezeigt werden, dass nicht alle Väter den gleichen Zugang zur Realisierung einer neuen Vaterschaft haben, weswegen aufgrund der Untersuchungsergebnisse die Anforderung an zukünftige (erziehungswissenschaftliche) Geschlechter-, Männlichkeiten- und Väterforschung erhoben wird, (neue) Vaterschaft auch im Kontext sozialer Ungleichheit zu begreifen und zu analysieren.

1 Die Standortgebundenheit der Forscherin und deren Einflüsse auf die Untersuchung werden in Kap. 3.3 ausführlich reflektiert.

Zum Aufbau der Arbeit

Kapitel 2 umfasst sodann die grundlagentheoretische Rahmung der vorliegenden Arbeit. Hier wird sich zuerst mit dem noch eher mangelnden bzw. unsystematischen gegenseitigen Bezug der Geschlechter- und Migrationsforschung beschäftigt, der ebenfalls einen wesentlichen Bestandteil des Forschungsdesiderats über nicht-defizitorientierte Forschung zu migrantischen Vätern darstellt. Daran anschließend werden die der Arbeit zugrundeliegenden Differenzkategorien Geschlecht und Migrationshintergrund grundlegend beleuchtet und kritisch reflektiert. Des Weiteren werden die Konzepte von Intersektionalität und Postkolonialität als in der Arbeit aufgegriffene Forschungsperspektiven bzw. Reflexionsfolien skizziert. Das theoretische Fundament der Arbeit bilden zudem die in der kritischen Männlichkeitenforschung (nach wie vor) einschlägigen Konzepte der hegemonialen Männlichkeit (vgl. Carrigan et al. 1985; Connell 1987, 2015; Connell und Messerschmidt 2005) und der männlichen Herrschaft bzw. des männlichen Habitus (vgl. Bourdieu 1997, 2005, 2011, 2013), die nachfolgend in ihrer Entstehung und Grundannahmen aufgearbeitet, kritisch reflektiert und schließlich in ihrer Synthese (vgl. Meuser und Scholz 2012) vorgestellt werden. Zudem wird der aktuelle Stand der Männlichkeitenforschung unter der besonderen Berücksichtigung der Forschung zu Männern mit Migrationshintergrund aufgearbeitet und die zentralen Erkenntnisse des Abschnitts kurz zusammengefasst. Die anschließenden Auseinandersetzungen mit der historischen Genese der Vaterschaft vom Pater Familias hin zum neuen Vater als dominantem Leitbild erlauben darüber hinaus eine Einordnung und Kontextualisierung des konstatierten Forschungsdesiderats zu ressourcenorientierter Forschung über migrantische Väter. Neue Vaterschaft wird dabei insbesondere unter der Berücksichtigung ihres Modus Operandi von Care-Arbeit und Mental Load beleuchtet. Die sog. Mental Load stellt einen bis dato in der Forschung über neue Vaterschaft ausgeblendeten, aber fundamentalen Bestandteil von Care-Arbeit dar. Zudem wird sich mit den Einstellungen und der ›Häufigkeit‹ der neuen Väter, mit einem kurzen Exkurs zur Inanspruchnahme von Elternzeit und Elterngeld sowie der oft konstatierten Diskrepanz von Wunsch und Wirklichkeit von Vätern auseinandergesetzt. Auch in diesem Abschnitt wird der Forschungsstand zur Väterforschung aufgearbeitet und dabei zuvorderst die Forschungslücke über nicht-defizitorientierte Forschung zu migrantischer Vaterschaft nachgezeichnet sowie auf die bereits existierenden (ressourcenorientierten) Studien eingegangen. Abgerundet wird dies ebenfalls mit einer kurzen Zusammenfassung. In einem weiteren Teilkapitel wird sich ergänzend und im Anschluss an die Auseinandersetzung mit Care-Arbeit als Bestandteil neuer Vaterschaft bzw. mit dem Potential migrantischer Männlichkeit grundlegend mit dem Konzept der Caring Masculinities (vgl. Elliott 2016, 2019b, 2020) befasst. Die aus den grundlagentheoretischen Reflexionen gewonnenen Erkenntnisse werden in einer weiteren

Zusammenfassung kondensiert und mit den der Arbeit zugrundeliegenden Forschungsfragen verknüpft.

In Kapitel 3 erfolgt die Darstellung des (qualitativen) Forschungsdesigns. So wird zunächst die Erhebungsmethode biographisch-narrativer Interviews (vgl. Schütze 1983; Rosenthal und Loch 2002) in ihren (methodologischen) Grundannahmen und Grundbegriffen beschrieben und in ihrer Anwendung im Rahmen der Erhebung transparent dargestellt und reflektiert. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wurden elf Interviews geführt, von denen sechs für die Auswertung mittels der Dokumentarischen Methode (vgl. Mannheim 1980; Bohnsack 2021; Nohl 2017; Nohl und Thomsen 2019) ausgewählt wurden. Diese wird ebenfalls zunächst in ihren methodologischen Grundannahmen und -begriffen präsentiert und anschließend das Vorgehen in der Auswertung nachvollziehbar dargestellt. In einem weiteren Teilkapitel wird die empirische Untersuchung in ihrer Anlage und Umsetzung kritisch reflektiert. Auch zu diesem Kapitel erfolgt am Ende eine kurze Zusammenfassung der zentralen Ergebnisse.

Kapitel 4 bildet das Herzstück der vorliegenden Arbeit. Die durch die Auswertung anhand der Dokumentarischen Methode gewonnenen Ergebnisse werden in drei Schritten systematisch dargelegt. Zuerst erfolgt die ausführliche Darstellung zweier ausgewählter Fälle entlang von verschiedenen Vergleichsdimensionen (Männlichkeit, Vaterschaft, Care, natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit). Diese weisen mit Blick auf ihre soziodemographischen Daten Gemeinsamkeiten auf, stehen in Bezug auf ihre Orientierungsrahmen jedoch in maximalem Kontrast zueinander. Am Ende der Gegenüberstellung werden die Fälle miteinander kontrastiert. Zweitens wird die Basistypik Männlichkeit mit ihren drei Ausprägungen in denselben Vergleichsdimensionen wie in den Falldarstellungen dargestellt. Aus insgesamt sechs Fällen konnten drei sinngenetische Typen gebildet werden, die unterschiedliche Orientierungsrahmen in Bezug auf ihre Männlichkeit aufweisen (Typ I: Idealist Typ II: Pragmatiker, Typ III: Traditionalist). Auch hier erfolgen eine kurze Zusammenfassung und Gegenüberstellung der Typen. Obgleich im Rahmen des Ansatzes einer soziogenetischen Typenbildung keine mehrdimensionale Typologie gebildet werden konnte (vgl. Bohnsack 2013), finden sich im Großteil der Interviews Hinweise auf den konjunktiven Erfahrungsraum von Rassismuserfahrungen. Dementsprechend werden drittens die Rassismuserfahrungen der Männer dargestellt und ihr Einfluss auf die jeweiligen Orientierungen herausgearbeitet. Abschließend wird ein Ausblick auf die Erforschung des konjunktiven Erfahrungsraums der Migrations- bzw. damit einhergehenden Generations- sowie einer Alters- und Geschlechtstypik gegeben und die wesentlichen Erkenntnisse aus der Annäherung an eine soziogenetische Typenbildung wiedergegeben.

Kapitel 5 umfasst zunächst eine komprimierte Zusammenfassung der grundlagentheoretischen Zugänge, der empirischen Anlage sowie der zentralen Untersuchungsergebnisse. Weiterhin werden die zu Beginn formulierten Forschungsfragen

gen in einer Abhandlung zu den Männlichkeitskonstruktionen der befragten Väter und in einer Erörterung über die (Notwendigkeit der) Berücksichtigung sozialer Ungleichheiten in der Väterforschung sowie der Reformulierung des Konzeptes der neuen Vaterschaft beantwortet. Hier werden die zentralen Untersuchungsergebnisse an die zuvor aufbereitete Theorie rückgebunden und reflektiert sowie eine Neudefinition des Konzeptes der neuen Vaterschaft vorgeschlagen. Darüber hinaus werden die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit kritisch eingeordnet. Die Arbeit schließt mit einer kurzen Zusammenfassung der drei wichtigsten Erkenntnisse, welche im Zuge der Arbeit gewonnen wurden.

2. Grundlagentheoretische Rahmung

Die vorliegende Dissertation hat zum Ziel, Männlichkeitskonstruktionen migrantisierter¹ Väter empirisch zu rekonstruieren. Für die Sichtbarmachung der Männlichkeitskonstruktionen von migrantischen Vätern ist zunächst die theoretische Beschäftigung mit den sozialen Kategorien Geschlecht bzw. Männlichkeit und Migration(shintergrund) sowie die Auseinandersetzung mit dem Phänomen Vaterschaft in der Verschränkung mit Care(-Arbeit) unerlässlich. An der bisherigen Forschung zur Verschränkung von Geschlecht und Migration lässt sich Kritik üben. Eine Grundproblematik besteht dabei lange Zeit in der gegenseitigen Ignoranz der Forschungsfelder. Mit Lutz (2020) kann dies wie folgt umrissen werden:

»Im Rückblick auf die Theoretisierung von Migration in unterschiedlichen Forschungsparadigmen fällt immer wieder die fehlende beziehungsweise marginale Auseinandersetzung mit Geschlechterverhältnissen und -ordnungen auf. Umgekehrt hat es lange gedauert, bis Ethnizität, Migration, Nationalität und die damit verbundenen Wissensregime in der hiesigen Geschlechterforschung aufgenommen und diskutiert wurden« (ebd., S. 213).²

Mit Blick auf die bisherige Forschung zu Vaterschaft und Männlichkeit und auch auf Familien mit Migrationshintergrund ist mit Tunç (2018) die bereits angesprochene mangelnde Aufmerksamkeit für geschlechtliche Konstruktionsprozesse zu kritisieren. Theorien, Methoden und Begriffe der Geschlechter-, Väter- und Männerforschung werden wenig systematisch und inkonsequent angewendet (vgl. ebd.,

-
- 1 Das Adjektiv ›migrantisiert‹ wird stellenweise synonym zu ›migrantisch‹ verwendet, um zusätzlich auf den Konstruktionsaspekt, der mit Prozessen der Rassifizierung und Andersmachung von Menschen mit einem sog. Migrationshintergrund einhergeht, hinzuweisen.
 - 2 Der Terminus ›Ethnizität‹ wird im deutschsprachigen Diskurs als Substitut des Begriffs ›Rasse‹ verwendet, um damit Abstand zu dessen Bezug zu Faschismus und Rassismus zu gewinnen und die negative Begriffsbesetzung zu überwinden. Vieles, was vormalig unter den Rassebegriff fiel, findet sich im Begriff der Ethnizität wieder. Somit birgt auch die Verwendung des Begriffs der Ethnizität die Gefahr der Ausblendung von Machtverhältnissen und der Essentialisierung (vgl. Lutz 2017, S. 24ff.; vgl. dazu auch: Leiprecht 2008, S. 136ff.; Yildiz und Khan-Svik 2011, S. 25ff.).

S. 102). Geht es um männliche Migranten, ist die »zentrale Differenzlinie meist Migration, Ethnizität oder Kultur, sie überlagert in der Regel andere gesellschaftliche Strukturkategorien wie soziale Lage und Geschlecht bzw. Männlichkeit« (ebd.). Mit Lutz und Huth-Hildebrandt (1998) lässt sich diesbezüglich konstatieren, dass das Geschlechterverhältnis jedoch unverzichtbar für die Beschreibung des Verhältnisses zwischen der Dominanzgesellschaft, dem ›wir‹, und Minderheitsgesellschaft, dem ›sie‹, ist (vgl. ebd., S. 160; vgl. dazu auch: Lutz und Huxel 2018, S. 76). Das intersektionale Verhältnis von *race* und Geschlecht ist durch eine »radikale Untrennbarkeit« (Castro Varela und Dhawan 2010, S. 310) gekennzeichnet, die auf die Vergeschlechtlichung von *race* und die auf Rassifizierung von Geschlecht verweist (ebd.). Ein zentrales Anliegen der vorliegenden Arbeit ist es, beide Perspektiven sinnvoll aufeinander zu beziehen, wenngleich die Arbeit schwerpunktmäßig in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung zu verorten ist.

Zur Annäherung an die der Arbeit zugrundeliegenden Theorien und Konzepte müssen dementsprechend zunächst elementare Annahmen zur Verschränkung der Kategorien Geschlecht und Migration(shintergrund) geklärt werden (2.1). Sodann wird auf die in der Arbeit eingenommen Forschungsperspektiven eingegangen, die einem intersektionalen wie postkolonialen Zugang Rechnung tragen wollen (2.2). Im anschließenden Abschnitt zu Männlichkeit(en) (2.3) wird auf zunächst auf das Konzept der hegemonialen Männlichkeit in seinen Ursprüngen, Grundannahmen, seiner Kritik und Weiterentwicklung (vgl. Carrigan et al. 1985; Connell 1987, 2015; Connell und Messerschmidt 2005) fokussiert (2.3.1). Danach erfolgt die Erläuterung des Konzeptes der männlichen Herrschaft im Zusammenhang mit der Darstellung der Habitus- und der Kapitaltheorie (vgl. Bourdieu 1997, 2005, 2011, 2013) (2.3.2). Die Kritik an beiden Ansätzen wird darauffolgend dargestellt und unter Rückgriff auf die Überlegungen von Meuser und Scholz (2012) eine mögliche Synthese beider Ansätze vorgestellt (2.3.3). In einem weiteren Schritt wird der Stand der Forschung zu Männlichkeit(en) unter der besonderen Berücksichtigung von Arbeiten aus dem Bereich von Männlichkeit und Migration dargelegt (2.3.4). Schließlich werden die wesentlichen Ergebnisse aus dem Abschnitt zu Männlichkeit(en) kurz zusammengefasst (2.3.5.). Zur besseren Einordnung und Kontextualisierung des konstatierten Forschungsdesiderats zu ressourcenorientierter Forschung über Männer und Väter mit einem sog. Migrationshintergrund erfolgt im nachfolgenden Kapitel zunächst eine Auseinandersetzung mit dem Begriff Vaterschaft (2.4). Darauf folgt eine Nachzeichnung der Entwicklungslinien von Vaterschaft vom Pater Familias hin zum neuen Vater (2.4.1), der im Anschluss als dominantes Leitbild dargestellt wird (2.4.2). Dabei wird insbesondere auf den Zusammenhang von Neuer Vaterschaft mit Care-Arbeit, progressiven Einstellungen und Elterngeld bzw. Elternzeitregelungen bzw. deren Inanspruchnahme eingegangen. Das Auseinanderklaffen von Wunsch und Wirklichkeit vieler (neuer) Väter wird dabei ebenfalls thematisiert. Auch hier erfolgt die Aufarbeitung des Stands der Väterforschung, indem insbesondere das

festgestellte Forschungsdesiderat über migrantische Vaterschaft im Zentrum steht (2.4.3). Zum Abschluss dieses Abschnitts wird ebenfalls eine kurze Zusammenfassung der wesentlichen Erkenntnisse aus den Ausführungen zu (neuer) Vaterschaft gegeben (2.4.4). In einem weiteren Teilkapitel werden die Entstehung, die Grundannahmen und die Weiterentwicklung des Konzepts der Caring Masculinities (vgl. Elliott 2016, 2019b, 2020) beleuchtet (2.5), das neben den Ansätzen der hegemonialen Männlichkeit und der männlichen Herrschaft bzw. des (männlichen) Habitus als zusätzliche Reflexionsfolie für die vorliegende Arbeit herangezogen wird. Die aus den grundlagentheoretischen Reflexionen gewonnenen Erkenntnisse werden im Anschluss daran kondensiert und in Zusammenhang mit den der Arbeit zugrundeliegenden Forschungsfragen gebracht (2.6.).

2.1 Grundlegendes und Reflexionen zu Geschlecht und Migrationshintergrund

In der vorliegenden Arbeit wird grundlegend davon ausgegangen, dass es sich bei der Kategorie Geschlecht um eine soziale Konstruktion handelt. Diese Erkenntnis ist als wichtigste Errungenschaft feministischer Theorien des 20. Jahrhunderts hervorgegangen. Impliziert wird damit, dass Männlichkeit und Weiblichkeit nur lose definierbare, historisch variable und miteinander verknüpfte soziale Zuschreibungen an Personen mit bestimmten Körpern sind. Im Zuge der zweiten Welle der Frauenbewegung werden zudem Theorien hervorgebracht, die die Begünstigung von Männern durch kulturelle Ideologien anprangern und aufzeigen, dass soziale Institutionen diese Ideologien widerspiegeln. Auch der Nutzen und die Vorteile, die (trotz partieller Abweichungen) für Männer aus der Unterdrückung von Frauen hervorgehen, werden herausgestellt (vgl. Gardiner 2005, S. 36). Pointiert lässt sich damit festhalten: »Misogyny created feminist theory, and feminist theory has helped create masculinity« (ebd.).³ Villa (2019) merkt jedoch an, dass die Gegenüberstellung von Sex als Natur und Gender als Kultur politisch und wissenschaftlich notwendig war und teilweise noch immer ist. Heute jedoch ist »die Anerkennung der wechselseitigen Verklammerungen und Konstitutionsformen somatischer, biologischer, erfahrungsbezogener, historischer, praxelogischer usw. Dimensionen von Geschlecht« (ebd., S. 31) unumgänglich, da sich die strikte Trennung als »simplistisch und epistemologisch wie empirisch« (ebd.) als nicht hinreichend belastbar erwiesen hat. Mit Baader (2014) muss darauf aufmerksam gemacht werden, dass es sich bei der Kategorie Geschlecht nicht nur um eine soziale, sondern auch um eine relationale Kategorie handelt, die insbesondere in sozialen Prozessen über

3 Vgl. zur historischen Rekonstruktion des Mann-Frau-Dualismus: Kuster 2019, S. 3ff.

soziale Interaktionen⁴ hervorgebracht wird. Dies muss bei der Analyse der gesellschaftlichen Produktion von verschiedenen Formen von Männlichkeit und deren Zuschreibungen bedacht werden, da die Kategorie Geschlecht in Wissenschaft und Forschung in erster Linie mit dem weiblichen Geschlecht assoziiert wird (vgl. ebd., S. 651f.). Zugleich bergen das Forschen, Schreiben und Sprechen über ›Männer‹ und ›Frauen‹ die Gefahr der Reifizierung und erneuten Dramatisierung von (Geschlechter-)Differenzen, womit nicht zuletzt das binäre System der Geschlechterordnung reproduziert wird. Um diese Gefahr der Perpetuierung von Geschlechterbinarität einzudämmen und andererseits offen zu bleiben, um den sich möglicherweise vollziehenden Wandel abbilden zu können, soll dem Vorschlag der Forschungsperspektive der Dekonstruktion für die Frauen- bzw. Geschlechterforschung von Gildemeister und Wetterer (2012) gefolgt werden. Dies bedeutet, dass

»das, was uns als Resultat vorgängiger Geschlechtersegregation entgegentritt, auf den Vollzug seiner Herstellung hin zu beobachten [...], daß wir seine Ressourcen aufdecken, den Wegen seiner Konstruktion nachgehen und uns seine strukturbildende (generative) Wirkung vergegenwärtigen [...] Wandel kann sich in dieser Perspektive nicht allein auf Personen [...] beziehen, sondern auf die interaktive Ebene der handlungspraktischen Realisierung der Geschlechts-Kategorie(n), ihrer institutionellen Abstützung und (basalen) kulturellen Klassifikation« (vgl. ebd., S. 268, H.i.O.).

Durch die Rekonstruktion von Männlichkeitskonstruktionen wird also die binäre Logik dekonstruiert. Gleiches gilt für die in der Arbeit eingenommene rassismuskritische Forschungsperspektive. Diese stellt eine wissenschaftliche Kritikform dar, mit der ein (selbst-)kritischer Bezug auf Absichten und Auswirkungen wissenschaftlicher Praktiken einhergeht. Das Forschen über sog. »*natio-ethno-kulturell* kodierte Andere« (Kooroshy et al. 2021, S. 18, H.i.O.) muss daraufhin überprüft werden, wo es Rassekonstruktionen (re-)aktiviert (vgl. ebd.; vgl. dazu auch: Mecheril und Melter 2010, S. 170ff.; Leiprecht 2016, S. 226ff.). Von großer Bedeutung ist in diesem Kontext die Beschäftigung mit dem Begriff ›Migrationshintergrund‹. Die Verwendung dieser Begrifflichkeit ist aus unterschiedlichen Gründen problematisch. Auch wenn die Bezeichnung heute auch außerhalb der Wissenschaftscommunity geläufig ist, sind die Spezifika der Begriffsbedeutung den meisten Verwendenden nicht bekannt. Seit dem Jahr 2005 erhebt das statistische Bundesamt zusätzlich zur Klassifikation Staatsangehörigkeit den sog. Migrationshintergrund. Die Definition des Statistischen Bundesamts findet daraufhin bspw. auch Einzug in die Erhebungen des Mikrozensus und der Bevölkerungsstatistik. Für die Bildungsstatistik ist wiederum die Definition der Kultusministerkonferenz

4 Vgl. dazu Kap. 2.3.1.

(KMK) ausschlaggebend, wonach nur dann ein Migrationshintergrund zugrunde liegt, wenn die betreffende Person selbst eine Migrationserfahrung gemacht hat. Damit bleibt ein ›ererbter‹ Migrationshintergrund durch im Ausland geborene Eltern unberücksichtigt. Durch die verschiedenen Schwerpunktsetzungen in den Definitionen ergeben sich verschiedene statistische Probleme der Vergleichbarkeit von Daten. Damit ist die Aussagekraft und Eignung dieser Kategorie z.B. mit Blick auf die Bildungsvoraussetzungen unterschiedlicher Personengruppen in Deutschland anzuzweifeln. Es werden juristische, völkerrechtliche, raumbezogene, biographische und linguistische Kriterien herangezogen, deren Verknüpfung aufgrund der unterschiedlichen, zugrundeliegenden Logiken kaum sinnvoll erscheint. Nicht (ausreichend) berücksichtigt bleiben weiterhin unterschiedliche Erfahrungsebenen von Migration, verschiedene Migrationsmotive und rechtliche Bedingungen, abweichende Lebenssituationen und Voraussetzungen sozialer Partizipation sowie verschiedene Ausprägungen von Sprachkenntnissen, soziokulturellen Ausgangslagen, biographischen Relevanzen von Migrationserfahrungen sowie religiösen Zugehörigkeiten und kulturellen Herkunft (vgl. Wenning 2015, S. 63ff.; Hoesch 2018, S. 16f.). Viele deutschsprachige Forschungsarbeiten legen mittlerweile die Definition des Statistischen Bundesamts (2023a) zugrunde, die auch in der vorliegenden Arbeit geltend gemacht werden soll: »Eine Person hat einen Migrationshintergrund, wenn sie selbst oder mindestens ein Elternteil nicht mit deutscher Staatsangehörigkeit geboren wurde. Im Einzelnen umfasst diese Definition zugewanderte und nicht zugewanderte Ausländerinnen und Ausländer, zugewanderte und nicht zugewanderte Eingebürgerte, (Spät-)Aussiedlerinnen und (Spät-)Aussiedler sowie die als Deutsche geborenen Nachkommen dieser Gruppen. Die Vertriebenen des Zweiten Weltkrieges haben (gemäß Bundesvertriebenengesetz) einen gesonderten Status; sie und ihre Nachkommen zählen daher nicht zur Bevölkerung mit Migrationshintergrund« (ebd., o.S.). Mit Leiprecht und Langerfeldt (2019) lässt sich die Problematik der Verwendung des Begriffes Migrationshintergrund pointiert beschreiben: Die Verwendung stellt eine Reduktion der Diversität und Komplexität der darunter gefassten Menschen sowie ihrer Lebensgeschichten und -realitäten und eine damit einhergehende Homogenisierung dar. Zugleich folgt der Terminus, ähnlich wie vergleichbare Begriffe,

»auch askriptiven demographischen Merkmalen oder alltäglichen Wahrnehmungsmustern, die häufig an phänotypische Oberflächlichkeiten gekoppelt sind, wobei eine Tendenz zu vereinheitlichenden und festlegenden Gruppenkonstruktionen zu beobachten ist. Es besteht die Gefahr, mit dem Begriff ›*Migrationshintergrund*‹ (ungewollt) solche Muster und Logiken zu reproduzieren« (ebd., S. 46, H.i.O.).

Ähnlich wie bei der Kategorie Geschlecht besteht also auch hier die Gefahr der Reproduktion von eindimensionalen Zuschreibungslogiken, die nicht nur die Verschränkung mit anderen Kategorien ignorieren, sondern auch sozial-strukturelle Machtverhältnisse aus dem Blick verlieren. Trotz dieser Kritik behält die Verfasserin der vorliegenden Arbeit die Verwendung des Begriffs Migrationshintergrund aus zwei Gründen bei. Erstens war es für die empirische Untersuchung von Männlichkeitskonstruktionen migrantisierter Väter unausweichlich, mit der Kategorie Migrationshintergrund zu arbeiten. Dies ist vor allem der Tatsache geschuldet, dass die Allgemeinbevölkerung – auch außerhalb wissenschaftlicher Diskurse – über Wissensbestände zu dieser Kategorie verfügt und es somit möglich war, geeignete Interviewpartner zu rekrutieren. Im Vorgriff auf die Ergebnisse lässt sich zweitens festhalten, dass Angehörige der Dominanzgesellschaft diese Zuschreibung mit all ihren Implikationen weiterhin verwenden und sich dies auch in den Konstruktionsprozessen von Männlichkeit und Vaterschaft der Betroffenen niederschlägt. Insbesondere um die damit einhergehenden Zugangsbeschränkungen zu neuer Vaterschaft sichtbar machen zu können, wurde die Entscheidung der Beibehaltung des Begriffs bewusst getroffen. Um der Gefahr der Kulturalisierung durch die empirische Untersuchung einerseits besser entgegenwirken zu können, und um der Komplexität der individuellen Migrationserfahrungen und Lebensgeschichten der Interviewten andererseits gerechter werden zu können, wird im weiteren Verlauf zudem auf das Konzept der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit nach Mecheril zurückgegriffen. Mecheril (2004) verweist darauf, dass die Konzepte Nation, Ethnizität und Kultur sowohl im Alltag(sverständnis) als auch in wissenschaftlichen Diskursen nicht trennscharf voneinander diskutiert werden. Darüber hinaus werden diese formal, materiell und sozial hergestellt und dienen als Grundlage für politisches Handeln. Wenn also bspw. von ›Migrant:innen‹ oder ›Türk:innen‹ gesprochen wird, wird sich nicht allein auf eines der drei Konzepte, die ebenfalls mit Rassekonstruktionen und auch der religiösen Zugehörigkeit verwoben sind, bezogen, »sondern es wird ein diffuses und mehrwertiges Zugehörigkeitsregister gezogen« (ebd., S. 16). Um auf diese subtilen Prozesse aufmerksam zu machen, schlägt er daher die Begrifflichkeit der natio-ethno-kulturell kodierten Zugehörigkeitsordnung vor (vgl. ebd., S. 15ff.; ausführlich dazu: Mecheril 2003, S. 118ff.). Mit dem Konzept gehen auch Kontexte von »*imaginierte[n] Räume[n] mit territorialer Referenz*« (Mecheril 2011, S. 535, H.i.O.) einher, in denen Personen die Erfahrung von Gleichheit, Handlungsfähigkeit und biographischer Verbundenheit machen (vgl. ebd.). Im Zuge von Migration werden nun symbolische Grenzen der Zugehörigkeit problematisiert und damit die Frage der Zugehörigkeit

»individuell, sozial und auch gesellschaftlich zum Thema, da durch Migration eine Differenzlinie problematisiert wird, die zu den grundlegendsten gesellschaftlichen Unterscheidungen gehört. Sie scheidet das »Innen« vom »Außen« (ebd.).

Die Erfahrung von Zugehörigkeit ist geprägt von Macht- und Herrschaftsverhältnissen, die die Zugehörigkeitsordnungen strukturieren. Zudem werden diese Ordnungen durch grundlegende Elemente wie Mitgliedschaft (wer gehört dazu, wer nicht?), Wirksamkeit (welche Formen von Partizipation und Handlungen werden ermöglicht und welche verhindert?) und Verbundenheit (wer ist biographisch mit dem Zugehörigkeitskontext verknüpft, wer nicht?) reguliert, die wiederum disziplinierende und subjektivierende Funktionen haben (vgl. ebd., S. 535f.). Die Frage nach Zugehörigkeit wird in den Narrativen der Befragten immer wieder relevant gesetzt.⁵ Dies wird in der Auswertung unter Bezugnahme auf das Konzept der natio-ethno-kulturellen (Mehrfach-)Zugehörigkeit(en) in der Verschränkung mit weiteren Differenzlinien gerahmt.

2.2 Intersektionalität und Postkolonialität als Forschungsperspektiven

Aufgrund der Anerkennung von Verwobenheiten verschiedener Differenzkategorien und deren unterschiedlicher Auswirkungen verpflichtet sich die vorliegende Dissertation der Forschungsperspektive der Intersektionalität, die als Konzept das Zusammenwirken unterdrückender Mechanismen zu beschreiben versucht (vgl. Degele 2019, S. 341ff.). Die zugrundeliegende Annahme dabei ist, dass unterdrückende Institutionen und Machtverhältnisse nicht unabhängig voneinander wirken. Die US-amerikanische Bürgerrechtsbewegung bzw. der Black Feminism des Amerika 1970er Jahre gelten als Ursprung dieser Perspektive. Ausschlaggebend für die Entwicklung des Konzeptes waren das Statement der feministischen Gruppe des Combahee River Collectives (vgl. Ransby 2017, S. 15ff.) und dessen Weiterentwicklung durch die Schwarze Soziologin Patricia Hill Collins, die die Kategorien *race*, Klasse und Geschlecht als miteinander verbundene Strukturen der Unterdrückung begreift. Die US-amerikanische Juristin Kimberlé Crenshaw (1991) macht darauf aufmerksam, dass die Unterdrückungserfahrungen Schwarzer Frauen weder in feministischen noch in anti-rassistischen Diskursen abgebildet werden und auch die Privilegien *Weißer* nicht thematisiert werden. Mit der Metapher der Straßenkreuzung verbildlicht sie dies und prägt damit den Begriff der Intersektionalität (vgl. ebd., S. 1242ff.). Das Konzept der Intersektionalität wurde zu einem der fundamentalsten Beiträge der Frauenforschung ernannt (vgl. McCall 2005, S. 1771) und erfährt vielfach Kritik und Weiterentwicklung. Positive Kritik bezieht sich auf den inklusiven Blick auf »soziale[] Identität als gleichzeitige Positionierung von

5 Dies ist als Metapher oder Umschreibung der Thematik von Zugehörigkeit zu verstehen. In den Interviews wurde keine tatsächliche Frage nach der Zugehörigkeit oder dem Zugehörigkeitsgefühl der befragten Männer gestellt.

Mehrfachidentitäten« (Lutz 2017, S. 23). Damit wird ein Gegenentwurf zu »reduktionistischen, monokategorialen Ansätzen« (ebd.) geboten. Negative Kritik wird hingegen für die Fokussierung auf das Subjekt bzw. Individualisierung des Konzeptes geübt, das gesellschaftliche Konstruktionsprozesse von Differenzkategorien vernachlässige. Damit gerate die Kritik an gesellschaftlichen Verhältnissen sowie die Bestrebungen, diese fundamental zu verändern, aus dem Blick (vgl. Klinger 2003, S. 25). Gegen diese Kritik lässt sich wiederum mit Lutz (2017) ins Feld führen, dass dem Konzept ein ausdifferenzierter und komplexer Diskriminierungsbegriff zugrunde liegt, der impliziert, dass Diskriminierungserfahrungen ein Ergebnis von gesellschaftlich (re-)produzierten Exklusionsprozessen sind. Zudem besteht eine Reziprozität zwischen Subjekten und Differenzkategorien: Differenzkategorien wirken auf Subjekte ein, Subjekte (re-)produzieren und perpetuieren diese vice versa. Während zu Beginn des Diskurses um Intersektionalität die Trias der Schlüsselkategorien *race*, Klasse und Geschlecht im Zentrum steht, weitet sich der Blick auf Kategorien und ihre Verflechtungen in den letzten zwanzig Jahren unter dem Einfluss der Differenz- und Konstruktivismusdebatte. Die Entwicklung bewegt sich hin zu einer Erweiterung und Inklusion verschiedener Kategorien wie sexuelle Orientierung, Gesundheit, Behinderung, Generation und Raum. Alle Differenzlinien bestimmen die soziale Positionierung von Individuen im Raum. Mit Blick auf empirische Intersektionalitätsforschung ist anzumerken, dass diese jedoch nicht in allen Fällen gleichermaßen relevant für die Untersuchung von Diskriminierungserfahrungen oder Fragestellungen zu sozialen Ungleichheiten sind (vgl. ebd., S. 22ff.). Um mit diesem Problem umzugehen, gibt es unterschiedliche Empfehlungen. So empfehlen Leiprecht und Lutz (2015) bspw. die Berücksichtigung von mindestens drei Kategorien (vgl. ebd., S. 288ff.). Weitere offene Fragen drehen sich innerhalb des Diskurses um Intersektionalität darum, ob zwischen vertikalen und horizontalen Kategorien unterschieden werden muss und ob Intersektionalität als »Theorie, Methodologie, Methode oder heuristisches Analyseinstrument der Operationalisierung« (Lutz 2017, S. 28) geltend gemacht werden soll.⁶ Die vorliegende Dissertation kann jedoch nicht als genuin intersektionale Analyse verstanden werden, weswegen der Diskurs um Intersektionalität hier nur angerissen wurde. Vielmehr wird Intersektionalität als Forschungsperspektive verstanden, die der Arbeit als »theoretisches Gerüst bzw. heuristisches Werkzeug, das die Reduktion auf *eine* Masterkategorie zu vermeiden sucht« (Lutz 2018, S. 143, H.i.O.), zugrunde liegt. Was den Zugang als Forschungsperspektive ausmacht, lässt sich auch mit Cho et al. (2013) zeigen: Sie verstehen dies als »analytic disposition [...] [and, JB] a way of thinking about the problem of sameness and difference and its relation to power« (ebd., S. 795).

6 Als wichtige Weiterentwicklung ist zudem das Mehrebenenmodell von Winker und Degele (2009) zu nennen.

Wenn die Defizitorientierung in der Forschung über migrantisierte Männer und Väter überwunden werden soll, muss zusätzlich zur intersektionalen, eine postkoloniale Forschungsperspektive eingenommen werden. Prattes (2022) argumentiert dies folgendermaßen: »[t]o preclude marginalized men and masculinities from being potentially progressive and caring both within gender scholarship and society at large, I argue, is to remain within a colonial logic of gender, power, and labor« (ebd., S. 16). Postkoloniale Theorie kann generell als eine Perspektive verstanden werden, die sich einerseits auf die Rekonstruktion des europäischen Imperialismus und Kolonialismus fokussiert sowie andererseits auf die Dokumentation und Analyse der Kämpfe gegen diese besondere Ausprägung von Herrschaft. Einer exakten und allgemeingültigen Definition entzieht sich die Bestimmung dessen jedoch (vgl. Castro Varela und Dhawan 2010, S. 304).⁷⁸ Da in der vorliegenden Arbeit vor allem die Kategorien Männlichkeit als Ausprägung von Geschlecht sowie Migrationshintergrund bzw. natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit im Fokus stehen, ist mit Dietze (2013) festzuhalten, dass Postkoloniale Theorie jedoch nicht über eine integrierte Genderperspektive verfügt, obwohl beide Ansätze strukturelle Machtdifferenzen und die Position der Unterdrückten als Ausgangspunkt der Überlegungen festhalten. Beide eint vielmehr, dass Hegemonien nicht als naturgegeben gesehen, sondern als »im Herrschaftsinteresse naturalisierte Phänomene« (ebd., S. 476) verstanden werden. Dennoch sind beide Ansätze nicht fraglos miteinander verbunden und verstehen sich nicht per se als einander ergänzend (vgl. ebd., S. 475ff.). In Bezug auf Theorien und Konzepte von Männlichkeit ist zu konstatieren, dass diese vor allem der »globalen Metropole«⁹ entspringen, sich auf »westliche Männlichkeiten« beziehen und die »Peripherie« lediglich als Datenquelle behandeln (vgl. Connell 2016, S. 304). Dementsprechend fordert Connell »to decolonize the study of masculinities«¹⁰ (ebd.). Zum Zusammenhang von Kolonialismus und Geschlechterordnungen merkt sie an, dass »[i]n colonization, native bodies were

-
- 7 Als einschlägige postkoloniale Denker:innen bzw. Theoretiker:innen, sind allen voran Edward W. Said, Homi K. Bhaba und Gayatri C. Spivak zu nennen (vgl. Castro Varela und Dhawan 2020, S. 99ff.).
- 8 Genauer differenzieren lässt sich hingegen der Begriff »postkolonial«, der zweierlei Bedeutungen impliziert: Zum einen wird unter diesem Terminus die zeitliche Epoche nach dem Kolonialismus verstanden, die in Europa durch die Aufklärung und die industrielle Revolution gekennzeichnet war, welche wiederum die Phase des Hochimperialismus ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ermöglichte. Zum anderen wird damit eine Denkweise bezeichnet, die Kolonialismus als »Labor der Moderne« (Dietze 2013, S. 472) versteht, jedoch darüber hinausgeht. Es geht also um, »koloniale und nach- und neokoloniale Verflechtungen« (ebd.) von ehemals kolonisierten und kolonisierenden Völkern (vgl. ebd., S. 471f.).
- 9 Damit meint Connell »the group of rich countries, mostly former imperial powers, that form the core of the world capitalist economy« (Connell 2005, S. 85).
- 10 Vgl. zum Verhältnis von Postkolonialität und Dekolonisierung: Castro Varela und Dhawan 2020, S. 24ff.

coerced to form plantation, pastoral and domestic workforces; land was seized; new power structures were built around the colonial state. These processes disrupted indigenous gender orders, often with great violence« (Connell 2014, S. 220). Dennoch ist die Schaffung einer kolonialen Geschlechterordnung nicht mit einer einfachen ›Transplantation‹ des europäischen Patriarchats gleichzusetzen. Vielmehr werden gleichzeitig soziale und kulturelle Traditionen der Kolonisierten für die Herstellung von Männlichkeit(en) beibehalten. Damit bringt Kolonialisierung neue Formen von Männlichkeit für die Kolonisierten und die Kolonisierenden gleichermaßen hervor (vgl. ebd.). So kann »[t]he double movement of disrupting indigenous gender orders and creating new ones« (Connell 2016, S. 306) als grundlegendes und andauerndes Merkmal des Kolonialismus gelten (vgl. ebd.). Die Bedeutung von Kolonialismus für Männlichkeitskonstruktionen wird deutlich sichtbar, wenn Suttner (2005) darauf hinweist, dass Männlichkeit(en) während der Apartheid und dem Kolonialismus im Allgemeinen verleugnet wurden. Als Kritik an Theorien über ›westliche Männlichkeiten‹ übt er, dass diese keine Situationen bedenken, in denen Männlichkeiten tatsächlich angegriffen werden, wie z. B., wenn Männer unabhängig von ihrem Alter oder wirklichen Namen als Jungen (›boy‹) bezeichnet und angesprochen werden (vgl. ebd., S. 72f.). Um Männlichkeiten verstehen zu können, so Connell (2005), müssen

»[g]lobal history and contemporary globalization [...] be part of our understanding of masculinities. Locally situated lives are (and were) powerfully influenced by geopolitical struggles, Western imperial expansion and colonial empires, global markets, multinational corporations, labor migration, and transnational media« (ebd., S. 72).

Dementsprechend benötigen die wechselseitigen blinden Flecken (›race-‹ bzw. ›genderblindness‹ und Heteronormativität¹¹ bzw. Eurozentrismus¹²) zwischen

11 Heteronormativität beschreibt, dass »Heterosexualität und die damit verbundenen Lebensweisen sowie die Existenz von zwei und nur zwei Geschlechtern selbstverständlich und natürlich, ja als die Grundlage von menschlicher Gesellschaft schlechthin, erscheinen. Ebenso stattdes bestimmte heterosexuelle Lebensweisen mit mehr Legitimität und Privilegien als andere aus. Heteronormativität erzeugt die Erfahrung der Richtigkeit, Normalität und Natürlichkeit von geschlechtlichen und sexuellen Lebensverhältnissen, Verkörperungen Subjektivierungen, Arbeitsverhältnissen und materiellen Besitzverhältnissen. Es reguliert daher ebenfalls die emotionale Qualität und Legitimität zwischenmenschlicher Beziehungen, indem es Privatheit, Intimität und Subjektivität strukturiert« (Woltersdorff 2019, S. 324f.).

12 Unter Eurozentrismus sind »Bilder und Deutungsmuster [zu verstehen, JB], die in erster Linie zur Klassifizierung der Weltbevölkerung dien(t)en, [und die, JB] im Laufe der Geschichte zur Etablierung einer westlichen Hegemonie und damit zur Verfestigung eines Universalismuskonzepts [führ(t)en, JB]. Es sind Bilder, die das Verhältnis zwischen ›Westen‹ und ›Nicht-Westen‹ historisch stark geprägt haben. Das eurozentrische Weltverständnis beruht auf der

feministischer Geschlechterforschung bzw. kritischer Männlichkeitenforschung und der Kategorie *race* bzw. der Postkolonialen Theorie in Forschungsarbeiten besondere Aufmerksamkeit (vgl. Farahani und Thapar-Björkert 2020, S. 92f.). Diese gilt es in der vorliegenden Arbeit aufzubrechen und zu überwinden. So sollen im Sinne der durch den Postkolonialismuskursus inspirierten Perspektive des Postmigrantischen

»die auf eingeübten ethnischen Klassifizierungen beruhenden Sortierungen [hinterfragt, JB] und [...] auf Verflechtungen, gemeinsame Geschichten, Überschneidungen, Mehrdeutigkeiten und vielheitliche Lebenswirklichkeiten [fokussiert werden, JB], ohne jedoch strukturelle Barrieren, asymmetrische Machtverhältnisse und Rassismen zu übersehen« (Yildiz 2021, S. 22).¹³

Männlichkeiten sollen in der vorliegenden Studie in ihren komplexen Verwobenheiten und Beziehungen mit weiteren Differenzkategorien rekonstruiert werden, ohne sie zu essentialisieren und/oder bestehende negativ konnotierte Stereotype zu reproduzieren. Beide Ansätze der Intersektionalität und Postkolonialität bilden damit eine Reflexionsfolie und eine zusammengedachte Metaperspektive für den grundlagentheoretischen Rahmen, das Forschungsdesign und die Ergebnisse bzw. deren Diskussion. Allerdings kann dieses Grundgerüst die Gefahr der Reifizierung lediglich eindämmen, aber nicht bannen.

2.3 Männlichkeit(en)

Beim Überblick über die Forschungslandschaft wird deutlich, dass zumeist unklar und implizit bleibt, was unter Männlichkeit verstanden wird. Im Widerspruch zu Alltagstheorien und damit vermeintlich allgemeingültigen Annahmen über Jungen und Männer lässt sich mit Connell (2015) konstatieren, dass Männlichkeit nicht kohärent ist und daher nicht als isolierte Einheit begriffen werden kann. Dementsprechend ist es ebenfalls nicht möglich, eine kohärente Wissenschaft von Männlichkeit zu begründen. Integrales Wissen über Männlichkeit zu produzieren ist also nur möglich, wenn Männlichkeit als ein Faktor einer umfangreichen Struktur begriffen wird (vgl. ebd., S. 119). Folglich definiert Connell Männlichkeit als »eine Position im

Annahme, dass historische Entwicklungen, die als typisch für das westliche Europa und das nördliche Amerika angesehen werden, ein Konzept darstellen, an dem die Geschichten anderer Menschen und Gesellschaften gemessen und (ab-)gewertet werden (können). Die Besonderheiten und historischen Unterschiede nichteuropäischer Gesellschaften werden als »unvollständig« und »mangelhaft« beschrieben und als rückständig betrachtet« (Yildiz 2022, S. 35f.).

13 Vgl. grundlegend zum Konzept des Postmigrantischen: Huxel et al. 2021, S. 15ff.

Geschlechterverhältnis; die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur« (ebd., S. 124). Budde (2014) versteht Männlichkeit ferner als »jenes kulturelle Muster, als die Summe der (teilweise auch widersprüchlichen) Anforderungen, die all denjenigen entgegentreten, die Männer bzw. Jungen sind, sich als solche identifizieren und/oder als solche adressiert werden« (ebd., S. 19). Damit rückt auch er mit dieser Definition von dem Anspruch ab, Aussagen über die Gesamtheit aller Jungen und Männer zu treffen oder darüber, was diese sind oder wie sie sein sollen. Dennoch lassen sich bei aller Unterschiedlichkeit einige bedeutsame Prinzipien festhalten, in denen sich die Männlichkeitsanforderungen der meisten Jungen und Männer ähneln. Hierunter fallen Aspekte wie »Coolness, Sportlichkeit, Selbstbewusstsein, Risikofreude, Überlegenheit, Konkurrenz aus Prinzip, Homophobie oder etwa Ironie« (ebd., S. 20). Diese Anforderungen an Männlichkeit verlangen auf individueller Ebene, dass Jungen und Männer sich zu ihnen ins Verhältnis setzen, was durchaus unterschiedlich gestaltet werden kann. So können sich Jungen und Männer den Männlichkeitsanforderungen widersetzen, diese umdeuten oder aber sich ihnen vollständig anpassen. Generell sind die Anforderungen umso wirkmächtiger, je wichtiger es dem jeweiligen Individuum ist, als ›richtiger‹ Junge oder Mann identifiziert werden zu können bzw., je mehr das jeweilige soziale Umfeld ›nicht-männliches‹, sprich weibliches Verhalten, bestraft (vgl. ebd., S. 19f.). Die angeführten Vorschläge zur Begriffsbestimmung von Männlichkeit ermöglichen die wissenschaftliche Erforschung und Reflexion dieses vermeintlich eindeutigen Phänomens und bilden damit den Grundpfeiler der folgenden Ausführungen. Nachfolgend wird der Fokus darüberhinausgehend auf die beiden, der Arbeit zugrundeliegenden männlichkeitstheoretischen Konzepte verschoben: Meuser (2013) verweist auf die ungebrochen häufige nationale wie internationale Beachtung des Konzepts der hegemonialen Männlichkeit von Carrigan, Connell und Lee (1985) in Studien der Männlichkeitsforschung, das von Connell wiederholt weiterentwickelt wurde. Dieser Ansatz beleuchtet Machtbeziehungen zwischen Männern und Frauen wie auch unter Männern selbst. In hohem Maße aufgegriffen wurde auch Bourdieus Schrift über die männliche Herrschaft (1997), in der Überlegungen zum Habitus und den ernstesten Spielen des Wettbewerbs diskutiert (vgl. ebd., S. 38f.; vgl. dazu auch: Budde und Rieske 2020, S. 240). Beim Überblick über die aktuelle Forschung zu Männlichkeiten zeigt sich jedoch, dass in den meisten Studien (ausschließlich) das Modell der hegemonialen Männlichkeit von Connell und weniger die Überlegungen Bourdieus den theoretischen Ausgangspunkt bildet.¹⁴ Mit Meuser (2010) lässt sich argumentieren, warum die Konzepte der hegemonialen Männlichkeit bzw. der männlichen Herrschaft sowie des Habitus in ihrer

14 Vgl. dazu Kap. 2.3.4.

Synthese im Folgenden aufgegriffen werden: »[E]ine Vermittlung der Ansätze [erscheint, JB] möglich und ertragreich. Hierfür sprechen zwei Gründe: beide sind einem praxeologischen Ansatz verpflichtet, und beide präsentieren ein Konzept von Männlichkeit, dessen Kern eine doppelte, die hetero- wie homosoziale Dimension umfassende, Distinktions- und Dominanzlogik ist« (ebd., S. 108). Damit sind beide Konzepte in ihrem gegenseitigen Aufeinanderbezogenheit geeignet, das theoretische Fundament der vorliegenden Arbeit und folglich auch der empirischen Untersuchung zu bilden. Daher werden beide Konzepte im Folgenden in ihrer Entstehung und (Weiter-)Entwicklung (2.3.1 und 2.3.2) sowie in ihrer Kritik und Synthese (2.3.3) beschrieben. Darüber hinaus erfolgt die Darstellung des aktuellen Forschungsstands zu Männlichkeit(en) in der Verschränkung mit Migration(shintergrund) (2.3.4) und eine Zusammenfassung der wichtigsten Erkenntnisse dieses Kapitels (2.3.5).

2.3.1 Hegemoniale Männlichkeit

Ursprünge

Das ursprünglich von Carrigan et al. (1985) begründete und (vor allem) von Connell wiederholt weiterentwickelte (Connell 1987, 2015; Connell und Messerschmidt 2005) Konzept der hegemonialen Männlichkeit gilt als eine der »Leitkategorie[n, JB] der Männlichkeitsforschung« (Scholz 2019, S. 420). Die hohe nationale wie internationale Rezeption des Konzepts lässt sich mit der konsequenten Argumentation aus einer macht- und herrschaftskritischen Analyseperspektive begründen, die anschlussfähig an feministische Frauen- und Geschlechterforschung ist. Männlichkeiten und Weiblichkeiten werden dabei in einer doppelten Dominanz- und Distinktionslogik verstanden (vgl. ebd. S. 419f.; vgl. dazu auch: Meuser 2013, S. 38ff.).

Das Konzept entspringt verschiedenen empirischen und theoretischen Arbeiten bzw. Zugängen, wie bspw. einer Feldstudie über soziale Ungleichheit in australischen High Schools (vgl. Connell und Messerschmidt 2005, S. 830). Darüber hinaus bilden feministische Theorien über das Patriarchat und damit verknüpfte Debatten grundlegende Quellen des Konzepts. Zudem wird Bezug auf den von Gramsci entlehnten Begriff der Hegemonie genommen, mit dem die Stabilisierung von Klassenverhältnissen zu analysieren versucht wurde. Einflussreich ist für die Entwicklung des Konzeptes zudem die ab den 1970er Jahren explosionsartig publizierte, soziologische und sozialpsychologische Literatur zur männlichen Geschlechtsrolle und vor allen Dingen die Kritik an der Geschlechterrollentheorie, die sich auf die Verwischung von Verhalten und Norm, die homogenisierende Wirkung des Rollenkonzepts und die mangelnde Berücksichtigung von Macht bezieht (vgl. ebd., S. 831). Carrigan et al. (1985) kommen folgerichtig zum Schluss, dass die Rollentheorie weder konzeptionell noch praktisch und empirisch eine adäquate Grundlage für die Analyse von Männlichkeit darstellt (vgl. ebd., S. 581). Auch die

Schwulenbewegung und die von ihr ausgehende Analyse der Unterdrückung von Männern durch andere Männer waren ausschlaggebend für die Entwicklung des Konzepts hegemonialer Männlichkeit. Darüber hinaus wurden Ergebnisse empirischer Sozialforschung, die die Perspektive eines »ethnographic realism« (Connell und Messerschmidt 2005, S. 832) ergänzten, die Pluralität von Männlichkeiten und die Komplexität der männlichen Geschlechtskonstruktion beleuchteten und den aktiven Kampf um Dominanz von und zwischen Männern belegten, für das Konzept herangezogen. Nicht zuletzt hatten die Annahmen der Psychoanalyse großen Einfluss auf die Entstehung des Konzepts (vgl. ebd., S. 831f.).

Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit

Connell (2015) geht davon aus, dass Geschlecht soziale Praxis strukturiert und ordnet. Der alltägliche Lebensvollzug wird in Relation zu einem Reproduktionsbereich organisiert, der durch körperliche Strukturen und menschliche Reproduktionsprozesse definiert ist. Es geht hierbei um einen historischen Prozess, der den Körper miteinbezieht, nicht um ein »starres Gefüge biologischer Determinanten« (ebd., S. 124). In dieser Logik gelten Männlichkeit und Weiblichkeit als prozesshafte Konfigurationen von Geschlechterpraxis (vgl. ebd., S. 124f.). Somit entspringt jede Form von Männlichkeit unterschiedlichsten Beziehungsstrukturen, die auch historisch unterschiedlich verortet sein können. In diesem Zusammenhang wird auch auf das Konzept des Doing Gender von West und Zimmerman (1987) rekurriert, das analysiert, wie Geschlecht in täglicher und routinierter Interaktion hervorgebracht wird (vgl. Connell und Pearse 2015, S. 73). Unter Geschlecht verstehen West und Zimmerman (1987) im Rahmen ihres Konzeptes:

»[We understand,]B) gender as a routine, methodical, and recurring accomplishment. We contend that the »doing« of gender is undertaken by women and men whose competence as members of society is hostage to its production. Doing gender involves a complex of socially guided perceptual, interactional, and micropolitical activities that cast particular pursuits as expressions of masculine and feminine »natures« [...] Rather than as a property of individuals, we conceive of gender as an emergent feature of social situations: both as an outcome of and a rationale for various social arrangements and as a means of legitimating one of the most fundamental divisions of society« (ebd., S. 126).

Obwohl ›Doing‹ oft mit ›Tun‹ übersetzt und auch verstanden wird, ist es von fundamentaler Bedeutung, dass es hierbei nicht um intentionales Handeln geht, sondern um ein ›Tun‹, »das sich so hochgradig verselbstständigt (routinisiert) hat, dass es von den Akteuren kaum bewusst wahrgenommen wird bzw. werden kann« (Gildemeister 2019, S. 411). Um Doing Gender als fortlaufende und in tägliche Interaktionen eingebettete Aktivität verstehen und analysieren zu können, nehmen die Au-

tor:innen eine Unterscheidung in Sex, Sex Kategorie und Gender¹⁵ vor, die sie am Beispiel der Fallstudie Agnes erläutern (vgl. Garfinkel 1967, S. 116ff.). Durch diese Differenzierungen schärfen die Autor:innen den Blick dafür, dass die bisher geläufige und reine Trennung in die Kategorien Sex und Gender unzureichend ist, und ermöglichen mit ihrer Konzeption eine Interpretation von Geschlecht, »[die, JB] ohne einen Rückgriff auf einen »natürlich gegebenen« Körper und darauf bezogene (psychische) Geschlechtsidentitäten auskommt« (vgl. Gildemeister 2019, S. 413). Kritisiert wird jedoch unter anderem an diesem Konzept, dass es eine Permanenz der Geschlechterkonstruktion unterstelle und dass die Annahme des ›Doing‹ notwendigerweise impliziere, »dass etwas auch *nicht getan* werden könnte« (ebd., S. 415, H.i.O.).¹⁶

Um die Struktur von Geschlecht darstellen zu können, entwickelt Connell (2015) ein dreistufiges Modell, welches »Ansatzpunkte für die Analyse von Männlichkeit« (ebd., S. 127) liefert. Sie differenziert zwischen Machtbeziehungen, Produktionsbeziehungen und der emotionalen Bindungsstruktur (Kathexis). Unter Machtbeziehungen fasst Connell die wichtigste Achse der Macht – das Patriarchat – als das die westliche Geschlechterordnung konstituierende Prinzip. Mit Walby (1989) bezeichnet das Patriarchat »a system of social structures, and practices in which men dominate, oppress and exploit women« (ebd., S. 214). Mit der Verwendung des Begriffs der Sozialstruktur wird zweierlei abgelehnt: Zum einen die Annahme eines biologischen Determinismus, zum anderen die Annahme, dass jeder einzelne Mann in einer dominanten und jede einzelne Frau in einer untergeordneten Position ist. Obwohl es zahlreiche Ausnahmen und auch Widerstände gibt, besitzt diese Struktur, so Connell, Allgemeingültigkeit und besteht fort. Damit muss sich patriarchale Macht aber auch der Frage nach der Legitimität stellen (vgl. Connell 2015, S. 127). Im Rahmen der Produktionsbeziehungen spricht Connell die in kapitalistischen Wirtschaftssystemen vorherrschende geschlechtliche Arbeitsteilung an, die bestimmte wirtschaftliche Vorteile für Männer mit sich bringt (vgl. ebd.). Damit meint Connell (1995): »Men gain a dividend from patriarchy in terms of honour, prestige and the right to command. They also gain a material dividend« (S. 82). Nicht nur Löhne,

15 Definiert werden diese Kategorien wie folgt: »Sex is a determination made through the application of socially agreed upon biological criteria for classifying persons as females or males [...] Placement in a sex category is achieved through application of the sex criteria, but in everyday life, categorization is established and sustained by the socially required identificatory displays that proclaim one's membership in one or the other category. Gender [...] is the activity of managing situated conduct in light of normative conceptions of attitudes and activities appropriate for one's sex category« (West und Zimmerman 1987, S. 127, H.i.O.).

16 Als Weiterentwicklung bildete sich das Konzept des Undoing Gender (vgl. Hirschauer 2016, S. 116ff.) heraus, jedoch ohne dass es Eindeutigkeit über seinen Gebrauch oder die Anwendung desselben gäbe (vgl. Gildemeister 2019, S. 415).

sondern auch das (ökonomische) Kapital zwischen Männern und Frauen sind aufgrund der patriarchalen Dividende ungleich verteilt (vgl. Connell 2015, S. 127). »So unplausibel es auch klingen mag, ist diese Akkumulation des Reichtums in einem direkten Zusammenhang mit dem Reproduktionsbereich vermittelt über das gesellschaftliche Geschlechterverhältnis« (ebd.). Die emotionale Bindungsstruktur (Kathexis) beschreibt (in einem Freudschen Verständnis) demgegenüber die Praktiken, die das sexuelle Begehren formen und als einen Aspekt der Geschlechterordnung realisieren. In der feministischen Analyse von Sexualität geht es im Hinblick auf das sexuelle Begehren vor allem um den Zusammenhang zwischen Heterosexualität und der damit einhergehenden dominanten Position von Männern (vgl. ebd., S. 128). Connell und Pearse (2015) verweisen zudem auf die Bedeutung von »symbolism, culture, discourse« (ebd., S. 83) für die Strukturkategorie Geschlecht. Ohne diese Begriffe in ihrer eigenen Bedeutung an dieser Stelle weiter ausführen und abgrenzen zu können, sei mit den Autor:innen angemerkt, dass es soziale Praxis voraussetzt, um Welt zu interpretieren. Wie Post-Strukturalist:innen feststellen, befindet sich nichts ›menschliches‹ außerhalb von Diskursen. Gesellschaft wird als bedeutungsgeladene Welt begriffen, deren Bedeutungen gleichzeitig die Spuren derjenigen sozialen Prozesse tragen, durch die sie entstanden sind. Kulturelle Systeme spiegeln partikuläre soziale Interessen wider und erwachsen aus spezifischen Lebensweisen. Diese Erkenntnis kann auf die Bedeutung von Geschlecht angewendet werden: Wann immer wir von ›Männern‹ oder ›Frauen‹ sprechen, verweisen wir damit auf ein exorbitant großes System von Auffassungen, Andeutungen, Obertönen und Anspielungen, die durch unsere Kulturgeschichte erwachsen sind. Die Bedeutungen der Wörter sind erheblich umfangreicher als die bloßen biologischen Unterscheidungen in männlich und weiblich. Obwohl die gesprochene wie schriftliche Sprache die am meisten analysierten Aspekte von Geschlechterverhältnissen sind, drückt sich »[g]ender symbolism« (ebd., S. 84) auch durch viele andere kulturelle Formen, wie z.B. die Art und Weise sich zu kleiden, Film und Fotografie aber auch die vom Menschen geschaffene Umwelt aus (vgl. ebd., S. 83f.).

Um Geschlecht also verstehen zu können, so Connell (2015), »müssen wir ständig darüber hinausgehen« (S. 129). Damit rekurriert sie auf die Einsicht, dass Geschlecht soziale Praxis fundamental strukturiert und deshalb zwangsläufig mit anderen Kategorien verwoben ist und verweist damit einmal mehr auf die Notwendigkeit einer intersektionalen Analyseperspektive (vgl. ebd., S. 128; Connell und Pearse 2015, S. 85f.). Dies gilt demgemäß auch für die Analyse von Männlichkeiten und die Beziehungen, in denen sie miteinander stehen. Die Einsicht, dass es verschiedene Formen oder Ausprägungen von Männlichkeit gibt, birgt jedoch zugleich die Gefahr der Komplexitätsreduktion: So gibt es nicht nur die eine, zum Beispiel Schwarze oder weiße Männlichkeit. Männlichkeiten relational zu betrachten, macht zusätzlich den enormen Druck sichtbar, unter welchem Geschlechterkonfigurationen geformt werden (vgl. Connell 2015, S. 130). Unter dem Einfluss dieser Perspektiven lassen

sich nun Praktiken und Verhältnisse betrachten, die »die Hauptformen von Männlichkeit in der derzeitigen westlichen Geschlechterordnung hervorbringen« (ebd.). Das bereits angesprochene, auf Gramsci zurückgehende Konzept der Hegemonie beschreibt eine Form von Beziehungen, in denen Männlichkeiten miteinander stehen können. Der Begriff bezieht sich auf »eine Dynamik, mit welcher eine Gruppe eine Führungsposition im gesellschaftlichen Leben einnimmt und aufrechterhält« (ebd.) oder wie Connell in einem frühen Werk schreibt:

»In the concept of hegemonic masculinity, ›hegemony‹ means (as in Gramsci's analyses of class relations in Italy from which the term is borrowed) a social ascendancy achieved in a play of social forces that extends beyond contests of brute power into the organization of private life and cultural processes« (Connell 1987, S. 184).

Hegemonie muss dabei jedoch nicht mit Gewalt und Zwang durchgesetzt werden, sondern beruht auf der impliziten Billigung durch die Untergeordneten (vgl. Meuser und Scholz 2012, S. 24). In jeder zeitlichen Epoche gibt es eine Form von Männlichkeit, die im Gegensatz zu den anderen eine kulturell herausgehobene Position innehat. Es handelt sich hierbei um die sogenannte hegemoniale Männlichkeit. Diese verkörpert »die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats« (Connell 2015, S. 130) und gewährleistet (das ist zumindest der Anspruch) die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung von Frauen. Jedoch ist die hegemoniale Männlichkeit keine unflexible Ausprägung, sondern ein kulturabhängiges und veränderbares Konzept. Sie bezeichnet »jene Form von Männlichkeit, die in einer gegebenen Struktur des Geschlechterverhältnisses die bestimmende Position einnimmt, eine Position allerdings, die jederzeit in Frage gestellt werden kann« (ebd.). Anzumerken ist darüber hinaus, dass nicht jeder Vertreter der hegemonialen Männlichkeit auch zwangsläufig der Machtelite angehört bzw. dass jeder Vertreter alle Facetten seines Lebens so gestaltet, dass es sich vollumfänglich mit der hegemonialen Männlichkeit deckt. Hegemoniale Männlichkeit kann dementsprechend auch durch Vorbilder wie z.B. Schauspieler oder fiktive Figuren verkörpert werden (vgl. ebd., S. 130f.).

An dieser Stelle lohnt sich ein Blick auf die Historizität hegemonialer Männlichkeit. Wie bereits angemerkt, verändert sich der Anspruch an und die Ausgestaltung des Idealbilds der hegemonialen Männlichkeit im Zeitverlauf: Connell und Wood (2005) stellen fest, dass »Hegemonic forms of masculinity in modernity are historically derived from the growth of industrial capitalism and the growth of imperialism« (S. 348). Dadurch entstanden verschiedene Ausprägungen bürgerlicher Männlichkeiten, die jedoch einige wesentliche Merkmale gemeinsam hatten: »association with authority; social conservatism; compulsory heterosexuality; integration with a family division of labor; strongly marked, symbolic gender differences; and

emotional distance between men and women« (ebd.). Die Träger dieser Geschlechterkonfigurationen kontrollierten die Schlüsselindustrien der jeweiligen regionalen Wirtschaft, weswegen die lokalen Muster hegemonialer Männlichkeit mit den lokalen Mustern des Kapitalismus verwoben waren. Durch den sich wandelnden Kapitalismus, aber auch durch andere Entwicklungen, verändert(e) sich hegemoniale Männlichkeit.¹⁷ Die Globalisierung gilt dabei als einer der größten Einflüsse. Mit Connell und Wood (2005) lässt sich für die heutige Ausprägung hegemonialer Männlichkeit folgendes konstatieren:

»In contemporary gender studies, it is widely acknowledged that dominant forms of masculinity are associated with major forms of social power. In discussions of contemporary capitalism, it is widely acknowledged that the most powerful institutions, excepting only major states, are transnational corporations operating in global markets« (ebd., S. 347).

Die Weltwirtschaft könnte demnach ein Setting für ein neues Muster hegemonialer Männlichkeit sein, das sich besonders unter global agierenden Managern finden lässt – die sog. Transnational Business Masculinity (vgl. ebd.; Connell 2005, S. 77). Jedoch merken die Autor:innen an, dass die These über die Ausprägung der Transnational Business Masculinity – sogar in der Geschäftswelt – nur einen Teil der Veränderung von Männlichkeit unter dem Einfluss von Globalisierung erklären kann (vgl. ebd., S. 362f.; vgl. dazu auch: Connell 2010, S. 19ff.). Betont werden muss an dieser Stelle nochmals, dass es sich bei Konfigurationen hegemonialer Männlichkeit um eine zu dieser Zeit akzeptierte Strategie handelt.

»Sobald sich die Bedingungen für die Verteidigung des Patriarchats verändern, wird dadurch auch die Basis für die Vorherrschaft einer bestimmten Männlichkeit ausgehöhlt. Neue Gruppen können dann alte Lösungen in Frage stellen und eine neue Hegemonie konstruieren. Die Vorherrschaft jeder Gruppe von Männern kann von den Frauen [und anderen, nicht dieser binären Logik folgenden Gruppen, JB] herausgefordert werden« (Connell 2015, S. 131).

Selbst wenn also davon ausgegangen wird oder werden kann, dass Männer sich an der Verwirklichung des Musters der Transnational Business Masculinity orientieren, heißt das nicht, dass dies auch zukünftig das Idealbild von Männlichkeit sein wird. Transformationen von Männlichkeit lassen sich bspw. im gegenwärtigen Diskurs um neue Vaterschaft beobachten, auf die später eingegangen wird.

Im Rahmen der kulturellen Dominanz von Männern gibt es weitere, spezifische hierarchische Verhältnisse zwischen Gruppen von Männern. Connell bezeich-

17 Vgl. zur ausführlichen Darstellung der Entwicklung hegemonialer Männlichkeit in ihrer Verwobenheit mit Globalisierung: Connell 1998, S. 12ff.

net eine dieser Formen als Unterordnung. Hier stehen sich hetero- und homosexuelle Männer gegenüber, wobei erstere die dominante und letztere die untergeordnete Gruppe darstellen (vgl. Connell 2015, S. 131). In Abgrenzung zur hegemonialen Männlichkeit schreibt Connell (1987):

»The most important feature of contemporary hegemonic masculinity is that it is heterosexual, being closely connected to the institution of marriage; and a key form of subordinated masculinity is homosexual. This subordination involves both direct interactions and a kind of ideological warfare« (S. 186).

Die Diskriminierung schwuler Männer reicht demnach von kultureller Stigmatisierung bis hin zu konkreten Praktiken, wie der Ausübung verschiedenster Schattierungen von Gewalt. So geraten homosexuelle Männer »an das unterste Ende der männlichen Geschlechterhierarchie« (Connell 2015, S. 132). Allerdings können auch heterosexuelle Männer der untergeordneten Männlichkeit zugerechnet werden – wenn sie Eigenschaften haben oder Verhaltensweisen zeigen, die dem weiblichen Geschlecht zugeschrieben werden. Dies geht mit massiven verbalen Angriffen gegen solche Männer einher. Untergeordnete Männlichkeit wird damit mit einer symbolischen Nähe zur Weiblichkeit assoziiert (vgl. ebd., S. 131f.).

Neben der Unterordnung existiert Komplizenschaft als eine weitere (hierarchische) Beziehung, in der Männer zueinanderstehen können. Normative Definitionen von Männlichkeit bergen die Problematik, dass es für Männer sehr schwer ist, den Ansprüchen zu genügen. Insofern ist es, wie bereits angesprochen, nur wenigen Männern überhaupt möglich, dem hegemonialen Muster vollständig zu entsprechen. Dennoch profitieren komplizenhafte Männer, die die Mehrzahl aller Männer darstellen, von der bereits angesprochenen, sog. patriarchalen Dividende, die aus der Unterdrückung von Frauen resultiert (vgl. Connell 2015, S. 133). Sie schlägt sich konkret in der Sicherung von »Vermögens-, Macht- und emotionale[n] Vorteile[n]« (Scholz 2012, S. 24) für Männer nieder. Komplizenhaft sind solche Männer, die zwar von der patriarchalen Dividende profitieren, »sich aber nicht den Spannungen und Risiken an der vordersten Frontlinie des Patriarchats aussetzen« (Connell 2015, S. 133). Zu betonen ist an dieser Stelle jedoch, dass komplizenhafte Männer oftmals weitreichende Kompromisse mit ihren Frauen oder innerhalb der Familie schließen. Viele Männer, die von der patriarchalen Dividende profitieren, achten die Frauen in ihrem Umfeld, sind nicht gewalttätig, verrichten Sorge- und/oder Lohnarbeit und sind keine Antifeministen (vgl. ebd.).

Aufgrund der Interaktion von Geschlecht mit anderen Kategorien wie sozialer Herkunft oder Ethnizität bzw. natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit wird ein weiteres Beziehungsmuster zwischen den Männlichkeitsformen beschrieben: die Marginalisierung. Sie charakterisiert die Beziehungen zwischen Männlichkeiten dominanter und untergeordneter Klassen oder ethnischer Gruppen. Die

Beziehungsstruktur der Marginalisierung entsteht dabei immer relativ zur Ermächtigung hegemonialer Männlichkeit der dominanten Gruppe. So können bspw. der Erfolg und die Popularität eines Einzelnen (Schwarzen Mannes) der Gruppe aller Schwarzen Männer nicht generell mehr Autorität verleihen. Auch Beziehungsmuster zwischen Untergeordneten Männern können die Pole Marginalisierung oder Ermächtigung einnehmen. Trotz des schematischen Charakters der verschiedenen Beziehungsformen zwischen Männlichkeiten wird betont, dass es sich dabei um Handlungsmuster und keine festen Charaktertypen dreht, die Teil eines veränderbaren Beziehungsgefüges sind (vgl. ebd., S. 133ff.).

Messerschmidt und Messner (2018) verweisen zudem auf eine vierte, nicht hegemoniale Form von Männlichkeit, die Connell in Bezugnahme auf die Arbeiten des Psychoanalytikers Alfred Adler und deren Weiterentwicklungen formuliert: »[P]rotest masculinities are constructed as compensatory hypermasculinities that are formed in reaction to social positions lacking economic and political power« (ebd., S. 38). Connell (2000) betont in Bezugnahme auf Protest Masculinities den Zusammenhang der Ausbildung von gewaltsamen Mustern von Männlichkeit als Reaktion auf Gewalt. Protest Masculinities zeigen sich beispielweise in Kontexten von Armut und ethnischer Unterdrückung (vgl. ebd., S. 224). Auch Jungen können diese Männlichkeitsmuster als Reaktion auf ihre Benachteiligung aufgrund von Klasse und natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit zeigen: »The majority of boys learn to negotiate school discipline with only a little friction. A certain number, however, take the discipline system as a challenge, especially in peer networks which make a heavy investment in ideas of toughness and confrontation« (ebd., S. 162).

Kritik und Weiterentwicklung

Meuser und Scholz (2012) merken an, dass Connells Konzept viel Kritik provoziert: So wird auf der einen Seite vor allem die begriffliche Unschärfe bemängelt, gerade dies trägt auf der anderen Seite aber auch zur großen Popularität des Konzeptes bei (vgl. ebd., S. 24). Connell und Messerschmidt (2005) bieten in ihrem Aufsatz einen Überblick über Arbeiten und Argumentationen, die das Konzept der hegemonialen Männlichkeit seit der beginnenden Debatte darum in den 1990er Jahren aus verschiedenen Blickwinkeln kritisieren. Die vielfältige Kritik lässt sich zu fünf Hauptkritikpunkten verdichten: Ein erster Kritikpunkt bezieht sich auf das zugrundeliegende Konzept von Männlichkeit. Dies wird dafür kritisiert, dass es innerhalb einer heteronormativen Konzeption von Gender entworfen wird, welches die binäre Unterscheidung von männlich und weiblich essentialisiert und Differenzen wie Ausgrenzungen innerhalb von Geschlechterkategorien ignoriert. Weiterhin stützt sich diese Konzeption auf die Dichotomisierung von biologischem und sozialem Geschlecht und marginalisiert bzw. naturalisiert damit den Körper. Unter dem zweiten Kritikpunkt von »Zweideutigkeit und Überschneidungen« wird vor al-

lem die Frage danach gestellt, wer hegemoniale Männlichkeit tatsächlich repräsentiert, da bekannt ist, dass viele Männer, die zwar mächtige Positionen innehaben, trotzdem nicht das Idealbild von Männlichkeit verkörpern. Das Problem der Reifizierung stellt den dritten Hauptkritikpunkt dar: Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit reduziert und reifiziert Männlichkeit in der Anwendung auf Macht und Toxizität. Als vierten Strang der Kritik bemängeln einige Autor:innen, dass dem Konzept eine unzureichende Gegenstandstheorie zugrunde liegt und daraus eine Simplifizierung des Gegenstands folgt. Als fünften Kritikpunkt lässt sich das Muster von Geschlechterbeziehungen anführen. Unter diesem Punkt wird Kritik am Konzept subsumiert, die sich auf eine funktionalistische Sichtweise von Geschlechterverhältnissen bezieht und davon ausgeht, dass es sich dabei um ein sich selbst reproduzierendes System handelt (vgl. ebd., S. 836ff.).

Wie Messerschmidt und Messner (2018) konstatieren, bezieht sich die Reformulierung des Konzepts, die insbesondere durch Connell und Messerschmidt (2005) vorgenommen wurde, auf vier Aspekte: Erstens werden aufgrund der empirischen Evidenz bestimmte Aspekte des ursprünglichen Konzepts beibehalten, insbesondere »the relational nature of the concept [...] and the idea that this relationship is a pattern of hegemony¹⁸ – not only a pattern of simple domination« (Messerschmidt und Messner 2018, S. 39). Historisch gut belegt sind ebenso die grundlegenden Annahmen des Konzepts, dass hegemoniale Männlichkeit nicht zwangsläufig das mächtigste oder häufigste (oder gleichzeitig mächtigste und häufigste) Muster von Männlichkeit ist. Zweitens muss ein neuformuliertes Verständnis hegemonialer Männlichkeit einen holistischeren Zugang zu Geschlechterungleichheit integrieren, der die Handlungsfähigkeit und Macht untergeordneter Gruppen in der Verwobenheit von Geschlecht mit anderen sozialen Kategorien wie Klasse, *race*, Alter, Sexualität und Nation anerkennt. Drittens muss die Verkörperung (»Embodiment«) hegemonialer und nicht hegemonialer Männlichkeiten differenzierter bearbeitet werden. Dieser Anspruch muss auch dafür geltend gemacht werden, wie hegemoniale und nicht hegemoniale Männlichkeiten herausgefordert und angefochten werden und sich dadurch ändern können. Viertens dürfen Wissenschaftler:innen hegemoniale Männlichkeit nicht vereinfacht als gesamtgesellschaftliches Phä-

18 In diesem Zusammenhang ist auf das für Connells Werk essentielle Konzept der »emphasized femininity« (Messerschmidt und Messner 2018, S. 38) zu verweisen. Es beschreibt eine Form von Weiblichkeit, die sich durch Unterwürfigkeit, »nurturance« und Empathie als »weibliche Tugenden« an männliche Macht anpasst. »It is the global subordination of women to men that provides an essential basis for differentiation. One form is defined around compliance with this subordination and is oriented to accommodating the interests and desires of men. I will call this »emphasized femininity«. Others are defined centrally by strategies of forms of non-compliance. Others again are defined by complex strategic combinations of compliance, resistance and co-operation« (Connell 1987, S. 183f.).

nomen begreifen, sondern müssen empirisch existierende, hegemoniale Männlichkeiten¹⁹ auf drei Ebenen analysieren:

»[F]irst, the *local* (meaning constructed in gender regimes involving the face-to-face interaction of families, organizations, and immediate communities); second, the *regional* (meaning constructed at the level of a society-wide gender order); and, third, the *global* (meaning constructed in the global gender order involving transnational world politics, business, and media)« (Messerschmidt und Messner 2018, S. 40, H.i.O.).

Die Betrachtung dieser drei Ebenen (local, regional und global) muss aber nicht nur für die Analyse hegemonialer Männlichkeit gelten, sondern auch für die der Geschlechterordnung in einer globalen Perspektive. Connell (2005) konstatiert diesbezüglich:

»If we recognize that very large scale institutions, such as the state and corporations are gendered [...], and if we recognize that international relations, international trade, and global markets are inherently an arena of gender politics [...], then we can recognize the existence of a world gender order. The world gender order can be defined as the structure of relationships that interconnect the gender regimes of institutions, and the gender orders of local societies, on a world scale« (ebd., S. 72).

Wie bereits angemerkt, handelt es sich beim Konzept der hegemonialen Männlichkeit um ein breit und interdisziplinär rezipiertes Konzept, dass über die Jahrzehnte bis heute nicht an Aktualität oder Popularität einbüßt. Vielmehr legen viele internationale Studien das Modell nach wie vor zugrunde. Ebenfalls zeigt sich, dass die Bezugnahme auf das Konzept der hegemonialen Männlichkeit durch die Berücksichtigung der Annahmen Bourdieus sinnvoll ergänzt werden kann, weswegen im Folgenden das Konzept der männlichen Herrschaft sowie die Habitus- und Kapitaltheorie dargestellt wird.

2.3.2 Männliche Herrschaft: eine grundlegende Einführung

Die Arbeiten Bourdieus haben neben dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit in Erziehungswissenschaft und Soziologie Konjunktur und werden vor allem innerhalb der Männlichkeitenforschung zumeist in Verbindung miteinander aufgegriffen (vgl. Beaufaÿs 2019, S. 355). Durch Bourdieus Werk »Die männliche Herrschaft« (1998), das 2005 in der deutschen Übersetzung erschien, wurde die Diskussion über

19 Der Plural wird im Text bewusst hervorgehoben.

reziproke Verweisungszusammenhänge seiner theoretischen Konzepte und der Geschlechterforschung verstärkt. Während die Frage nach dem Nutzen bzw. Ertrag des Werks umstritten bleibt, haben Bourdieus Konzepte, wie z.B. der Habitus, Einzug in die Geschlechterforschung gehalten (vgl. Thon 2017, S. 130).

Männliche Herrschaft

Geschlechtsspezifische Sozialisation²⁰ ist als ein fundamentaler Aspekt in der komplexen Frage nach der Reproduktion von mit Geschlecht verwobenen Machtverhältnissen zu betrachten. Über den Gesichtspunkt der Sozialisation hinaus lässt sich bezüglich dieser Frage nach der Perpetuierung von Geschlechterhierarchien das Bourdieusche Konzept der männlichen Herrschaft anführen (vgl. Thon 2017, S. 131).

Bourdieu Überlegungen basieren dabei auf ethnologischen Beobachtungen, die er in den 1950er Jahren in der kabyllischen Gesellschaft in Algerien durchführt (vgl. Bourdieu 2013, S. 14f.). Die Beobachtungen eignen sich deshalb für eine Analyse männlicher Herrschaft, da »aufgrund der geringeren gesellschaftlichen Komplexität die Strukturen männlicher Herrschaft [in der kabyllischen Gesellschaft, JB] in Reinform« (Budde 2014, S. 22) zutage treten. Bourdieu (2013) beschreibt männliche Herrschaft als einen Effekt symbolischer Gewalt. Unter letzterer versteht er »jene sanfte, für ihre Opfer unmerkliche, unsichtbare Gewalt, die im wesentlichen [sic!] über die rein symbolischen Wege der Kommunikation und des Erkennens, oder genauer des Verkennens, des Anerkennens oder, äußerstenfalls, des Gefühls ausgeübt wird« (ebd., S. 8). Das Adjektiv »symbolisch« soll die Gewalt jedoch keineswegs verharmlosen oder relativieren, vielmehr möchte Bourdieu damit »der Objektivität der subjektiven Erfahrung der Herrschaftsverhältnisse ihren Platz in der Theorie einräumen, JB« (ebd., S. 65). Um symbolische Gewalt nicht zu beschönigen, ist es zudem ausschlaggebend, sich die Historizität von Herrschaftsstrukturen bewusst zu machen. Diese, so Bourdieu, sind »Produkt einer unablässigen (also geschichtlichen) Reproduktionsarbeit« (ebd., H.i.O.), die durch (einzelne) Akteur:innen wie Männer aber auch Familien, die Schule, Kirche und auch den Staat geleistet wird (vgl. ebd.). Es lässt sich unterstreichen, dass symbolische Gewalt also subtil wirkt und männliche Herrschaft sich damit unaufhaltsam und durch vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Habitus reproduziert:

»Die symbolische Gewalt realisiert sich nur durch einen praktischen Akt des Erkennens und Verkennens, der sich diesseits von Bewußtsein und Willen vollzieht und der all den Bekundungen, Befehlen, Einflüsterungen, Verlockungen, Drohungen, Anordnungen oder Ermahnungen ihre »hypnotische Macht« verleiht. Aber ein Herrschaftsverhältnis, das der Komplizenschaft der Dispositionen bedarf, hängt, was sein *Fortbestehen oder seine Veränderung* angeht, zutiefst vom

20 Vgl. kritisch zum Begriff: Maihofer 2015, S. 640f.

Fortbestehen oder von der Veränderung der Strukturen ab, deren Produkt diese Dispositionen sind« (ebd., S. 77, H.i.O.).

Männliche Herrschaft kann sich also nur durch die implizite und unbewusste Zustimmung der Untergeordneten vollziehen, die vor allem auch durch die Inkorporation der Machtbeziehungen gewährleistet wird (vgl. Bourdieu 1997, S. 165). Damit (re-)produziert sie sich zum einen durch die »für sich genommen willkürliche Einteilung der Dinge und Aktivitäten« (Bourdieu 2013, S. 18) in die Kategorien männlich und weiblich. Dies wiederum fügt sich in ein System homologer Gegensätze ein, das soziale Welt konstituiert. Die Problematik in Bezug auf diese universell geltenden Denkschemata besteht darin, dass die Einteilung als natürlich und auf körperliche Gegebenheiten bezogen verstanden wird (vgl. ebd., S. 18f.). Bourdieu bezeichnet die Naturalisierung von Geschlecht demgegenüber sogar als »vollständige Verkehrung von Ursache und Wirkung« (ebd., S. 19). Zum anderen manifestiert sich männliche Herrschaft über die körperliche Hexis, also die Körper(-lichkeit) von Frauen und Männern, die sich durch entgegengesetzte und sich ergänzende Körperhaltungen, Weisen des Auftretens und Gesten auszeichnet (vgl. Bourdieu 1997, S. 162).

Die männliche Herrschaft betreffend ist festzuhalten, »daß sie der Rechtfertigung nicht bedarf: Die androzentrische Sicht zwingt sich als neutral auf und muß sich nicht in legitimatorischen Diskursen artikulieren« (Bourdieu 2013, S. 21). Sie wird durch die soziale Ordnung, die ihr Fundament in geschlechtlicher Arbeitsteilung sowie in der Struktur von Raum und Zeit findet, perpetuiert (vgl. ebd., S. 21f.). Schließlich ist mit Bourdieu (1997) anzumerken, dass »es nicht möglich ist, der symbolischen Gewalt, die eine Dimension aller Herrschaft ist und das Essentielle der männlichen Herrschaft ausmacht, auf die Spur zu kommen, ohne den Habitus einzuführen« (ebd., S. 166).

Habitus

1967 führt Bourdieu den Habitusbegriff erstmals systematisch, ein Jahr später dann offiziell, ein. Danach findet dieser in seiner endgültigen Funktion Anwendung, wird allerdings wiederholt ausgearbeitet und den jeweiligen Forschungskontexten entsprechend angepasst (vgl. Rehbein 2011, S. 89; vgl. dazu auch: Bourdieu 1974, S. 125ff.). Bourdieus Anliegen ist es anhand des Begriffs sichtbar zu machen, dass

»zwischen der Position, die der einzelne innerhalb eines gesellschaftlichen Raumes einnimmt, und seinem Lebensstil ein Zusammenhang besteht [...] Als Vermittlungsglied zwischen der Position oder Stellung innerhalb des sozialen Raumes und spezifischen Praktiken, Vorlieben usw. fungiert das, was ich ›Habitus‹ nenne, das ist eine allgemeine Grundhaltung, eine Disposition gegenüber der Welt, die zu systematischen Stellungnahmen führt« (Bourdieu 2005, S. 31).

Subjekte inkorporieren Bourdieu (1987a) zufolge ihre Lebensumstände, sprich sie verleiben sie sich ein (vgl. ebd., S. 107). Handlungs- und Denkschemata, die den Habitus prägen, werden in primären und sekundären Sozialisationsinstanzen erworben. Dies ermöglicht Klassifikationen zur Einordnung und Bewertung sozialer Situationen, anderer handelnder Personen, Praxen und von vom Menschen geschaffenen Objekten (vgl. Beaufaÿs 2019, S. 352).²¹ Die Funktion des Habitus ist eine doppelte: Er fungiert

»gleichzeitig [als, JB] ein System von Schemata der Produktion von Praktiken und ein System von Schemata der Wahrnehmung und Bewertung der Praktiken. Und beide Male kommt in seinen Operationen die soziale Position zum Ausdruck, in denen er sich entwickelt hat« (Bourdieu 2011, S. 144).

Infolgedessen ist er auch ein »System von Grenzen« (Bourdieu 2005, S. 33). Damit meint Bourdieu, dass jede soziale Lage durch Eigenschaften und Merkmale definiert ist, die sich aus der bestimmten Position im »System der Existenzbedingungen« (Bourdieu 1987b, S. 279) ergeben. Dieses bildet aufgrund der unterschiedlichen Positionen ein »System von Differenzen« (ebd., H.i.O.). Damit wird die jeweilige soziale Lage dadurch bestimmt, was sie nicht ist und im Besonderen »durch das ihr Gegensätzliche« (ebd.). Die individuellen Erfahrungen der sozialen Lage und ihrer bestimmten Position finden Ausdruck im Habitus, der damit wiederum Ausdruck des Systems der Existenzbedingungen ist. Homologe Gegensatzpaare wie oben-unten, reich-arm, aktiv-passiv strukturieren, wie bereits gezeigt, Praktiken und Wahrnehmungen (vgl. ebd.). Der Habitus ermöglicht somit einerseits bestimmtes Verhalten, andererseits wird durch ihn bestimmtes Verhalten verwehrt (vgl. Bourdieu 2005, S. 33). In Bezug auf ›Klassenzugehörigkeit‹ kann dies noch einmal zugespitzt werden:

»[V]ermittels der Verteilung der Eigenschaften präsentiert sich die soziale Welt objektiv als ein symbolisches System, das nach der Logik der Differenz, des differentiellen Abstands organisiert ist. Tendenziell funktioniert der soziale Raum wie ein symbolischer Raum, wie ein Raum von Lebensstilen und durch unterschiedliche Lebensstile gekennzeichnete Statusgruppen« (Bourdieu 2011, S. 146).

Von dieser Distinktionslogik betroffen ist ebenso die soziale Kategorie Geschlecht. Um den scheinbar »magischen Vorgang« (Bourdieu 1997, S. 166) der Aneignung eines (geschlechtlichen) Habitus analysieren zu können, muss die »Bildungs- und For-

21 Von Beaufaÿs bleiben tertiäre Sozialisationsinstanzen (vgl. Hurrelmann und Bauer 2015, S. 155f.) an dieser Stelle unberücksichtigt (vgl. Beaufaÿs 2019, S. 352). Diese sind aus Sicht der Verfasserin im Hinblick auf die (Aus-)Bildung eines Habitus jedoch keinesfalls zu vernachlässigen.

mungsarbeit« (ebd.) beschrieben werden, durch die »eine dauerhafte Transformation des Körpers und der üblichen Umgangsweise mit ihm erzielt wird« (ebd.). Durch ebendiese Bildungs- und Formierungs- und auch »Erziehungsarbeit« (ebd., S. 186), »konstruiert die soziale Welt den Körper als vergeschlechtlichte Wirklichkeit und [...] als Speicher von vergeschlechtlichenden Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien, die wiederum auf den Körper in seiner biologischen Realität angewendet werden« (ebd., S. 167). Der Unterschied zwischen den biologischen Geschlechtern wird damit naturalisiert und fügt sich in die Prinzipien der Einteilung, die einer »mythischen Weltsicht« (ebd., S. 169) folgen. Diese Einteilungsprinzipien begreift Bourdieu als Produkt der männlichen Herrschaft, »die als die fundamentale Struktur der sozialen Ordnung in die Realität der Welt eingeschrieben ist« (ebd.). Daraus folgt, dass biologische Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen Körpern sowie anatomische Unterschiede der Sexualorgane »als unanfechtbare Rechtfertigung des gesellschaftlich konstruierten Unterschieds zwischen den Geschlechtern *erscheinen*« (ebd., H.i.O.). Damit wird Sexismus genau wie Rassismus essentialisierend: Historisch und gesellschaftlich gewachsene Unterschiede werden naturalisiert (vgl. ebd.).

Meuser (2010) kritisiert, dass Bourdieu in seinen zahlreichen Abhandlungen über den Habitus keine Systematisierung von Geschlecht als organisierendes Prinzip vornimmt. Eine Begriffsklärung oder Theorie des geschlechtlichen Habitus sucht man vergeblich. Erst in den jüngeren Arbeiten nähert sich Bourdieu dem Geschlechterverhältnis. Meuser zufolge ist ein geschlechtlicher Habitus Basis von Doing Gender²², welches durch den Habitus Ordnung findet. Da dies keine freiwillige Entscheidung ist, sondern eben durch den Habitus diktiert wird, ist Geschlecht nicht als individuelle Eigenschaft zu verstehen (vgl. ebd., S. 116ff.). Meuser nimmt an, dass es »pro Geschlecht einen Habitus [gibt, J.B.], also einen männlichen und einen weiblichen« (ebd., S. 120). Bourdieu zufolge lässt sich eine Reihe qualitativer Besonderheiten festhalten, die männliche und weibliche Dispositionen betreffen. Zu den männlich konnotierten Anlagen gehört die Hingabe zu den Macht- und Gewaltspielen, die sogenannte *libido dominandi* sowie die Ausbildung der dafür nötigen Denkweisen, Emotionen und Praktiken (vgl. Jäger et al. 2012, S. 25). Unter der *libido dominandi* versteht Bourdieu (1997) den »Wunsch [von Männern, JB], die anderen Männer zu dominieren, und sekundär, als Instrument des symbolischen Kampfes, die Frauen« (ebd., S. 215). Die weiblich konnotierten Dispositionen betreffend führt Bourdieu demgegenüber die *libido dominantis* an, also die Bereitschaft, sich unterzuordnen und die Herrschenden zugleich zu begehren. Männer müssen ihre Männlichkeit weiterhin aktiv und dauerhaft her- und unter Beweis stellen, während Frauen einer passiven Haltung verpflichtet sind (vgl. Jäger et al. 2012,

22 Vgl. dazu Kap. 2.3.1.

S. 25f.). Durch die Gleichsetzung des ›Weiblichen-Seins‹ mit dem ›Wahrgenommen-Sein‹ werden Frauen als ›symbolische Objekte‹ konstituiert und ihre Existenz vor allen Dingen »für und durch die Blicke der anderen« (Bourdieu 2013, S. 117) legitimiert (vgl. ebd.). Bourdieu beschreibt jedoch nicht nur Unterschiede zwischen den Geschlechtern, sondern markiert Differenzen zwischen Frauen von sozialen Kategorien wie Klasse oder Ethnizität. Das verbindende Element zwischen Frauen liegt demgegenüber in ihrem relationalen Verhältnis, das sich auf die Position im sozialen Raum bezieht. Auch für Männlichkeit lässt sich festhalten, dass es sich um ein relationales Konzept handelt. Dies spiegelt sich vor allem in der Angst und Ablehnung von Weiblichkeit im Allgemeinen, aber insbesondere im Erkennen des Weiblichen im Männlichen wider (vgl. Jäger et al. 2012, S. 26).

Mit den geschlechtlichen Habitus sind jedoch nicht die Gleichförmigkeit von »Handlungen, Einstellungen, Attributen« (Meuser 2010, S. 120) des jeweiligen Habitus gemeint. Vielmehr gibt es diverse Weiblichkeiten und Männlichkeiten, die ihrer Verschränkung mit weiteren sozialen Kategorien anerkannt und analysiert werden müssen (vgl. ebd.). Mit Faulstich-Wieland (2008) lässt sich eruieren, dass Individuen zu Beginn ihres Lebens (und zumeist schon pränatal) als männlich oder weiblich kategorisiert und im Raum positioniert werden (vgl. ebd., S. 241). Damit erwerben sie im Verlauf ihres Sozialisationsprozesses dauerhafte, überindividuelle Dispositionen, die sie zu situationsangemessenem, geschlechtsspezifischem Verhalten befähigen. Zusammenfassend lässt sich also mit Bourdieu (1997) folgendes festhalten:

»Als Produkte der Einschreibung eines Herrschaftsverhältnisses in den Körper sind die strukturierten und strukturierenden Strukturen des Habitus das Prinzip praktischer Erkenntnis- und Anerkennungsakte der magischen Grenzlinie, die den Unterschied zwischen den Herrschenden und den Beherrschten, d.h. ihre soziale Identität erzeugt, die vollständig in dieser Beziehung erhalten ist. Dieses vom Körper vermittelte Wissen bringt die Beherrschten dazu, an ihrer eigenen Unterdrückung mitzuwirken, indem sie, jenseits jeder bewußten Entscheidung und jedes willentlichen Beschlusses, die ihnen auferlegten Grenzen stillschweigend akzeptieren oder gar durch ihre Praxis die in der Rechtsordnung bereits aufgehobenen produzieren und reproduzieren« (ebd., S. 170).

Deutlich wird in diesem Zitat eine Parallele zum Konzept der hegemonialen Männlichkeit: So beruht die Reproduktion männlicher Herrschaft, die vor allem durch vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Habitus sichergestellt wird, nicht auf Gewalt und Zwang, sondern auf der impliziten Zustimmung durch die Beherrschten.

Eine zentrale Voraussetzung des Erwerbs eines männlichen Habitus und somit Praxis der Manifestierung männlicher Herrschaft sind die sog. ernstesten Spiele des Wettbewerbs. Die Spiele machen den »Mann wahrhaft zum Mann« (Bourdieu

1997, S. 189) und dienen der Anhäufung symbolischen Kapitals. Die Teilnahme an den ernstesten Spielen sichert den Männern den Erwerb von bestimmten Dispositionen und diversen Privilegien. Sie sind für die Männer jedoch zugleich eine Bürde: Die Teilnahme an ihnen ist verpflichtend, »um mit sich selbst im reinen zu sein, um in den eigenen Augen einer (herkömmlichen) Vorstellung des Mannes würdig zu bleiben« (ebd.). Frauen sind, bis auf ihre Funktion als »Objekte des Austauschs« (ebd., H.i.O.) oder wie Meuser (2008) sie in Anlehnung an Virginia Woolf beschreibt, als »schmeichelnde Spiegel« (ebd., S. 34, H.i.O.), von den Spielen ausgeschlossen (vgl. Bourdieu 1997, S. 189). Sie haben »das (gänzlich negative) Privileg, von den Spielen, bei denen um Privilegien gestritten wird, nicht getäuscht zu werden und zumindest nicht unmittelbar, in eigener Person in sie involviert zu sein« (ebd., S. 196). Die ernstesten Spiele des Wettbewerbs können verschiedenste Formen annehmen. Die klassischen Spiele sind »Wissenschaft, Wirtschaft, Politik« (Scholz 2004, S. 40), die Form »*par excellence*« (Bourdieu 1997, S. 196, H.i.O.) jedoch ist der Krieg (vgl. ebd.). Auf der Mikroebene männlicher Interaktion nehmen die ernstesten Spiele des Wettbewerbs (heutzutage) Formen wie »Computerspielen, Fußball oder beruflicher Konkurrenz über Ironisierungen, intellektuelles Kräftemessen bis zu gewalttätigen Auseinandersetzungen oder Mutproben« (Budde 2014, S. 34) an. Gemeinsam ist ihnen allen, dass Männer erhebliche Risiken in Kauf nehmen, um im Wettbewerb Reputation zu erlangen und Selbstwirksamkeit zu erfahren (vgl. ebd.). Der Wettbewerb im Rahmen der ernstesten Spiele fungiert für Männer paradoxerweise sowohl als Mittel zur Trennung und zur Herstellung von Binnenhierarchie als auch als Mittel zur Herstellung von Vergemeinschaftung, Solidarität und Miteinander unter Männern. Das Risikohandeln, das dem Wettbewerb inhärent ist, wird von Männern als »Strukturübung« (Meuser 2008, S. 42, H.i.O.) immer wieder neu angeeignet. Im Rahmen dieser Strukturübungen lernen Männer überdies, die Spiele zu lieben, was ihnen wiederum einen »Gender-Vorteil« (ebd.) verschafft. Beobachten lässt sich dies bspw. in sog. Rat Races um Spitzenpositionen. Frauen lehnen es ab, sich an diesen zu beteiligen – sie durchschauen zwar die Spielregeln, lieben den Wettbewerb aber nicht so wie die Männer (vgl. ebd., S. 34ff.).²³

Kapitaltheorie

Wie bereits erwähnt, dienen die ernstesten Spiele insbesondere der Akkumulation symbolischen Kapitals. Das symbolische Kapital kann dem sozialen Kapital zugerechnet werden, das

23 Dass Frauen seltener in Spitzenpositionen vertreten sind, hat freilich vielfältigere Gründe als »nur« nicht mit und im Rahmen der ernstesten Spiele des Wettbewerbs sozialisiert worden zu sein.

»die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen [bezeichnet, JB], die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind; oder, anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen« (Bourdieu 1983, S. 190f., H.i.O.).

Insgesamt werden drei grundlegende Kapitalsorten beschrieben, die in starkem Zusammenhang miteinander stehen. Unter Kapital fasst Bourdieu (2005) generell »akkumulierte Arbeit, entweder in Form von Material oder in verinnerlichter, »inkorporierter« Form [...] als *vis insita* ist Kapital eine Kraft, die den objektiven und subjektiven Strukturen innewohnt; gleichzeitig ist das Kapital – als *lex insita* – auch grundlegendes Prinzip der inneren Regelmäßigkeiten der sozialen Welt« (S. 49, H.i.O.). Die Anhäufung von Kapital, egal in welcher Form, braucht jedoch Zeit. Ihm wohnt eine »Überlebenstendenz« (ebd., S. 50) inne, das heißt, dass es ihm einerseits möglich ist, Profite hervorzubringen sowie sich andererseits selbst zu reproduzieren oder zu wachsen (vgl. ebd.). Die elementaren Formen bilden das ökonomische, das kulturelle und das soziale Kapital. Das ökonomische Kapital ist die am wenigsten komplexe Kapitalsorte. Es ist »unmittelbar und direkt in Geld konvertierbar« (ebd., S. 52). Kulturelles und soziales Kapital sind, in Abhängigkeit zu »mehr oder weniger hohen Transformationskosten« (ebd.), in ökonomisches Kapital konvertierbar (vgl. ebd., S. 52f.). Bourdieu zufolge kann kulturelles Kapital hingegen in inkorporiertem, objektiviertem und institutionalisiertem Zustand existieren. Im verinnerlichtem, inkorporierten Zustand liegt das kulturelle Kapital in Form von »dauerhaften Dispositionen des Organismus« (ebd., S. 53) vor. Damit ist es an den jeweiligen, individuellen Körper gebunden, und setzt einen »Verinnerlichungsprozeß« (ebd., S. 55, H.i.O.) voraus, der Zeit kostet. Da es in den Habitus übergegangen ist, kann diese Form kulturellen Kapitals nicht ohne Weiteres an eine andere Person weitergegeben werden – im Gegensatz zum objektivierten Kulturkapital. Dies kann z.B. in Form unterschiedlicher Kulturgüter wie bspw. Gemälden oder Instrumenten vorliegen. Dennoch lässt sich auch hier nur das juristische Eigentum übertragen, nicht aber »dasjenige Merkmal, das die eigentliche Anwendung erst ermöglicht« (ebd.). Zuletzt ist das institutionalisierte Kulturkapital anzuführen, das in Form von Titeln vorliegen kann. Personen erhalten durch schulische bzw. akademische Titel eine Form institutioneller Anerkennung, mithilfe derer sie sich distinguieren können (vgl. ebd., S. 53ff.).²⁴ Schließlich ist das soziale Kapital zu nennen, das »die Gesamtheit der aktuellen und potenziellen Ressourcen [umfasst, JB], die mit dem Besitz

24 In der Verschränkung von Kulturkapital und ökonomischem Kapital wird sichtbar, wie sich soziale Herkunft und Bildungserfolg gegenseitig bedingen. So verweist Bourdieu (2005) darauf, dass nicht alle Familien die ökonomischen (und kulturellen) Ressourcen haben, ihren Kindern Bildung »über das Minimum hinaus« (ebd., S. 58) zu ermöglichen. Der Zusammenhang von sozialer Herkunft und Bildungserfolg ist zahlreich nachgewiesen worden und auch

eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten *Beziehungen* gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind« (ebd., S. 63). Die betreffenden Personen erhalten damit Sicherheit und gelten als kreditwürdig. Zur Aufrechterhaltung des sozialen Kapitals dringend nötig sind materielle und/oder symbolische Tauschbeziehungen. Das individuelle soziale Kapital bemisst sich nicht nur am Umfang derjenigen Beziehungen, die tatsächlich mobilisiert werden können, sondern auch an den jeweiligen Kapitalien, über die die Beziehungspartner:innen selbst verfügen. Die Zugehörigkeit zu einer spezifischen Gruppe ermöglicht materielle und symbolische Profite, wie bspw. bestimmte Gefälligkeiten oder erhöhtes Ansehen. Jedoch handelt es sich bei Beziehungsnetzen nicht um natürliche Gegebenheiten, vielmehr ist permanente »Institutionalisierungsarbeit« (ebd., S. 65) nötig, die auf die Etablierung und Aufrechterhaltung von Sozialbeziehungen gerichtet ist, deren direkter Ertrag sich früher oder später zeigt. Die jeweilige Gruppe reproduziert sich durch die gegenseitige Anerkennung ihrer Mitglieder und sichert damit gleichzeitig ihre Grenzen nach Außen. Damit einhergehend muss gruppenintern ausgehandelt werden, »wie man Gruppenmitglied wird, [...] aber vor allem auch, wie man zum Repräsentanten (Delegierten, Beauftragen, Bevollmächtigten usw.) der gesamten Gruppe wird und damit zugleich über ihr Sozialkapital verfügt« (ebd., S. 68), um die Erhaltung und Akkumulation des gruppenkonstituierenden Kapitals nicht zu gefährden (vgl. ebd., S. 63ff.).

Mit Blick auf die Umwandlung von Kapitalarten schreibt Bourdieu (2005) dem ökonomischen Kapital insofern eine Sonderrolle zu, dass damit die anderen Kapitalsorten erworben werden können. Damit sind jedoch Transformationskosten und -arbeit in Kauf zu nehmen, um einen Machtverlust zu verhindern (vgl. ebd., S. 70). Zudem muss bezüglich der Beziehung zwischen den verschiedenen Kapitalsorten und deren Umwandlung eine »doppelte Annahme« (ebd., H.i.O.) getroffen werden, nämlich:

»daß das ökonomische Kapital allen anderen Kapitalarten zugrundeliegt, daß aber andererseits die transformierten und travestierten Erscheinungsformen des ökonomischen Kapitals niemals ganz auf dieses zurückzuführen sind, weil sie ihre spezifischsten Wirkungen überhaupt nur in dem Maße hervorbringen können, wie sie verbergen (und zwar zu allererst vor ihrem eigenen Inhaber), daß das ökonomische Kapital ihnen zugrunde liegt und insofern, wenn auch nur in letzter Instanz, ihre Wirkungen bestimmt« (ebd., S. 70f.).

Um nachvollziehen zu können, wie die Akkumulation und Reproduktion von Kapital in seiner eigenen Logik funktioniert, muss einerseits gegen den »Ökonomismus«

heute noch von höchster Relevanz (vgl. dazu z.B.: Autor:innengruppe Bildungsberichterstattung 2022).

(ebd., S. 71, H.i.O.) und andererseits gegen den »Semilogismus« (ebd., H.i.O.) vorgegangen werden. Erstere Betrachtungsweise reduziert alle anderen Kapitalsorten letzten Endes auf das ökonomische und ignoriert damit die spezifische Wirksamkeit der anderen Arten. Letztere reduziert soziale Tauschbeziehungen auf »Kommunikationsphänomene und ignoriert die brutale Tatsache der universellen Reduzierbarkeit auf die Ökonomie« (ebd.). Ganz generell unterscheiden sich die Kapitalsorten also auch nach ihrer Reproduzierbarkeit. Dabei spielen das »Schwundrisiko« (ebd., S. 73) sowie die »Verschleierungskosten« (ebd.) eine große Rolle, die tendenziell »mit entgegengesetzten Vorzeichen [...] variieren« (ebd.). Bei sozialem Kapital und der dafür konstitutiven Produktion und Reproduktion von Tauschbeziehungen würde sich dies bspw. im Risiko der Undankbarkeit ausdrücken, da sich der »Anerkennung einer Schuldverpflichtung« (ebd.) jederzeit widersetzt werden kann (vgl. ebd.). Abschließend lässt sich zur Umwandlung der Kapitalsorten konstatieren:

»Der arbiträre Charakter der Aneignung zeigt sich nirgends deutlicher als bei der Übertragung von Kapital, vor allem bei der Sukzession, einem kritischen Moment für jede Macht. Jede Reproduktionsstrategie ist deshalb unausweichlich auch eine Legitimationsstrategie, die darauf abzielt, sowohl die exklusive Aneignung wie auch ihre Reproduktion sakrosant zu machen« (ebd., S. 74).

Kritik

Bourdieu stößt mit seinem Konzept der männlichen Herrschaft bei vielen feministischen Wissenschaftler:innen auf harsche Kritik und Ablehnung. Kraus (2011) gibt den kritischen Stimmen recht, wenn sie konstatiert, dass die empirischen Bezüge, die fehlende Berücksichtigung von wichtigen Forschungen und Erkenntnissen der Frauen- und Geschlechterforschung sowie die Passagen zur »Frau als Objekt«, die den »Male Gaze« spiegeln, »irritierend« (ebd., S. 46) wirken (vgl. ebd., S. 45f.). Diese Kritik bezieht sich vor allem auf die Konzeption des Habitus, insbesondere aber auf die des geschlechtlichen Habitus: Die Macht der Geschlechtsklassifikation, die das Männliche als das Überlegene konstruiert, speist sich dabei aus der vermeintlichen Naturgegebenheit. Soziale Unterschiede zwischen dem Männlichen und dem Weiblichen sowie die Differenzierung der sozialen Welt in männlich und weiblich werden damit letztendlich auf biologische Körper zurückgeführt. »Diese Verkennungseffekte sind auch in »modernen Gesellschaften« wirksam« (Dölling 2004, S. 78), obwohl Stereotype und (Aus-)Gestaltungen von Geschlechterrollen flexibler geworden sind und sich das Wissen um den Konstruktionsaspekt von Geschlecht auch außerhalb der Geschlechterforschung weit verbreitet hat (vgl. ebd., S. 76ff.). Dem Konzept des Habitus wird darüber hinaus ein inhärenter Determinismus angelastet, der individuelles Aufbegehren und emanzipative Prozesse nicht erfassen kann. Daher bleiben z.B. politische Bewegungen wie die Frauenbewegung im Konzept der männlichen Herrschaft unberücksichtigt. Dementgegen argumentiert Kraus (2011),

dass dieser Kritik die Entgegensetzung der Positionen von Individuum und Gesellschaft zugrunde liegt. Bourdieu, so Kraus, begreift Menschen jedoch zum einen als denkende und reflektierende Wesen, zum anderen sucht er das Potential für gesellschaftliche Veränderungen in deren durch Individuen konstituierte Bedingungen. Zudem ist die Überwindung männlicher Herrschaft durch die diskursive Dekonstruktion von Konzepten und von Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata eine Illusion – zu tief sind diese in die soziale Welt und Körper eingeschrieben (vgl. ebd., S. 46f.). »Dies zu verkennen birgt die Gefahr [...] die Komplexität gesellschaftlicher Veränderungsprozesse zu unterschätzen oder auch letztlich den der Herrschaft Unterworfenen die Verantwortung hierfür zuzuschreiben« (ibd., S. 47).

Mit Dölling (2004) lässt sich fragen, wie es der männlichen Herrschaft gelingt, sich zu reproduzieren. Die auf die Biologie zurückgeführten und nach wie vor kaum hinterfragten Geschlechterunterschiede und die damit einhergehende Hierarchie reihen sich zum einen in das von Bourdieu beschriebene System homologer Gegensätze ein. Die Logik des neoliberalen Kapitalismus mit seinen Anforderungen an Leistung und Flexibilität führt zum anderen zu einer Verschleierung von sozial produzierten Unterschieden zwischen den Geschlechtern und delegitimiert den Diskurs darüber, so Dölling. Damit werden Geschlechterdifferenzen als naturgegeben gerahmt, die Bewältigung ihrer Auswirkungen individualisiert und gleichstellungspolitische Interventionen als nicht mehr zeitgemäß gelabelt. Zudem erschwert die Inkorporierung von Geschlechterklassifikationen im praktischen Handeln die bewusste Wahrnehmung und Reflexion derselben. So werden Hierarchien wiederum naturalisiert und Herrschaftsverhältnisse somatisiert. Ein weiterer Verkennungseffekt männlicher Herrschaft liegt Dölling zufolge in der expliziten und impliziten Zustimmung der Herrschenden sowie der Beherrschten, die durch die Inkorporierung der Geschlechterklassifikation durch Sozialisationsprozesse gewährleistet wird. Selbst die wissenschaftliche Analyse der Machtverhältnisse, die z.B. durch die Geschlechterforschung vorgenommen wird, muss an ihre Grenzen stoßen, da »ihnen [den Forschenden, JB] für ihre Reflexion und Kritik dieser Machtverhältnisse (zunächst) nur die Erkenntnismittel zur Verfügung stehen, die sie mit den Nutznießern dieser Macht- und Herrschaftsverhältnisse teilen« (ibd., S. 85). Damit muss auch die wissenschaftliche Rekonstruktion von Geschlecht auf die Begriffe (»Männer« und »Frauen«), in die die jeweiligen Differenzen und Hierarchien eingeschrieben sind, zurückgreifen. Darüber hinaus bleibt anzumerken, dass auch die »Nutznießer« der männlichen Herrschaft symbolischer Gewalt unterworfen sind. Der Preis, den die Herrschenden dafür zahlen, zeigt sich z.B. im Diskurs über die Krise von Männlichkeit (vgl. ebd., S. 77ff.). Diese wird vornehmlich in zwei Bereichen sichtbar: Einerseits im Prozess der männlichen Identitätsbildung sowie andererseits in der Veränderung der gesellschaftlichen Position der Männer. So wird Männlichkeit als »fragil« (Meuser 2015, S. 95) gedeutet, da diese durch die ersten Spiele des Wettbewerbs immer neu hergestellt werden muss und das Risiko eines

potenziellen Scheiterns besteht. Die gesellschaftliche Position des Mannes wird darüber hinaus vor allem »durch die Auflösung des Normalarbeitsverhältnisses und die Pluralisierung der Familie« (ebd., S. 98) herausgefordert. Dies ist insofern eine existentielle Bedrohung für Männer, als dass die industriegesellschaftliche Männlichkeitskonstruktion Beruf, Karriere und Männlichkeit nahezu unauflöslich miteinander verknüpft (vgl. ebd.). Meuser merkt darüber hinaus an, dass sich bestimmte Lebensbereiche (junger) Männer als prekär erweisen und sie darüber hinaus teilweise mit höchst widersprüchlichen Erwartungen konfrontiert werden, was oft zu Konflikten führt. Somit wird Männlichkeit letztendlich zu einer »ambivalenten Angelegenheit« (Meuser 2005a, S. 54), die immer neu ausgehandelt werden muss. Identitäten sind demnach als antagonistische Gebilde und Prozesse zu begreifen, nicht als in sich schlüssige Einheiten (vgl. ebd.), und Männlichkeit avanciert damit von einer »Vorgabe zur Gestaltungsaufgabe« (Meuser 2015, S. 102).

Bourdieu, so Kraus (2011), plädiert, wie bereits erwähnt, für einen »symbolischen Kampf«, um die männliche Herrschaft aufzubrechen. Dieser muss sich auf die Felder der Politik und Wirtschaft, aber auch auf die »Sektoren der kulturellen Produktion und Reproduktion: die Kirchen, die Schulen, die Medien, die Künste, schließlich auch die Wissenschaften« (ebd., S. 48) beziehen. Damit einhergehend verweist er auf die unbedingte Notwendigkeit der Reflexion der Standortgebundenheit²⁵, um die Objektivität der Wissenschaften, so gut wie möglich, zu gewährleisten (vgl. ebd.).

2.3.3 Kritik und Synthese

Als Kritik an beiden Modellen führen Budde und Rieske (2020) an, dass die empirische Basis der Konzepte »überaus dünn« (S. 238) ist. Für Bourdieus Konzept des Habitus bemängeln sie, dass dieses auf einer explorativen Feldstudie in der Kabylei in den 1950er Jahren basiert, zu deren Datengrundlage kaum Informationen verfügbar sind. Problematisch ist dabei zudem die theoretische Übertragung von aus einer vormodernen Gesellschaftsordnung gewonnenen Erkenntnissen auf die heutige individualisierte, pluralisierte und globalisierte Gesellschaft. In der theoretischen Analyse von Männlichkeiten, die durch postmoderne Transformationen gekennzeichnet sind, muss dies berücksichtigt werden. Gleiches gilt für Connells hegemoniale Männlichkeit: Auch hier bildet eine vergleichsweise geringe Anzahl von Einzelinterviews das empirische Fundament, welches, so die Kritik der Autoren, unter Verwendung rigider Patriarchatstheorien einige Fragen in Bezug auf machttheoretische Aspekte unbeantwortet bzw. unreflektiert lässt. Ganz generell lässt sich an beiden Modellen die Applizierung eines »statistische[n] Machtmodell[s]« (ebd.) sowie

25 Vgl. dazu Kap. 1 und 3.3.

die mangelnde Transparenz mit Blick auf Methodologie und Auswertungsmethode bemängeln. Damit besteht ein Hauptkritikpunkt darin, dass offenbleibt, inwiefern Transformationen von Männlichkeit mit beiden Modellen analysiert und abgebildet werden können. Weiterhin ist anzumerken, dass beide Ansätze Machtanalysen darstellen, sich aber nicht als Analyseraster verstehen. Wie sich auch anhand des Forschungsstands zur Männlichkeitenforschung beobachten lässt, werden beide Modelle jedoch als solche angewendet – so auch in der vorliegenden Arbeit. Dementsprechend sei es von besonderer Wichtigkeit, offenzubleiben für »Transformatorisches und Unerwartetes« (ebd., S. 239), da die grundlagentheoretischen Zugänge mit Bourdieu und Connell den Blick dafür verstellen könnten (vgl. ebd., S. 238f.).

Jenseits der bereits formulierten methodologischen und methodischen Kritik lassen sich beide Modelle mit Meuser und Scholz (2012) zusammendenken (siehe dazu auch: Meuser 2010, S. 121ff.; Scholz 2012, S. 25ff.). Ausgangspunkt dieser Überlegung ist die schon angesprochene doppelte Logik des Modells: Zum einen wird hegemoniale Männlichkeit als kulturelle Orientierung verstanden, zum anderen werden anhand des Konzepts Männlichkeitskonstruktionen in ihrer Produktion und Transformation in Alltagspraktiken analysiert. Diese sich voneinander unterscheidenden Analyseebenen werden von Connell aber nicht expliziert, so die Autor:innen. Meuser und Scholz (2012) schlagen daher vor, die Ebene, welche hegemoniale Männlichkeit als kulturelles Muster mit normativer Zielvorgabe fasst, als institutionalisierte Praxis zu begreifen. Somit kann hegemoniale Männlichkeit in ihrer Historizität rekonstruiert werden. Damit hegemoniale Männlichkeit in einer Gesellschaft überhaupt bestehen kann, muss »neben Geschlecht mindestens eine zweite Achse sozialer Differenzierung« (ebd., S. 25) vorliegen, sodass Männlichkeiten hierarchisiert werden können. Die (jeweilige) Ausprägung der hegemonialen Männlichkeit wird dabei durch die soziale Praxis der gesellschaftlichen Elite(n) determiniert. Unter Einbezug des Konzeptes des männlichen Habitus, konkreter unter der Annahme, dass sich der männliche Habitus vor allem im homosozialen Raum und die diesen konstituierende kompetitive Logik verwirklicht, verweisen die Autor:innen darauf, dass das normative Ideal der hegemonialen Männlichkeit in sozialen Praktiken nun als »*generatives Prinzip* der Konstruktion von Männlichkeit oder des Doing Masculinity« (ebd., H.i.O.) wirkt. Jedoch besteht das Resultat dieses Prinzips nicht immer in der Verwirklichung von hegemonialer Männlichkeit, vielmehr ist dies aufgrund der Interdependenz mit anderen Differenzkategorien sogar meistens nicht der Fall (vgl. ebd., S. 25f.).

2.3.4 Stand der Forschung

Ende der 1970er, bzw. zu Beginn der 1980er Jahre erscheinen in Großbritannien und den USA erste Arbeiten, die sich einer kritischen Theorie von Männlichkeit(en) verschreiben. Eine sozialwissenschaftliche Thematisierung von Männlichkeit lässt

sich für Deutschland hingegen erst in der Mitte der 1990er Jahre feststellen (vgl. Meuser 2010, S. 91). Auch mehr als zehn Jahre später ist für die deutsche Männer- und Männlichkeitsforschung festzustellen, dass diese »noch in den Kinderschuhen [steckt, J.B.]« (Baur und Luedtke 2008, S. 8). Daran scheint sich – mit Blick auf die Theoriebildung zu Männlichkeit in der Erziehungswissenschaft – bis heute wenig geändert zu haben. Budde und Rieske (2020) datieren die Hauptphase der (erziehungs-)wissenschaftlichen Diskussion um Männlichkeit auf den Zeitraum zwischen den Jahren 2005 und 2012. Seither scheint sie jedoch an Aktualität verloren zu haben (vgl. ebd., S. 241).^{26,27}

Klassische Forschungsbereiche und Themenfelder der (interdisziplinären) Männlichkeitenforschung sind die Kindheit und Jugend von Jungen, Väter und Vatersein, Sport, Militär, männliche Sexualität, männliche Gewalt, männliche Intimität, Homophobie, »men of colour«, Männer am Arbeitsplatz, männliche Gesundheit sowie Theorien und die historische Genese von Männlichkeit (vgl. Capraro 2004, S. 533).²⁸ Da für die vorliegende Arbeit jedoch insbesondere solche (erziehungswissenschaftlichen und soziologischen) Publikationen von Relevanz sind, die die Überschneidungen und Verwobenheiten der Kategorien Männlichkeit

-
- 26 Mit Meuser (2010) ist darüber hinaus darauf hinzuweisen, dass der überwiegende Teil der sozialwissenschaftlichen Forschung bis dato quasi der Männerforschung zugeordnet werden kann, »insofern als die Forschung von Männern betrieben worden ist, als sie die Besonderheiten weiblicher Lebenslagen nicht berücksichtigt hat, als sie das Männliche mit dem Allgemein-Menschlichen gleichgesetzt hat« (S. 94).
- 27 Vgl. zur ausführlichen Rekonstruktion der Entwicklung von Männlichkeits- bzw. Männlichkeitenforschung aus verschiedenen Disziplinen und in internationalen Perspektiven den Sammelband von Horlacher et al. (2016).
- 28 Der Überblick über aktuelle Studien aus der nationalen, wie internationalen Forschungslandschaft zeigt erstens, dass diese Forschungstradition fortgeführt wird: Männlichkeit(en) wird bzw. werden in qualitativen wie quantitativen oder triangulierenden Studien weiterhin in den klassischen Bereichen, jedoch immer stärker im Zusammenhang mit anderen Forschungsbereichen und Differenzkategorien untersucht. Zweitens ist es insbesondere das Konzept der hegemonialen Männlichkeit, das als theoretische Reflexionsfolie herangezogen in den Studien herangezogen wird: So lassen sich mit Blick auf die klassischen Forschungsfelder beispielhaft folgende, (neuere) Studien anführen: Halvorsen und Ljunggren (2021) beschäftigen sich in ihrer Studie mit der Reproduktion von hegemonialer Männlichkeit bzw. sog. Business Masculinity unter ökonomisch privilegierten Schülern. Atherton (2014) untersucht anhand von Interviews mit ehemaligen Soldaten die Verwobenheit von haushaltsbezogenen Fähigkeiten und hegemonialer bzw. militärischer Männlichkeit. Der alltägliche Umgang von Männern mit (ihrer) Gesundheit ist Gegenstand der Studie von Luck (2021). (Männliche) Geschlechternormen und deren Transformation werden zudem in quantitativen Testverfahren aufgegriffen und untersucht, so z.B. in Gerdes et al. (2018) und Kim et al. (2020). Winter (2022) wiederum legt eine Studie zum Zusammenhang von Pornographie, Sexualität und Männlichkeit mit dem Fokus auf junge Männer vor.

und natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit bzw. Migration oder Migrationshintergrund in den Blick nehmen, wird nachfolgend auf einschlägige und neuere Forschungsarbeiten mit diesem Fokus eingegangen.

Für Studien und Arbeiten zu ›men of colour‹, bzw. in Bezug auf die Verschränkung von Männlichkeit und Migration, sei mit Wojnicka und Pustulka (2019) grundlegend darauf hingewiesen, dass die Überschneidung von Geschlecht und Migration kein neues Forschungsfeld ist. Gleichwohl beschäftigen sich frühere Studien vor allem mit den Nachteilen und Herausforderungen im Migrationsprozess, die sich weiblichen Migrantinnen stellen. Erst seit Beginn des 21. Jahrhunderts lassen sich Studien mit ähnlichen Argumentationen für männliche Migranten finden (vgl. ebd., S. 91; vgl. dazu auch: Griffiths 2015, S. 469ff.). Mit Hibbins und Pease (2009) lässt sich jedoch darauf hinweisen, dass männliche Migranten keineswegs differenziert erforscht wurden, sondern

»this generic ›migrant‹ was perceived as an individual, rational decision-maker seeking to maximise his labour and this generalised ›man‹ also failed to explore men's particular experiences and views in addition to marginalising the role of women in migration« (ibd., S. 4, H.i.O.).

Dass die Homogenisierung von ›den‹ migrantischen Männern unzulässig ist, unterstreicht Wojnicka (2020) einmal mehr, wenn sie darauf hinweist, dass die Erfahrungen migrantischer Männer nicht nur durch die Kategorie Geschlecht, sondern auch von »other demographic and societal factors such as race, ethnicity, religious background, class, age, sexuality, nationality and primary geographical emplacement« (ibd., S. 286) beeinflusst wird und plädiert damit einmal mehr für eine intersektionale Perspektive in der Forschung über migrantische Männer und Männlichkeiten (vgl. ebd., S. 288). Dass das Zusammendenken von Geschlechter- und Migrationsforschung nicht neu ist, stellt einen Gegenhorizont zu der von Lutz (2020) festgestellten, lange andauernden fehlenden gegenseitigen Bezugnahme der Forschungsfelder der Migrations- und Geschlechterforschung dar (vgl. ebd., S. 213; vgl. dazu auch: Scheibelhofer 2007, S. 274ff.). Eher ließen sich wohl ein mangelndes gegenseitiges Verständnis und/oder gegenseitige Ignoranz der jeweiligen Erkenntnisse aus dem anderen Forschungsfeld vermuten, woraus eine gegenseitige Marginalisierung der Ergebnisse folgt. Beispielhaft für Projekte und Studien, die Geschlecht und Migration schon früh aufeinander beziehen²⁹, lässt sich bereits für die 1990er Jahre das

29 Auch aus der Schulforschung liegen aus dieser Zeit Studien mit ähnlichem Zugang vor. So beschäftigt sich Weber (2003) mit der Verschränkung von Sexismus und Rassismus. Der Untersuchung liegt die Hypothese zugrunde, »dass in der diskursiven Verknüpfung der sozialen Kategorien Geschlecht und Ethnizität Geschlechterkonzepte hervortreten, die als legitime und illegitime Formen von Weiblichkeit in Konkurrenz zueinander gesetzt werden und der Dominanzgesellschaft Distinktionsgewinne sichern« (ibd., S. 9). Konkreter untersucht sie an-

im Rahmen des DFG Projektes FABER durchgeführte Forschungsprojekt FAFRA anführen, das sich anhand von qualitativen und quantitativen Analyseverfahren mit Einstellungskonzepten und Akkulturationsstrategien von zwei Gruppen von Einwander:innenfamilien in vergleichender Perspektive beschäftigt. Diese werden zu Einstellungen und Geschlechterbildern westdeutscher Frauen und Männer in Bezug gesetzt. Ein wichtiges Ergebnis ist, dass sich die Frauenbilder und Weiblichkeitskonstruktionen der türkischen Frauen und derjenigen der Aussiedlerinnen deutlich von denen der westdeutschen Frauen unterscheiden. Mit Blick auf das in der Studie besonders zentral behandelte Thema Mutterschaft ist festzuhalten, dass die westdeutschen Frauen sich zu Mutterschaft eher kritisch äußern, bzw. eine »gebrochene Haltung« (Herwartz-Emden 2003, S. 43) aufweisen, während die »Einwanderinnen in der Mutterschaft die biographische Option sehen, die Kontinuität und existentielle Sicherheit gewährleistet« (ebd.). Am Tenor der Forschung, dass »[d]ie Funktion von Familie in Migrations- und Einwanderungsprozessen [...] erst äußerst lückenhaft untersucht und vielfach nur mit einer ›Defizithypothese‹ beantwortet [wird, JB]« (ebd., S. 13, H.i.O.) hat sich bis heute nicht viel geändert. Wie noch genauer gezeigt wird,³⁰ gilt auch heute noch für einen großen Teil der Forschung, dass »die Einwandererfamilie als traditionelle, autoritäre, konfliktbeladene, desorganisierte Familie [erscheint, JB]« (ebd.). Auch die qualitative Arbeit von Spohn (2002) lässt sich in diesem Zusammenhang anführen. Ausgehend von der Problematik, dass es aufgrund der Sichtweise, dass »Migrationsforschung [...] in erster Linie Männerforschung [sei, JB]« (ebd., S. 15) lange keine Forschung über migrantische Männer gegeben hat, untersucht Spohn familienbezogene Identitäten von türkischen Migranten der ersten Generation (vgl. ebd.). Sie findet dabei heraus, dass diese Gruppe flexibel auf sich verändernde Lebensumstände reagiert und sich aktiv mit ihrem Umfeld auseinandersetzt. Zudem setzen sich die befragten Männer in unterschiedlicher Weise zum Idealbild hegemonialer Männlichkeit ins Verhältnis, in dem sie dies entweder annehmen oder ablehnen. Dabei reflektieren sie auch die Rolle ihres eigenen Vaters. Insgesamt folgt die Konstruktion der familienbezogenen männlichen Identitäten der Abgrenzung zu den Männlichkeitsmodellen der Kindheit und der Abgrenzung zum deutschen Umfeld, das ihnen Eigenschaften zuschreibt, die sie nicht mit ihrem Selbstbild vereinbaren können (vgl. ebd., S. 439).

hand von Interviews mit Lehrkräften herkunfts- und geschlechtsbezogene Zuschreibungen im Alltag der gymnasialen Oberstufe (vgl. ebd., S. 16f.). Die gefundenen Konstruktionsprozesse bilden dabei eine soziale Struktur ab, die auf verschiedenen Ebenen gesellschaftlich-relevanter Institutionen verwoben ist. Damit kommt in den Bildern der Lehrkräfte von den türkischen Mädchen ein gesamtgesellschaftlicher Diskurs zum Ausdruck. Gleichzeitig folgt die Konstruktion des türkischen Mädchens im Gymnasium doch einer speziellen Schullogik: Leistungsprobleme der Schülerinnen werden vor allem auf deren Migrationshintergrund zurückgeführt (vgl. ebd., S. 265ff.).

30 Vgl. dazu Kap. 2.4.3.

Für (neuere) Studien aus dem deutschsprachigen Raum lässt sich zunächst die qualitative Arbeit von Huxel (2014) anführen, die sich, ausgehend von der defizitären Perspektive, mit männlichen Jugendlichen mit Migrationshintergrund aus sog. sozialen Brennpunkten mit ›Hauptschülern‹ beschäftigt und die intersektionale Verwobenheit von Ethnizität sowie Geschlecht in den Blick nimmt. Sie blickt dabei auf die »Präsentationen und von Zugehörigkeit junger Männer mit Migrationshintergrund und frag[t] danach, wie sie sich im Geflecht verschiedener Zugehörigkeit positionieren« (S. 12). Sie arbeitet heraus, wie Jungen mit Migrationshintergrund als ›Andere‹ markiert werden und von Ausgrenzungen und Rassismus sowie von strukturellen, wie diskursiven Benachteiligungen betroffen sind (vgl. ebd., S. 11ff.). Auch Leiprecht und Langerfeldt (2019) beschäftigen sich mit männlichen Jugendlichen mit Migrationshintergrund: Auch diese Studie basiert auf den generellen Beobachtungen, dass die Migrationsforschung Männlichkeit(en) bisher kaum explizit thematisiert und zugleich Jugendliche mit Migrationshintergrund in der Jugendforschung nur teilweise oder lückenhaft beforscht werden. Wenn diese Gruppe beforscht wird, werden meist männliche Jugendliche in den Blick genommen, die dann oftmals stigmatisierend, diskreditierend und pauschalisierend dargestellt werden (oder wie Tuidier und Huxel (2010) es beschreiben: »Migrationshintergrund=gewaltbereit=religiös=fundamentalistisch« (ebd., S. 88)). Ausgehend von diesen Betrachtungen führen Leiprecht und Langerfeldt (2019) eine quantitative Befragung mit männlichen Jugendlichen mit Migrationshintergrund durch. Untersuchungsschwerpunkte bilden dabei die allgemeine Lebenslage und -situation, psycho-soziale Erfahrungen, die Selbsteinschätzung und die Vorstellungen zu Geschlechterrollenvorstellungen der Jugendlichen. Auch die Erfahrungen von Diskriminierung, eigene Anpassungserwartungen und das eigene Diversitätsbewusstsein werden erhoben. Wichtige Ergebnisse sind bspw., dass ca. die Hälfte der Befragten Alltagsdiskriminierungen erleben oder dass die Mehrheit Homosexualität und homosexuelle Menschen ablehnt (vgl. ebd., S. 11ff.). Eine prominente qualitative Untersuchung wird darüber hinaus von Scheibelhofer (2018) vorgelegt, der Männlichkeitskonstruktionen im Kontext von Migration und vielfältigen sozialen Ausschlüssen untersucht. Unter Einbezug unterschiedlicher Quellen und mit Fokus auf Österreich fragt er danach, »welche dominanten Bilder »fremder Männlichkeit« sich hier finden und wie einige junge Männer mit sogenanntem Migrationshintergrund mit diesen umgehen« (ebd., S. 2). Die in der Studie interviewten Männer berichten alle von einer widersprüchlichen Dynamik, in der sie »gleichzeitig begehrt und abgewiesen« (ebd., S. 203) werden. Einerseits sind sie nicht Teil des ›nationalen Wir‹ und werden defizitär dargestellt, andererseits »produzieren dieselben Diskurse Sehnsüchte für den fremd-gemachten Mann, *seine* Virilität, *seine* Kontrolle über Frauen, *seine* Erzählungen aus einer exotisch-archaischen Parallelwelt« (ebd., H.i.O.). Über die Erfahrungen von Exklusion hinausgehend, dokumentiert die Studie auch (Bewältigungs-)Strategien der jungen

Männer im Umgang mit den von ihnen gezeichneten Bildern (vgl. ebd., S. 205). Die qualitative Arbeit von Huxel (2006) zählt zwar nicht zu den jüngeren Publikationen, stellt aber für die vorliegende Dissertation trotzdem einen wertvollen Bezugspunkt dar, da es Überschneidungen zwischen dieser und der vorliegenden Forschungsarbeit gibt. So führt Huxel, ebenfalls auf Basis biographischer Interviews eine Untersuchung von Männlichkeitskonstruktionen durch. Allerdings fragt sie dabei nach »der Bedeutung von Migration und anschließenden Kulturalisierungs- und Ethnisierungsprozessen für die Konstruktion und das Erleben von Männlichkeit« (ebd., S. 5), indem sie die Lebensgeschichte von zwei aus verschiedenen Ländern zugewanderten Männer erhebt und analysiert. In den Interviews zeigt sich, dass die Kategorie Migration die Biographien der Männer und deren Männlichkeitskonstruktionen stark beeinflussen. In beiden Lebensgeschichten wird eine Orientierung an hegemonialer Männlichkeit sichtbar, ohne dass dies explizit benannt wird. Als Folge von Migration berichten die Männer zudem von Ethnisierungsprozessen. Die damit einhergehenden Zuschreibungen werden durch das Narrativ der Migrationsgeschichte von den Interviewten reproduziert. So nehmen sie in Interaktionen mit Angehörigen der Dominanzgesellschaft wie »selbstverständlich die Position des ›Anderen‹ [ein, JB]« (ebd., S. 96), erläutern ihre Migration und legen Rechenschaft darüber ab (vgl. ebd., S. 94ff.). In diesem Zusammenhang ist auch die Arbeit von Spies (2010) anzuführen: Sie beschäftigt sich mit der Frage, welchen Einfluss der gesellschaftliche Diskurs auf Jugendliche mit eigener oder familiärer Migrationsbiographie hat. Sie führt dazu narrativ-biographische Interviews mit Jugendlichen, die Migrationsbiographien haben und straffällig geworden sind (vgl. ebd., S. 10). Wie auch in der gerade angeführten Arbeit von Huxel (2006) fallen die Narrative über Männlichkeit im Gegensatz zu denen über Migration deutlich geringer aus. Die Jugendlichen weisen jedoch eine Orientierung an einem »möglicherweise derzeit dominanten Ideal von Männlichkeit [auf, JB]« (Spies 2010, S. 394), das sich durch eine Mischung aus körperlicher Stärke und dem Zeigen von emotionaler ›Schwäche‹ sowie der Orientierung am traditionellen Versorgermodell auszeichnet. In Bezug auf Migration sind strategische, spielerische oder ambivalente Strukturen des Umgangs zu verzeichnen. In der Adressierung als »Anderer, Türke oder Muslim« (ebd., S. 396) widersetzen sich die Männer der Diskursmacht und nutzen die Positionierungen lediglich strategisch, um z.B. zu erklären, wie und warum sie straffällig wurden (vgl. ebd., S. 394ff.). Es bleibt zu zeigen, wie die im Rahmen der vorliegenden Arbeit befragten Männer die Kategorien Geschlecht und Migration in ihren Narrativen relevant setzen und verknüpfen.

2.3.5 Zusammenfassung

Im Kapitel zu Männlichkeit(en) wurde sich aufgrund der Verortung in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechter- bzw. in der kritischen Männlichkeitenfor-

schung schwerpunktmäßig mit den theoretischen Konzepten der hegemonialen Männlichkeit und der männlichen Herrschaft beschäftigt. Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit (vgl. Carrigan et al. 1985; Connell 1987, 2015; Connell und Messerschmidt 2005) wurde in seinen Ursprüngen, Grundannahmen, seiner Kritik und Weiterentwicklung dargestellt. Danach erfolgte die Erläuterung des Konzeptes der männlichen Herrschaft im Zusammenhang mit der Darstellung der Habitus- und der Kapitaltheorie (vgl. Bourdieu 1997, 2005, 2011, 2013). Die Modelle können für die Rekonstruktion von Männlichkeitskonstruktionen in ihrer Kombination besonders fruchtbar gemacht werden. Insofern bilden sie in ihrer Synthese (vgl. Meuser und Scholz 2012) das theoretische Fundament und den Ausgangspunkt für die später folgende empirische Analyse. Hinsichtlich des Forschungsstands lässt sich festhalten, dass die erziehungswissenschaftliche Männlichkeitenforschung derzeit zu stagnieren scheint (vgl. Budde und Rieske 2020). Gleichzeitig wurde erarbeitet, dass es viele interdisziplinäre, internationale und nationale Studien zu Männlichkeit gibt, die Männlichkeitskonstruktionen ausgehend von den klassischen Forschungsbereichen untersuchen und sich (nach wie vor) in den meisten Fällen auf das Konzept der hegemonialen Männlichkeit stützen. Die meisten Forschungsarbeiten lassen sich zunehmend einer intersektionalen (seltener einer postkolonialen bzw. postmigrantischen Forschungsperspektive) zuordnen, da sie Männlichkeit zumeist in der Verschränkung mit weiteren Differenzkategorien betrachten (vgl. z.B. Gerdes et al. 2018; Halvorsen und Ljunggren 2021; Winter 2022). Demgegenüber wurde deutlich, dass sowohl die älteren, als auch die neueren Arbeiten aus der Schnittstelle von Geschlechter- und Migrationsforschung ein hohes Problembewusstsein für die stereotypisierende und defizitorientierte Forschung über männliche Migranten aufweisen, wenn sie diese nicht sogar zu ihrem eigenen Forschungsgegenstand machen (vgl. z.B. Huxel 2014; Scheibelhofer 2018; Leiprecht und Langerfeldt 2019).

2.4 Vaterschaft

Um die Forschungsfrage nach dem ›Wie‹ der Konstruktion von Männlichkeit migrantisierter Väter beantworten zu können, muss sich im Weiteren dem sozialen Phänomen Vaterschaft³¹ angenähert werden. Zum Zusammenhang von Männlich-

31 Wenn im Folgenden von Vaterschaft gesprochen wird, wird sich aus forschungslogischen Gründen nur auf endo cis Männer und Väter bezogen, die zugleich die biologischen und sozialen Väter ihrer Kinder und heterosexuell mit der Kindsmutter verpartnert sind. Mit endo cis wird ein Mann dann bezeichnet, wenn dessen Körper der eindeutig medizinischen Norm eines männlichen Körpers entspricht und er sich mit seinem bei Geburt zugewiesenen Geschlecht identifiziert. Diese Merkmale bilden ebenfalls eine Homologie der befragten Väter aus der vorliegenden empirischen Untersuchung.

keit und Vaterschaft lässt sich mit Meuser (2009) pointiert konstatieren, dass das Idealbild der hegemonialen Männlichkeit eine heterosexuelle Orientierung voraussetzt, die »ihren sichtbaren Ausdruck in Eheschließung und Familiengründung findet« (ebd., S. 82). Doch geht hegemoniale Männlichkeit Hand in Hand mit (der Priorisierung) der Berufstätigkeit des Mannes. Noch zugespitzter lässt sich sagen, dass »[d]er Beruf und noch mehr der berufliche Erfolg [...] den Kern industriegesellschaftlicher Männlichkeit [ausmachen, JB]« (ebd.). Ein Ausleben von Vaterschaft im Sinne von *Fathering*, das über die Rolle des Ernährers hinausgeht, schränkt die »(unbegrenzte) Arbeitsmarktverfügbarkeit« (ebd., S. 86) demgegenüber ein (vgl. ebd.). Während Vaterschaft in ihrem Reproduktionsmoment also einerseits einen fundamentalen Bestandteil hegemonialer Männlichkeit darstellt, gilt innerfamiliales Engagement jenseits des Broterwerbs andererseits als Bedrohung des zentralen Bestandteils von Männlichkeit, der Berufstätigkeit des Vaters. Auch in Bezug auf die identitätsstiftende Funktion von Elternschaft lässt sich wieder mit Meuser (2009) darauf hinweisen, dass eine ver- und fürsorgende Vaterschaft keinen Zugewinn für Männlichkeit bedeutet: »Die Frau wird der Mutterrolle durch *Mothering* gerecht, ein *Fathering* ist als Bestandteil der Vaterrolle nicht vorgesehen. Vaterschaft manifestiert sich nicht in einem Engagement in der Familie, sondern für die Familie: in der Erfüllung der Ernährerrolle« (ebd., S. 83).

Während auf das Spannungsverhältnis von Vaterschaft und Männlichkeit später weiter eingegangen wird, soll nun zunächst beleuchtet werden, welche Problematik sich beim Sprechen und Forschen über Vaterschaft bereits hier abzeichnet. Der Diskurs über Vaterschaft lässt deutlich erkennen, dass die Begrifflichkeiten und Phänomene rund um ›den Vater‹ uneinheitlich definiert werden. Cyprian (2007) hält fest, dass Begriffe wie »Vaterschaft, Vaterrolle, Vaterbild, Väterlichkeit, Vatersein, Vateridentität« (ebd., S. 34) nicht expliziert werden, vielmehr scheinen sich in ihnen unhinterfragte Vorstellungen über die ›Wirklichkeit‹ niederzuschlagen. Dies stellt nicht zuletzt für die Forschung über Väter ein großes Problem dar (vgl. ebd.). Grundsätzlich kann im englischsprachigen Diskurs zwischen »*fatherhood, fathering and types of fathers*« (Adler und Lenz 2016, S. 6, H.i.O.) unterschieden werden. Dem Vorschlag von Coltrane (2004) folgend kann unter *Fatherhood* eine biologische und soziale Beziehung zwischen einem männlichen Elternteil und seinem Nachwuchs verstanden werden. Darunter fällt nach Coltrane auch, eine Frau zu schwängern und ein Kind zu zeugen³². Somit entsteht ein Verwandtschaftsverhältnis, das die intergenerationale Weitergabe von Vermögen und Autorität ermöglicht. Vaterschaft spiegelt ebenso Ideale über die Rechte, Pflichten und Aktivitäten von Männern in Familien und in der Gesellschaft wider, die in Religion, Politik, Recht und Kultur institutionalisiert sind und lässt sich auf andere soziale und symbolische Beziehungen

32 An dieser Stelle sei nochmals kritisch darauf hingewiesen, dass diese Definition einer biologischen und heteronormativen Logik folgt.

übertragen. Darüber hinaus lässt sich mit dem Konzept der sozialen Vaterschaft die Beziehung zwischen einem bestimmten Kind und einem bestimmten männlichen Erwachsenen (z. B. Vater oder Onkel) beschreiben, der dem Kind behilflich ist, seinen gesellschaftlichen Platz zu finden und einzunehmen (vgl. ebd., S. 225). Hobson und Morgan (2002) merken diesbezüglich an, dass es jedoch die biologischen Väter sind, die gesellschaftlich privilegiert sind. Vaterschaft im Sinne von *Fatherhood* weist darüber hinaus eine Analogie zur Relationalität der Kategorie Geschlecht auf: »If fathers are seen in relational terms to mothers and children and as elements of social structure, fatherhood can be seen as the cultural coding of men as fathers« (ibd., S. 10f.). Hier sind väterliche Rechte, Pflichten, Verantwortlichkeiten und Status sowie die Diskussion um »gute« und »schlechte« Vaterschaft angesprochen (vgl. ebd.). Schwieriger wird die begriffliche Präzision im Fall von *Fathering*, da diese Begrifflichkeit nicht nur nicht eindeutig übersetzt werden, sondern auch die formale Unterscheidung zwischen »Sein und Tun« nicht klar getroffen werden kann:

»If the words »father« and »fatherhood« are well established in the English language and readily translate into other languages, the same cannot be said for the third term, »fathering«. The parallel terms are, clearly, »mothering« [...] or, possibly »parenting«. In formal terms, the distinction might seem to signify one between being and doing, between a status or identity and a set of practices. However, we want to suggest that fathering practices do not always require the actual co-presence of a child as when, for example, a father puts in a request for paternal leave« (Hobson & Morgan 2002, S. 11).

Adler und Lenz (2016) beschreiben *Fathering* demgegenüber treffend als »the direct parenting activities and practices that are carried out by fathers with children in the context of families and familial relationships« (ibd., S. 6). Schließlich sei mit Morgan (2002) angemerkt, dass *Fathering* vielmehr auf eine wachsende Pluralität von »fathering practices« (ibd. S. 278) verweist, als auf ein »unified normative model of fatherhood« (ibd.). Was also für Männlichkeit gilt, kann ebenso für Vaterschaft geltend gemacht werden: Es ist unzulässig und komplexitätsreduzierend, nur von vereinheitlichten Formen oder Ausprägungen von Vaterschaft auszugehen.

Für eine begriffliche Differenzierung im Deutschen lassen sich Hobson und Fahlén (2011) heranziehen: Unterschieden wird hier zwischen Vaterschaft und Vatersein. Vaterschaft bezeichnet demnach die Definition von Männern als Vätern vor dem Gesetz. Der Begriff Vaterschaft beinhaltet alle Rechte und Pflichten eines Vaters, aber auch seine Verantwortung und darüber hinaus normativ-kulturelle Vorstellungen von Vätern. Vatersein bezeichnet auf der anderen Seite das, »was Väter als Eltern tun« (ibd., S. 111). Darunter wird gefasst, wie Väter ihr Fürsorgerecht geltend machen, also zum Beispiel durch den Umgang mit der Inanspruchnahme von Elternzeit. Vatersein wird durch einige Faktoren beeinflusst, so unter anderem

von der gesellschaftlichen und institutionellen Ausgestaltung von Vaterschaft (vgl. ebd.).

Die unterschiedlich konnotierten und unscharf definierten Begrifflichkeiten im Diskurs um Vaterschaft evozieren Schwierigkeiten in der historischen wie gegenwärtigen Rekonstruktion und Analyse von Vaterschaft. Mit Sheldon (2005), die die Diskussion um die Facetten von Vaterschaft noch um den Aspekt der Reproduktionstechnologie erweitert, lässt sich sogar von einer »fragmentation of fatherhood« (ebd., S. 527) sprechen. Die Zersplitterung in biologische und soziale Elternrollen ist dabei hochgradig vergeschlechtlicht: »While motherhood is legally firmly rooted in gestation, fatherhood is an altogether more complex and fragmented status« (ebd., S. 547). Eine der zentralen Fragen in dieser Debatte ist, ob »real« fathering is about genetics or social parenting« (ebd., S. 546). Während Mutterschaft sich vergleichsweise simpel definieren lässt,³³ ist Vaterschaft in ihren verschiedenen Ausprägungen ein hochkomplexes Phänomen (vgl. ebd., S. 547).³⁴

Als übergreifendes und historisch wiederkehrendes Muster führt Gillis (2012) die Krise der Vaterschaft an (vgl. ebd., S. 85). Mit Bezug auf die von Connell beschriebene Transnational Business Masculinity³⁵ argumentiert er dafür, dass es zu einer »Wiederbelebung« einer außerfamiliären Männlichkeit kommt. Diese kennzeichnet in der Vergangenheit militärische und religiöse Eliten, verschwindet in den ersten Phasen des Industriekapitalismus und kehrt nun in einer neuen, den Bedingungen des globalen Zeitalters angepassten Form, zurück (vgl. ebd., S. 94). Ähnlich plädiert Helfferich (2012) dafür, dass Familiengründung in der heutigen Zeit Männlichkeit nicht notwendigerweise konstituiert: »In late modernity offspring and a family do not exclusively constitute masculinity. But the underlying biographical dimension is still of relevance: Family and fatherhood are still related to »maturity«, which is contrasted by the concept of »youth«« (ebd., S. 147). Auffallend ist, dass das Krisennarrativ an sich ein sich wiederholendes Narrativ zu sein scheint – nicht nur für Vaterschaft, sondern auch für Männlichkeit. Wie bereits gezeigt, entfaltet sich die aktuelle Krise von Männlichkeit vor allem entlang der Erosion des Normalarbeitsverhältnisses und der Pluralisierung von Familienformen.³⁶ Doch auch gegenläufige Diskursbewegungen sind zu verzeichnen: Dies wird vor allem mit Blick auf das Konzept der sog. neuen Vaterschaft evident. Auch Helfferich (2012) räumt ein: »It can be said that age *and* fatherhood together constitute the status of a man who has reached a certain age« (ebd., S. 161, H.i.O.). Daher wird die historische Genese von

33 Das gilt in einer heteronormativen Logik.

34 Im Folgenden wird dementsprechend subsumierend von Vaterschaft gesprochen und auf die oben dargestellten begrifflichen Differenzierungen verzichtet.

35 Vgl. dazu Kap. 2.3.1.

36 Vgl. dazu Kap. 2.3.2.

Vaterschaft, die in der neuen Vaterschaft als aktuelles Vater- und Idealbild³⁷ mündet, als Nächstes dargelegt (2.4.1). Daran anschließend wird das Konzept der neuen Vaterschaft beleuchtet (2.4.2). Daraufhin erfolgt die Aufarbeitung des Forschungsstandes zu Vaterschaft abermals insbesondere in der Verschränkung mit Migration (shintergrund) (2.4.3). Zuletzt werden die wesentlichen Erkenntnisse des zweiten grundlegenden Bausteins der Vaterschaft zusammengefasst (2.4.4).

2.4.1 Vom Pater Familias zum neuen Vater

Wie das vorangegangene Kapitel bereits zeigt, lässt sich für die Rekonstruktion des Phänomens Vaterschaft aus historischer Perspektive kein spezifischer Ausgangspunkt festmachen. Dennoch wird dieser oft an der Figur des Pater Familias ausgemacht, der als das ursprünglichste Vaterbild gelten kann. Dieser steht der Familie vor, deren Mitglieder nicht zwangsläufig in einem verwandtschaftlichen Verhältnis stehen. Vielmehr bilden alle der Familie zugehörigen Personen das sog. ganze Haus. Darunter wird eine Produktionsgemeinschaft verstanden, deren Mitglieder sich bspw. auch aus Knechten, Mägden und Tagelöhnern rekrutieren (vgl. Lange et al. 2008, S. 1). Andere Veröffentlichungen wählen denselben zeitlichen Beginn, um die darauffolgenden Epochen teilweise stark zu raffen und die Entwicklung von Vaterschaft ab dem 18. Jahrhundert detaillierter darzustellen. Auffällig ist zudem die zumeist eurozentristische Perspektive auf Entwicklungslinien *weißer*, europäischer oder US-amerikanischer Vaterschaft, die in den meisten Fällen unhinterfragt bleibt, bzw. wenn überhaupt, nur oberflächlich reflektiert wird. Zudem wird die Verknüpfung von Vaterschaft mit verschiedenen Differenzkategorien, wie z.B. soziale Herkunft bzw. Klasse, in der Regel ausgeblendet bzw. bleibt unerwähnt (vgl. z.B. Canitz 1982; Fthenakis 1999; Rebstock 1993; Mühling und Rost 2007). Damit lassen sich die Ergebnisse nicht zwingend auf andere Länder übertragen oder sind kaum generalisierbar. Zudem wird der Fokus historischer Forschung zumeist auf Menschen aus der »white middle class or upper class« (LaRossa 2012, S. 54) gelegt, da Materialien und Dokumente zu diesen Gruppen oft leichter zugänglich sind. Nicht zuletzt wird kritisiert, dass die meiste historische Väterforschung zwar in die Breite, jedoch nicht ausreichend in die Tiefe geht (vgl. ebd., S. 55). Krome (1995) kritisiert darüber hinaus zurecht, dass historische Analysen von Vaterschaft sich lediglich auf die Beschreibung von »guter« und »schlechter« Vaterschaft in der jeweiligen Epoche beziehen und die tatsächlich gelebte Vater-Kind-Beziehung unberücksichtigt bleibt (vgl. ebd., S. 171). Um dem entgegenzuwirken, wird nachfolgend versucht, die Aufarbeitung der historischen Entwicklung von Vaterschaft zuerst aus einer globalen Makroperspektive zu leisten. Später wird mikroperspektivisch auf die spezifisch deutsche Entwicklung eingegangen, da diese die heutige Situation von Vätern in Deutschland

37 Vgl. dazu auch: Abel und Abel 2009, S. 233ff.; vgl. kritisch dazu: Kudera 2002, S. 151ff.

nach wie vor beeinflusst und nicht zuletzt das Aufkommen der sog. neuen Väter bedingt, auf die anschließend genauer eingegangen wird.

Die Entwicklung von Vaterschaft in westlichen Gesellschaften aus einer Makroperspektive

Globale(re) Zugänge zur Genese von Vaterschaft können zum Beispiel über die Produktionsverhältnisse in der Familie bzw. die Versorgerfunktion des Vaters oder über Krisen der Vaterschaft respektive des Patriarchats, die durch politische Veränderungen und wirtschaftliche Inventionen ausgelöst wurden, gewählt werden. Coontz (2012) wählt ihren breiten Zugang zur Entwicklung von Vaterschaft über die Produktionsverhältnisse in der Familie. So räumt sie mit dem sich bis heute hartnäckig haltenden Mythos der »male breadwinner family« (ebd., S. 33) auf, der diese als die ursprünglichste Form von Familie proklamiert:

»For thousands of years, work and family life were organized on the assumption that both men and women needed to provide for the family materially and that both were responsible for weaving bonds of emotional and practical support with other families and between family members. Through most of history, workers didn't »balance« work and family but instead combined them. Men and women worked together on farms and in household enterprises where the rhythms of labor had to take into account the rhythms of birth, illness, death and neighborly obligations« (ebd., S. 34).

Familien- und Erwerbsarbeit sind also entgegen landläufigen Überzeugungen bereits über tausende Jahre eng miteinander verwoben und nicht geschlechtsspezifisch getrennt. Vielmehr lässt sich eine Differenzierung nach Stand oder Klasse beobachten: Der Alltag von Männern unterschiedlicher Stände und Klassen ist dementsprechend von unterschiedlichen Verpflichtungen und Tätigkeiten geprägt. Generell wird nicht von Männern erwartet, dass diese ihre Familie selbst und ohne Unterstützung versorgen. Gleichzeitig wird nicht von Frauen erwartet, dass diese sich ausschließlich um (ihre eigenen) Kinder kümmern. Ältere Geschwister oder ärmere Nachbar:innen, die im Haushalt bzw. im »ganzen Haus« angestellt sind, sind oftmals für die Kinderbetreuung der wohlhabenden Gesellschaftsmitglieder zuständig. Damit einhergehend haben sowohl Männer als auch Frauen an den »acts of socializing« (ebd., S. 34) und gegenseitiger Hilfe teil, die komplexe und reziproke Hilfesysteme mit anderen Haushalten bilden. Dies bedeutet jedoch nicht, dass Männer und Frauen in der Vergangenheit gleichberechtigt waren. Während des größten Teils der Geschichte ist männliche Dominanz die Regel. Mit der Entstehung einer mobileren Arbeiter:innenschaft und eines breiteren Marktes verändern sich diese Muster langsam. Haushalte lösen sich nach und nach aus der ökonomischen Abhängigkeit von der Nachbar:innenschaft. Auch innerhalb von Familien kommt es zu einer Ausdiffe-

renzierung traditioneller Aufgaben. Mit der zunehmenden Trennung zwischen der Erwerbsarbeit des Mannes und der Hausarbeit der Frau wächst auch das Gefühl, dass Männer und Frauen in unterschiedlichen Sphären leben. So entfremden sich Männer von häuslichen Abläufen und Frauen von wirtschaftlichen. Damit wird ein folgenreicher Wandel eingeleitet: »This was the beginning of the male breadwinner/female homemaker divide« (ebd.). Für die Zeitspanne zwischen 1780 und 1840 lässt sich für Gesamteuropa ein Wandel vom »housekeeping to homemaking« (ebd., S. 35) diagnostizieren, wobei das Konzept des Housekeeping, also die von Frauen geleistete Arbeit, als ein fundamentaler Beitrag zum ökonomischen Überleben der Familie anerkannt wird. Homemaking hingegen wird als ein Akt der Liebe und nicht der Versorgung der Familie gesehen (vgl. Coontz 2012, S. 33ff.).

Wichtig ist es, sich an dieser Stelle ins Gedächtnis zu rufen, dass die wachsende Spezialisierung zwischen Aktivitäten und Orten von (Ehe-)Männern und -Frauen in einer vorübergehenden Phase der Geschichte der Marktwirtschaft entsteht. Diese Übergangsphase ist dadurch gekennzeichnet, dass Haushalte nicht mehr ausschließlich mit ihren eigenen Erzeugnissen auskommen. Gleichzeitig gibt es noch keine massenproduzierte Ware zu kaufen. Somit entsteht eine neue Aufgabenteilung: Um von der Familie benötigte Gegenstände und Produkte kaufen zu können, ist eine Person dafür zuständig, Geld zu verdienen, während eine andere Person die gekauften Waren zuhause zur späteren Nutzung weiterverarbeitet. Nach der bestehenden gesetzlichen und politischen Ordnung sowie religiösen Traditionen der patriarchalen Dominanz wird die außerhäusliche Arbeit den (Ehe-)Männern sowie Jugendlichen beider Geschlechter zugewiesen. (Ehe-)Frauen hingegen wird die alleinige Verantwortung für die Hausangelegenheiten zugeteilt, die sie sich vormalig mit ihren Männern geteilt oder an ältere Kinder und Auszubildende delegiert haben. Viele Frauen ergänzen ihre Arbeit im Haushalt mit einkommensgenerierenden Arbeiten wie z.B. Näharbeiten, die sie zuhause erledigen können. Die oftmals mühsame Arbeit wird zunehmend als zweitrangig zu der »echten« Arbeit der (Ehe-)Männer gesehen. Die Rollen der (Ehe-)Frauen werden nun im Hinblick auf ihre Haushalts- und Sorgetätigkeiten beschrieben und ihr wirtschaftlicher Beitrag damit abgewertet. Familiäre Fürsorge(-Arbeit) gewinnt hingegen eine neue sentimentale Aufwertung. Damit einhergehend stellt sich bei Frauen zwar ein Gefühl moralischer Überlegenheit durch den Status als Mutter und Ehefrau ein, dafür verlieren sie aber ihr vormaliges Selbstbewusstsein als wirtschaftliche und familiäre (Mit-)Versorgerinnen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wird die unbezahlte Hausarbeit für Frauen aus der Mittelschicht körperlich erleichtert, da die Ausbreitung von Marktbeziehungen, Handel und Industrialisierung zu Verbesserungen in der Haushaltstechnik und zur Entstehung neuer Konsumgüter führt. Ebendiese Veränderungen erzeugen zudem eine wachsende Gruppe von Menschen, die als Arbeiter:innen in Fabriken oder in den Haushalten anderer Menschen arbeiten. Diese beiden Trends entlasten die Hausfrauen der Mittelschicht zunehmend, sodass

sie mehr Zeit für die Kinderbetreuung und die Gestaltung des Heims aufwenden können (vgl. ebd., S. 35f.). Deutlich zeigt sich in diesem Zugang zur Entwicklung der Vaterrolle, dass diese untrennbar mit wirtschaftlichen Entwicklungen und der Klassen- bzw. Schichtzugehörigkeit der jeweiligen Individuen bzw. Familien verweben ist und sich zudem in Abhängigkeit zur Entwicklung der Mutterrolle gestaltet.

Die Entwicklung von Vaterschaft in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert

Nach diesen allgemeinen Ausführungen zur Entwicklung von Vaterschaft soll es im Folgenden um die spezifisch deutsche Situation seit dem 19. Jahrhundert gehen, da sich nachfolgend mit Männlichkeitskonstruktionen und Vaterschaftskonzepten von Männern in Deutschland beschäftigt wird. Um das Jahr 1800 ist das Gebiet des Deutschen Reichs wesentlich durch Landwirtschaft gekennzeichnet. Ein Großteil der Bevölkerung, etwa zwei Drittel, leben auf dem Land. Damit ist die Abhängigkeit von klimatischen Bedingungen und einer ertragreichen Landwirtschaft enorm. Ab 1840 beginnt die erste Phase der nachhaltigen Industrialisierung, in der vor allem Großbetriebe entstehen und die Bevölkerung rapide wächst. Die frühe Industrialisierung bildet einerseits die Basis für die Versorgung der stetig wachsenden Bevölkerung, andererseits wird sie »mit erheblichen sozialen Einbrüchen erkaufte« (Lenzen 1991, S. 199). Erst zur Mitte des Jahrhunderts beginnen sich sozial positive Auswirkungen der ökonomischen Entwicklungen zu zeigen. Durch die geographische und berufliche Neuorientierung des Großteils der Bevölkerung wird die bestehende soziale Ordnung jedoch nachhaltig verändert. Ab 1850 bildet der neue gesellschaftliche Stand des Proletariats ca. die Hälfte der Gesamtbevölkerung. So kann mit Lenzen resümiert werden: »Dieser ökonomische und soziale Riß durch die Bevölkerung trennte auch die Konzeptionierung von Familie, Kindheit, Jugend und Elternschaft« (ebd., S. 199). Damit stehen sich verschiedene soziale Wirklichkeiten gegenüber: So existieren Familien, in denen sich das Familienleben um die Erziehung und das Aufwachsen der Kinder dreht. Demgegenüber steht die (Familien-)Realität, in der Kinder so lange eine Last darstellen, bis sie zum ökonomischen Reproduktionsprozess der Familie beitragen können. Hier zeigt sich erneut die hohe Relevanz der Klassen- bzw. Schichtzugehörigkeit: »In der Schicht der Beamten, der Akademiker, der bürgerlichen Intelligenz und sukzessive auch des Adels, der sich in den bildungsbürgerlichen Vorstellungen anzupassen sucht, begegnen wir der ›intimisierten Privat-Familie« (ebd., S. 200). In Bezug auf die innerfamiliäre Rollenverteilung in ebendieser lässt sich konstatieren, dass der Vater in der Familie für die »Alimentation und die soziale Allokation« (ebd.), also für die Sicherung des Lebensunterhalts und die Verteilung von Ressourcen zuständig ist. Die innerfamiliäre Organisation fällt der Mutter zu. Ihr Erziehungsverhalten ist von liebevoller Zuwendung gekennzeichnet. Damit steht die ›intimisierte Privatfamilie« in der Tradition des ganzen

Hauses.³⁸ Demgegenüber stehen die kleinen Bauern, Handwerker und das Industrieproletariat, die mehr als alles andere eine »Arbeits- und Produktionsgemeinschaft dar[stellen, JB], in der das Familienleben keine tragende Rolle spielt« (ebd., S. 201). Die Kinder wachsen so früh wie möglich auf der Straße und in Kindergruppen auf, sodass Mütter zum Familienunterhalt beitragen können. Bis 1839 bzw. 1854, als in zwei Schritten die Kinderarbeit zuerst von neun- und dann von zwölfjährigen Kindern verboten wird, müssen die Kinder ebenfalls zum Familienunterhalt beitragen. Die Ehe zwischen proletarischen Männern und Frauen ist von Sachzwängen gekennzeichnet. Der Vater ist, vergleichbar mit dem Vater aus den bürgerlichen Familien, für die Alimentation zuständig, verrichtet aber auch körperliche Schwerarbeit. Dies gilt jedoch ebenso – und dies steht in starkem Kontrast zu den bürgerlichen Familien – für die Mütter. Die Position des Vaters in der Familie lässt sich als autoritär beschreiben. Als Konsequenz der fehlenden Sorgearbeit durch Mütter und Väter werden zahlreiche Kinderbewahranstalten gegründet, in der die Kinder vor Verwahrlosung geschützt werden sollen. Diese öffentlichen Einrichtungen sollten einen Familienersatz darstellen und das System stabilisieren, da hier nicht nur die Kinder erzogen, sondern auch die Eltern kontrolliert werden konnten. Auch durch die allgemeine Schulpflicht sollte dem (bürgerlichen wie proletarischem) Vater eine besser kontrollierbare Instanz entgegengesetzt werden. Insgesamt ist für diese Entwicklungen und die Rolle des Vaters festzuhalten, dass insbesondere der proletarische Vater seine Funktionen an familienersetzende Erziehungsinstitutionen und sozialpädagogische Einrichtungen verliert, während im Bürgertum Elemente des Vaterkonzepts an die Mutter übergeben werden (vgl. ebd., S. 198ff.).

Zoomt man nun wieder auf die Makroebene, lässt sich zusammenfassend sagen, dass das Familienideal, das auf einem männlichen Ernährer und einer weiblichen Hausfrau basiert, sich erst im späten 18. und 19. Jahrhundert und damit viel später als oftmals vermutet entwickelt. Als Familienform, die von den meisten Menschen tatsächlich gelebt wird, ist die männliche Ernährerfamilie sogar noch jünger. Das Modell der Ehe mit einem Mann als Ernährer bleibt im 19. Jahrhundert für die meisten Familien unerreichbar (vgl. Coontz 2012, S. 37).

Die Entwicklung von Vaterschaft in Deutschland seit dem 20. Jahrhundert

Ab dem 20. Jahrhundert lässt sich eine »Beschleunigung der Geschichte« (Lenzen 1991, S. 219) konstatieren, die – mit Blick auf die spezifische Situation in Deutschland – von verschiedenen historischen Ereignissen geprägt ist, die sich nicht zuletzt auf die Entwicklung der Vaterrolle auswirken. Lenzen führt fünf Meilensteine dieses Zeitabschnitts an, denen hier gefolgt wird. Für die Zeit von 1890 bis zum Ende

38 Großbauern, Landadel und das handel- bzw. gewerbetreibende Bürgertum leben bis ins 20. Jahrhundert hinein im ganzen Haus. Dementsprechend fällt dieser Typus aus der Gegenüberstellung der bürgerlichen und proletarischen Wirklichkeit heraus (vgl. Lenzen 1991, S. 201).

des Ersten Weltkriegs 1918 lässt sich ein »rapide[r, JB] Verfall der Bedeutung und Autorität des Vaters« (ebd.) beobachten. Dieser Prozess wird durch die Entlassung Bismarcks eingeleitet und durch die Wilhelminische Ära befeuert. Gilt Bismarck als Repräsentant einer bürgerlichen Vaterfigur, zeichnet sich Wilhelm II. durch seinen übermäßigen Drang nach Selbstdarstellung aus. Die Innen- und Außenpolitik des Deutschen Reiches sind gekennzeichnet von einem Hin und Her zwischen verschiedenen Extremen und damit von großer Instabilität. Ihren Höhepunkt finden die Aktionen Wilhelms in der »zackige[n, JB], unreflektierte[n, JB], hektische[n, JB], aber eben Autorität simulierende[n, JB] Ultimativpolitik im Anschluß an das Ereignis der Ermordung des österreichischen Thronfolgers [1914, JB]« (ebd., S. 220), die mitverantwortlich für den Ausbruch des ersten Weltkriegs zeichnet. Für den Zeitraum zwischen dem Ende des Ersten Weltkriegs und der Machtübernahme durch Hitler lässt sich demgegenüber auf die Prägung durch die Reformpädagogik und den Fokus auf die Jugend verweisen. So bezeichnet Lenzen die bündnische Jugendbewegung als »Kristallationspunkt einer Erneuerungsbewegung« (ebd., S. 229), die aber bereits vor dem Ersten Weltkrieg entsteht. In der Partizipation an der Jugendbewegung besteht für die Jugend eine Strategie, die mit dem Ersten Weltkrieg einhergehende Vaterlosigkeit sowie die »moralische Kreditunwürdigkeit« (ebd.) der überlebenden Väter zu kompensieren. Lenzen sieht in der bündnischen Jugendbewegung den Nährboden für das später so »verhängnisvolle[] Führerprinzip[]« (ebd., S. 230). Die Hoffnungen der Jugendlichen und damit die Bedeutung der Bewegung liegen vor allem in ihrem ideologischen Charakter, der mitunter durch reformpädagogische Ideen geprägt ist. Die Pädagogisierung als Schlüssel zur Verbesserung gesellschaftlicher Verhältnisse mit der besonderen Hoffnung auf die Jugend setzt sich durch. Dies geht allerdings auch mit einer Polarisierung einher, die sich als politisch rechts bzw. links orientiert beschreiben lässt. Entgegen der politischen Linken spricht sich die politische Rechte schon vor dem Ersten Weltkrieg für staatliche Eingriffe in die Familie aus. Während zwar einerseits die Durchsetzung des Zwangskindergartens für alle scheitert, beginnt der Staat andererseits, z. B. mit Zwangserziehungsmaßnahmen gravierend in von der Norm abweichende Familienverhältnisse einzugreifen. Der Pädagogik der Weimarer Zeit lässt sich zusammenfassend eher ein wissenschaftlicher und ideologischer Zugang zum Vaterersatz als eine »tatsächlich durchgesetzte Erziehungswirklichkeit« (ebd., S. 234) attestieren. Dies ändert sich mit dem Übergang in die Naziherrschaft während des Dritten Reichs, in dem der »Hitler-Faschismus als ein Höhepunkt der Entfaltung von Ersatzvaterschaft im Führerprinzip gesehen werden [kann, JB]« (ebd., S. 219). Dennoch ist das Führerprinzip keine Erfindung des Hitlerfaschismus. Vielmehr wird die »Erziehung zum Untertanen« (ebd., S. 234) bereits im 19. Jahrhundert angelegt. Jetzt wird die pädagogische Bewegung jedoch mit den autoritären Grundtendenzen der Diktatur verknüpft. Es kann für diese Epoche festgehalten werden, dass

»[d]as Führerprinzip mit seiner Hierarchie verschiedener Führer und Unterführer als die Durchsetzung einer Ersatzvaterschaft gewertet werden [kann, JB]. Denn eines darf nicht übersehen werden: Auch die Hitlerjugend repräsentierte eine organisierte Jugend in Auflehnung gegen ihre Väter« (ebd.).

Das autoritäre, väterliche Erziehungsverhalten wird als eine der Ursachen für die Entstehung und Aufrechterhaltung der NS-Diktatur angeführt. Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs ist die Familienwirklichkeit durch Vaterlosigkeit geprägt. Väter sind im Krieg gefallen, befinden sich in Kriegsgefangenschaft oder beteiligen sich am Wiederaufbau (vgl. ebd., S. 219ff.). »Durch diese historischen Verhältnisse ist nach dem Krieg neben dem Staat ein zweiter Ersatzvater erneut auf den Plan getreten: Die Mutter. Sie ist die tüchtige Organisatorin der – häufig nur noch – Teilfamilie in den 50er und frühen 60er Jahren, ist die einzige Erzieherin« (ebd., S. 237).

Mit Blick auf die Entwicklung der Vaterrolle im Zusammenhang mit der NS-Zeit und ihren Folgen lohnt es sich nochmals tiefer auf die Situation nach dem Zweiten Weltkrieg einzugehen. Die Konsequenzen dieser Zeit sind von großer Tragweite für die Entwicklung von Geschlechterrollen und Vaterbildern in den nach dem Ende des Krieges entstehenden beiden deutschen Staaten. Als Ausgangspunkt hält Ostner (2002) fest: »Fatherhood and fathers are imprinted in the German landscape, in the collective memory of the Nazi past. Yet there has been remarkably little discussion of contemporary fatherhood or fathering, or debates concerning new roles for fathers« (ebd., S. 150). Die »legacies of fatherhood from Nazism« (ebd.) stellen, so Ostner, neben den unterschiedlichen Sozialpolitiken der beiden Staaten, die Hauptgründe für die mangelnde Auseinandersetzung über die Transformation von Männern in »responsible dads« (ebd.) dar – sowohl in der BRD als auch in der DDR. Die Vertreter:innen der Kritischen Theorie bringen zudem das Konzept der »Autoritären Persönlichkeit« (vgl. Adorno et al. 1950), das die Zustimmung der deutschen Bevölkerung zur Naziherrschaft erklären kann, mit der Unfähigkeit von Männern als Väter und Ehemänner in Verbindung. Die Ausdehnung des Markts und Kommodifizierung von Arbeit führen darüber hinaus zur Erosion des gesellschaftlichen Status von Männern und ihrer Autorität in der Familie. Damit werden männliche Identitätswürfe massiv gefährdet. Auch der anhaltende Demokratisierungsprozess in Westdeutschland wird unter Bezugnahme auf Habermas (1969) von Ostner (2002) als Argument ins Feld geführt, der unter anderem von Studierenden aus der »vaterlosen Generation« befördert wird. Doch mit der '68er-Bewegung werden die Verbrechen der Nazis aufgegriffen und die Väter mit ihren Taten und ihrer Beteiligung konfrontiert. Im wiedervereinigten Deutschland werden in Debatten um Vaterschaft und das Konzept der »Autoritären Persönlichkeit« der autoritäre sozialistische Staat und seine sozialistischen Kinderbetreuungseinrichtungen für das Erstarken rechter Parteien und rassistische Übergriffe durch Jugendliche in Ostdeutschland verantwortlich gemacht. Es lassen sich jedoch keine Unterschiede zwischen

rechtsextremen Einstellungen von Jugendlichen in Ost- und Westdeutschland ausmachen. So resümiert Ostner (2002):

»As these debates reveal, fatherlessness is a symbolic configuration, bound up with discourses of the sins of fathers and forefathers. Real fathers and their fathering, their attitudes toward their families and their practices, do not have the same visibility. The ambivalence toward fatherhood and fathers has inhibited research that would have laid the base for policy debates in a search for a new role for fathers after unification« (ebd., S. 152).

Damit wurde die Forschung durch die konstatierte Vaterlosigkeit und damit auch die politische Debatte über die Weiterentwicklung der Vaterrolle gehemmt.

Nach dem zweiten Krieg unterscheiden sich die zwei deutschen Staaten, wie angesprochen, auch hinsichtlich ihrer spezifischen Wohlfahrts- und Familienpolitiken:

»[T]he Western model privileged husbands and husband-fathers, not fathers. The socialist model focused on children and child-related politics that aimed at helping mothers to combine child care and paid work and thereby also to participate fully in the building of a socialist society« (ebd.).

Damit werden Väter in beiden Fällen benachteiligt. In Westdeutschland sind es vor allem die unverheirateten Väter, die unter der sozialpolitischen Situation leiden. Aber auch die verheirateten Väter als Ernährer haben wenig Spielraum im Ausleben ihrer Vaterrolle. In Ostdeutschland werden die verheirateten, geschiedenen und ledigen Väter beim Ausleben ihres Fathering vom Staat verdrängt. Weiter noch verstärkt die politische Situation mit ihrer starken Betonung der Ehe und familiären Pflichten in Westdeutschland die Abhängigkeit von Frauen von ihrem Ehemann und dessen Versorgungsleistungen. In Ostdeutschland wird Emanzipation mit Erwerbstätigkeit gleichgesetzt und von Müttern erwartet, dass sie erwerbstätig sind und gleichzeitig die anfallende Sorgearbeit verrichten (vgl. ebd., S. 152ff.).³⁹ Durch Demokratisierungsprozesse und Bestrebungen zur Gleichberechtigung von

39 Die Teilung Deutschlands mit ihren unterschiedlichen politischen Systemen hat nicht nur Auswirkungen auf die Vaterrolle, sondern auch auf die vorherrschenden Idealbilder von Männlichkeit. Brandes (2007) stellt für beide Teile Deutschlands eine unterschiedliche Ausprägung hegemonialer Männlichkeit fest: »The hegemonic masculinity in West Germany can be described as a pattern oriented on the lifestyle and aesthetic standard of modern middle classes and transnational entrepreneurship, while the hegemonic masculinity in the former GDR is shaped through a proletarian-petty bourgeois lifestyle and taste« (ebd., S. 192). Die Ausprägung hegemonialer Männlichkeit der DDR weicht nach der Wiedervereinigung jedoch dem westdeutschen Idealbild (vgl. ebd., S. 192f.; vgl. dazu auch: Scholz 2012, S. 69ff.).

Frauen und Männern sowie durch die wirtschaftliche Notwendigkeit der verstärkten Beteiligung von Frauen an Erwerbsarbeit und sinkende Kinderzahlen wird die männliche Hegemonie zunehmend in Frage gestellt. Viele Frauen bestimmen ihre Geschlechterrollen neu und erwarten dies auch von (ihren) Männern. Somit treten die ›neuen Männer‹ bzw. mit Blick auf die Gleichbehandlung elterlicher Sorge nach Trennung und Scheidung sowie die gerechtere Verteilung von Sorgearbeit als die sog. neuen Väter auf den Plan, auf die im nachfolgenden Kapitel gesondert eingegangen wird (vgl. Oberndorfer und Rost 2005, S. 53).

Insgesamt kann also für die historische Genese von Vaterschaft konstatiert werden, dass diese keiner übergeordneten Richtung folgt. Die Rolle des Vaters entwickelt sich nicht eindeutig und geradlinig. Zu keinem Zeitpunkt in der Geschichte gibt es eine exakt definierte oder unveränderliche Vaterrolle. Vielmehr war und ist diese immer schon verschränkt mit der sozialen und ›ethnischen Herkunft‹, der Religionszugehörigkeit und anderen Differenzkategorien, die in einer hohen Pluralität von Vaterrollen resultieren (vgl. Fthenakis 2006, S. 10f.).

2.4.2 Der neue Vater als dominantes Leitbild

Was für Vaterschaft im Allgemeinen gilt, gilt auch für die sog. neue Vaterschaft im Besonderen. Obgleich dieses Konzept bereits seit den 1980er Jahren vielfach rezipiert und reflektiert wird (vgl. Meuser 2005b, S. 97), findet sich keine einheitliche Begriffsklärung oder Definition. Bezeichnungen und Typologien wie ›aktive Vaterschaft‹, ›involvierte Vaterschaft‹, ›engagierte Vaterschaft‹ oder eben ›neue Vaterschaft‹ werden oftmals quasi synonym, jedenfalls wenig trennscharf voneinander benutzt (vgl. z.B. Gumbinger und Bamby 2009, S. 197ff.). Für eine erste Annäherung an das Konzept von neuer Vaterschaft ist es daher zunächst sinnig, die verschiedenen Diskussionsebenen voneinander zu trennen, die im Diskurs über neue Vaterschaft häufig miteinander vermischt werden. In Diskussionen über die tatsächliche Existenz oder die gelebte Quantität von neuer Vaterschaft werden die Ebene der »faktisch geltenden Vaterrolle« (Burkart 2007, S. 84, H.i.O.) und die Ebene der »Leitbilder, Ideale und Ideologien« (ebd., H.i.O.) oftmals gleichgesetzt. Erstere bezeichnet soziale Erwartungen, die von dem näheren sozialen Umfeld an den Vater herangetragen werden. Zweitere beinhaltet demgegenüber Vaterbilder, die in öffentlichen Diskursen entwickelt werden und Veränderungen aufweisen (vgl. ebd.). Vaterbilder, so Matzner (2015), spiegeln wider, »wie innerhalb einer bestimmten Epoche und Kultur über Väter und über Vaterschaft gedacht, gesprochen und geschrieben wurde bzw. wird« (ebd., o.S.). Sie beinhalten Stereotype darüber, wie Männer handeln, denken und fühlen sollen. Entscheidend ist, dass sich durch die Vaterbilder nicht zwingend das tatsächliche Handeln von Vätern zeigt. Als Leitbild

kann es aber durchaus großen Einfluss auf das Verhalten von Müttern und Vätern nehmen (vgl. ebd.).⁴⁰

Offenbar befinden sich beide Ebenen in einem seit den 1980er Jahren sich vollziehenden, anhaltenden Wandel, der neue Vaterschaft im öffentlichen sowie im privaten Bereich mehr und mehr als erstrebenswertes (Lebens-)Ziel postuliert. Daraus folgt aber nicht zwingend, dass sich dieser Wandel auch in Bezug auf die individuellen Praktiken (als dritte Ebene) vollzieht (vgl. Burkart 2007, S. 84ff.): Zwischen den Einstellungen und den Handlungen von Vätern besteht eine beachtliche Diskrepanz, die im weiteren Verlauf thematisiert wird. Mit Kassner (2008) kann festgehalten werden, dass sich im Hinblick auf neue Vaterschaft und neue Väter immer wieder die grundlegende Frage stellt, worin das ausgewiesene neue Element der Vaterschaft besteht (vgl. ebd., S. 143). Zunächst verweist die Bezeichnung ›neu‹ auf die Abgrenzung zu einem ›alten‹ Konzept von Vaterschaft (vgl. Abel und Abel 2009, S. 235), das ein traditionelles Rollenverständnis mit dem Fokus auf die Funktion des Versorgers und Ernährers impliziert (vgl. Bertram 2011, S. 124ff.). Um das Alleinstellungsmerkmal neuer Vaterschaft zu verdeutlichen, kann eine Trennlinie zwischen den Konzepten der aktiven und der neuen Vaterschaft markiert werden: Aktive Vaterschaft repräsentiert eine »partnerschaftliche und zugleich dem Kind zugewandte Haltung« (Kassner 2008, S. 144), neue Väter hingegen leben darüber hinaus in ihren Familien veränderte Formen der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und zeigen die Bereitschaft, ihre Berufstätigkeit in zeitlicher Hinsicht auf familiäre Bedürfnisse zu »überprüfen« (ebd.). Zudem bewerten neue Väter die eigenständige Beziehung zu ihren Kindern und die »besondere Qualität ihrer Partnerschaft« (ebd., S. 145) als den größten Gewinn (vgl. ebd.). Meuser (2005b) definiert ›neue Vaterschaft‹ noch konkreter: Der neue Vater

»beteiligt sich an allen elterlichen Aktivitäten, soweit ihm nicht biologische Grenzen gesetzt sind. Er spielt nicht nur mit den Kindern, sondern wechselt auch die Windeln, bereitet die Mahlzeiten zu und füttert das Baby. Seine Anwesenheit bei der Geburt ist eine Selbstverständlichkeit. Er tut dies alles unabhängig davon, ob es sich bei dem Kind um einen Sohn oder eine Tochter handelt« (ebd., S. 97).

Diese Definition soll als Beitrag von Männern »zur Verwirklichung eines egalitären Arrangements der geschlechtlichen Arbeitsteilung verstanden [werden, JB]« (ebd.). In der Definition Meusers zeichnet sich expliziter als in derjenigen Kassners ab, was im Diskurs um neue Vaterschaft möglicherweise (mit)gemeint, aber nicht ausdrücklich formuliert wurde: Eine echte geschlechtliche Arbeitsteilung im Privaten beinhaltet Facetten von Care-Arbeit, die jenseits der konkreten Arbeit ›am‹ Kind liegen – nicht nur geht es um das Wechseln der Windeln oder Füttern des Kindes. Es

40 Vgl. ausführlich zu Vaterleitbildern: Lück 2015, S. 227ff.

ist vor allem die sog. Mental Load, die unsichtbare Care-Arbeit, die zur massiven Schiefelage in der Aufteilung von Sorgearbeit zwischen Männern und Frauen führt. Insofern kann nicht über neue Vaterschaft geforscht werden, ohne sich mit dem Zusammenhang mit Care(-Arbeit) und deren fundamentaler Strukturierung durch die Kategorie Geschlecht zu beschäftigen. Hochschild und Machung (1990) unterteilen Care-Arbeit in Hausarbeit (z.B. Müll hinaustragen, Aufräumen, Saugen), Kinderbetreuung (physische Betreuung und Erziehung) und Organisation des Familienlebens (also die Planung und Organisation von häuslichen Arbeiten und Terminen wie bspw. Einkaufslisten schreiben, Rechnungen bezahlen, Geburtstagskarten verschicken, (Kinder-)Geburtstagsfeiern planen) (vgl. ebd., S. 327f.). Ihre Studie liefert ernüchternde Erkenntnisse: Lediglich 18 % der befragten Ehemänner teilen sich die sog. »zweite Schicht« (ebd., S. 328) mit ihren Frauen, wobei »die Hälfte« die Hälfte der Arbeiten in den jeweiligen Kategorien meint. Trotz des sich vollziehenden Wandels von Geschlechterrollen lässt sich die ungleiche Verteilung von Care-Arbeit mittels des sog. Gender Care Gaps nach wie vor beobachten. Auf Basis der Zeitverwendungserhebungen des Statistischen Bundesamtes 2012/2013 wurde der Gender Care Gap für Deutschland zum ersten Mal berechnet. Er beschreibt die Verteilung unbezahlter Sorgearbeit zwischen den Geschlechtern und in Haushalten (vgl. BMFSFJ 2022b, S. 12). Mit den Daten von 2012/2013 zeigt sich, dass Frauen täglich 87 Minuten mehr Care-Arbeit verrichten als Männer, was einem Gender Care Gap von 52,4 % entspricht. Insbesondere in Bezug auf direkte Care-Arbeit, die die Care-Arbeit mit und an anderen Personen beschreibt, wird die Lücke deutlich: Frauen sind hier mit einem Wert von 108,3 % mehr als doppelt so lange als Männer involviert. Konkret bezieht sich dies auf die Kinderbetreuung im Haushalt, die Unterstützung, Pflege und Betreuung von erwachsenen Haushaltsmitgliedern und die dazugehörigen Wegezeiten. Bei unterstützender Care-Arbeit, die sich auf haushälterische Tätigkeiten, Ehrenamt und Unterstützung für andere Haushalte inklusive Wegezeiten bezieht, beträgt der Gender Care Gap 47,4 % (vgl. Klünder 2017, S. 5ff.). Der Begriff Care-Arbeit wird in der Literatur unterschiedlich gefüllt und damit auch unterschiedlich gemessen, was es bspw. erschwert, den genauen Umfang väterlichen Engagements zu bestimmen.

Care-Arbeit als Modus Operandi neuer Vaterschaft

Wie Possinger (2013) konstatiert, geht der Begriff Care aus der feministischen Frauen- und Geschlechterforschung seit den 1970er Jahren hervor. Zu diesem Zeitpunkt sind es vor allem die USA, England und die skandinavischen Länder, die sich mit der Konzeption von Care beschäftigen. Schwerpunktmäßig wird dabei die asymmetrische Verteilung zwischen Frauen und Männern von Caring Work oder Caring Labour für Kinder und pflegebedürftige Angehörige erforscht. Auch in diesem Forschungsfeld gelten lange Zeit naturalistische Annahmen über die ungleiche Verteilung dieser Arbeit: Frauen seien aufgrund ihrer Physiologie und Natur besser dazu

geeignet als Männer. Heutzutage wird der Grund für die weitgehend feminisierte Fürsorgepraxis in den Machtstrukturen des Patriarchats gesehen (vgl. ebd., S. 32). Mit Blick auf die Verrichtung von Care-Arbeit durch Väter lässt sich mit Meuser (2009) auch auf die Bedeutung geschlechtsspezifischer Erziehung und Sozialisation verweisen, durch die Frauen auf die Übernahme von Sorgearbeit vorbereitet werden:

»Nimmt man die alltägliche Situation der sich verstärkt in der Familie engagierenden Väter in den Blick, zeigt sich, dass die meisten nur unzureichend auf die damit verbundenen Aufgaben vorbereitet sind. Dies ist kein den Vätern individuell anzulastendes Versäumnis, sondern resultiert aus tradierten und strukturell verfestigten geschlechtstypischen Zuschreibungen. Der väterlichen Distanz zum Familienleben korrespondiert eine in der bürgerlichen Gesellschaft tief verankerte, über kulturelle Deutungsmuster von Weiblichkeit gestützte Feminisierung von Fürsorglichkeit (›care‹). Emotionale Wärme und liebevolle Zuwendung gelten immer noch als weibliche Eigenschaften« (ebd., S. 86f.).

Dies resultiert nicht zuletzt darin, dass Frauen im globalen Durchschnitt drei bis zehnmal mehr unbezahlte Care-Arbeit verrichten als Männer (vgl. Barker et al. 2021, S. 6ff.). Neuere Forschung zu Care-Arbeit fokussiert sich auf Aspekte wie Care als »zentrales Konzept gesellschaftlicher Fürsorgeethiken« (Seehaus 2014, S. 18) oder Care im Rahmen von sozialer Arbeit und öffentlicher Wohlfahrt sowie als Ausgangspunkt einer Kritik sozialpolitischer Regelungen oder im Kontext von politischer Pädagogik (vgl. ebd.). Zusammenfassend lässt sich mit Brückner (2008) sagen, dass die Diskussion um Care »Fragen der Gerechtigkeit und Verantwortlichkeit sowie der Anerkennung und der Bürgerrechte« (ebd., S. 46) verhandelt. Mit Folbre (1995) kann man unter Caring Labor die Sorgearbeit für andere Personen aus Liebe oder Verantwortung, ohne die Erwartung einer finanziellen Gegenleistung, verstehen: »[L]abor undertaken out of affection or a sense of responsibility for other people, with no expectation of immediate pecuniary reward« (ebd., S. 75, H.i.O.) verstehen. Mit Thomas (1993) kann weiterführend die alltägliche, »selbstverständliche« und vor allem unbezahlt geleistete Sorgearbeit von der professionellen, bezahlten abgegrenzt werden (vgl. ebd., S. 665). Zusätzlich ist zu beachten, dass Care eine interaktive Praxis darstellt, die zeitliche, kommunikative und materielle Ressourcen voraussetzt (vgl. Seehaus 2015, S. 164) und ein soziales Konstrukt darstellt, das von historisch wechselnden kulturellen Vorstellungen mitbestimmt wird (vgl. Brückner 2008, S. 51). Auch wenn Care z.B. nach der Definition von Folbre (1995) auf emotionaler Zuwendung und einem Verantwortungsgefühl basiert und in vielen Fällen unentgeltlich geleistet wird, stellt sie – und das ist entscheidend – eine Form von Arbeit dar, die unter anderem das Fundament für wohlfahrtstaatlich organisierte Systeme bildet (vgl. Possinger 2013, S. 33).

Wie oben schon angedeutet, ist bezüglich der Mental Load als zentralem Bestandteil von Care eine Leerstelle in der Forschung zu verzeichnen (vgl. Wayne et al. 2023, o.S.). Das Konzept von Mental Load gelangt vor allem durch die Covid-19 Pandemie zu öffentlicher Aufmerksamkeit (vgl. Dean et al. 2021, S. 1) und wird durch Medienberichterstattung breit rezipiert (vgl. Wayne et al. 2023, o.S.).⁴¹ Während in einigen aktuellen Studien unterschiedliche Begriffe für Mental Load, wie »invisible family load« (Wayne et al. 2023, o.S.), »invisible labor« (Ciciolla und Luthar 2019, S. 467), »cognitive labor« (Daminger 2019, S. 609) oder »mental labor« (Robertson et al. 2019, S. 184) gewählt werden, wird sich in der vorliegenden Arbeit dem Vorschlag von Dean et al. (2021) angeschlossen. In ihrem Literatur-Review führen die Autor:innen unterschiedliche Arbeiten zu diesem Thema an, um ihre These zu unterfüttern, dass es sich bei Mental Load um eine Kombination aus Cognitive Labor und Emotional Labor handelt:

»[W]e argue, that the mental load is the combination of the *cognitive* labor of family life – the *thinking, planning, scheduling* and *organizing* of family members – and the *emotional* labor associated with this work, including the feelings of caring and being responsible for family members but also the emotional impact of this work« (ebd., S. 1, H.i.O).

Von körperlicher Hausarbeit wie Putzen, Einkaufen und Waschen lässt sich Mental Load deutlich unterscheiden. Ersteres kann zwar auch eine Last darstellen, ist aber nicht immer mit einer emotionalen Komponente verbunden. Die Autor:innen beschreiben Mental Load darüber hinaus als »invisible, boundaryless and enduring« (ebd., S. 8). Weil Mental Load eine Form innerlicher Arbeit darstellt, ist sie unsichtbar. Zudem ist Mental Load entgrenzt, weil sie nicht an Zeit, Raum oder bestimmte Orte gebunden ist. Mental Load ist dazu unaufhörlich oder dauerhaft, weil sie mit der Pflege und den Gefühlen der geliebten Menschen verbunden ist (vgl. ebd., S. 2ff.). Aufgrund dieser Merkmale von Mental Load, die überwiegend von Frauen verrichtet wird, ist davon auszugehen, dass aktuelle Forschung die Lücke zwischen »men's and women's household labor burden« (Daminger 2019, S. 628) unterschätzt (vgl. ebd.). So besteht eine generelle Schwierigkeit des Konzepts Care in seiner Messbarkeit. Einige, vor allem mittelbare Sorgetätigkeiten wie eben Mental Load können nicht oder nur schwer quantitativ erhoben werden (vgl. Possinger 2013,

41 Im aktuellen Väterreport des BMFSFJ (2023) wird Mental Load als zusätzliche und zum Großteil weiblich getragene Aufgabe zu Hausarbeit und Erziehung erstmals in einem Väterreport erwähnt. Dabei wird ebenfalls darauf hingewiesen, dass Väter den Umfang dieser kaum messbaren Arbeit zumeist unterschätzen (vgl. ebd., S. 21).

S. 34).⁴² In Bezug auf neue Väter ist schließlich anzumerken, dass diese zwar aktiver als die Vater-Generationen vor ihnen in der Sorge und Erziehung ihrer Kinder engagiert sind, jedoch verbleibt »the gender revolution in domestic labor [...] stalled« [...] evidenced by stubborn housework and childcare gaps between men and women« (Dean et al. 2021, S. 4). Das Konzept der neuen Vaterschaft kann nur zu einer »echten« Gleichberechtigung der Geschlechter beitragen, wenn zukünftige Forschung über neue Väter Mental Load als zentralen Bestandteil von Care in Definitionen und empirischen Untersuchungen berücksichtigt und abbildet.

Zu den Einstellungen und zur Häufigkeit neuer Väter

Der sich seit einigen Jahrzehnten vollziehende Wandel von Vaterschaft, der in der Konzeption neuer Vaterschaft mündet, bezieht sich auch auf die Einstellungen der Väter. Die Ansichten über die Rolle und Aufgabe von Männern und Vätern in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts lässt sich exemplarisch anhand der viel rezipierten familiensoziologischen Theorie von Parsons und Bales (1968) aufzeigen:

»The husband-father, in holding an acceptable job and earning an income from it is performing an essential function or set of functions for his family [...] as a system. [...] Of course, as we shall see, he has other very important functions in relation both to wife and to children, but it is fundamentally by virtue of the importance of his occupational role *as a component of his familial role* that in our society we can unequivocally designate the husband-father as the »instrumental leader« of the family as a system« (ebd., S. 13, H.i.O.).

Meuser und Scholz (2012) verdeutlichen, dass Parsons zufolge die Rolle der Mutter in den internen Familienangelegenheiten verortet ist, während die Vaterrolle ihr Fundament in der Berufswelt findet. Nach Parsons ist also die Zeit, die der Mann für den Beruf aufwendet, zugleich Familienzeit, auch wenn diese nicht aktiv in der Familie verbracht wird (vgl. ebd., S. 34). »Vaterschaft manifestiert sich [damit, JB] nicht in einem Engagement *in* der Familie, sondern *für* die Familie: in der Erfüllung der Ernährerrolle« (ebd., H.i.O.). In späteren Studien zu Einstellungen von Vätern wurde gezeigt, dass sich diese nicht mehr (uneingeschränkt) an dem traditionellen Rollenverständnis, wie bspw. von Parsons vertreten, orientieren: Eine erste wegweisende Studie wird Ende der 1990er Jahre von Zulehner und Volz (1998) vorgelegt. Im Rahmen ihrer repräsentativen Männerstudie entwerfen sie eine vierteilige Männertypologie, mit der die Vielfalt männlicher Lebensentwürfe zu diesem Zeitpunkt ab-

42 Wayne et al. (2023) entwickeln daher im Rahmen einer Mixed-Method Studie eine neun-Item-Skala, die verschiedene Komponenten von »invisible family load« messen kann (vgl. ebd., o.S.).

gebildet werden kann. Innerhalb dieser Typologie stehen sich der traditionelle und der neue Mann diametral gegenüber. Zwischen diesen beiden Formen liegen die Ausprägungen der pragmatischen und die der unsicheren Männer. Diese Typologie könnte als Rollenentwicklungsprozess gesehen werden: Vom traditionellen, zum pragmatischen, über den unsicheren und schließlich hin zum neuen Mann. Auch die Sicht der Frauen auf Männer und ihre eigenen Einstellungen wurden erhoben. Der traditionelle Mann zeichnet sich demnach durch seine Berufsbezogenheit aus und vertritt stark patriarchale Einstellungen, die traditionelle Frauenrolle zeichnet sich quasi komplementär durch eine ausgeprägte Fokussierung auf das Heim und eine starke Bezogenheit auf das Kind aus. Demgegenüber stehen der neue Mann und die neue Frau: Beide unterstützen den Erziehungsurlaub, das erhöhte Engagement in Haushalt und die Erziehung durch den Vater sowie die Berufstätigkeit der Frau (vgl. ebd., S. 15ff.). Zehn Jahre später, in der Neuauflage ihrer Studie, ziehen Zulehner und Volz (2009) einen Vergleich zur Verteilung der verschiedenen Lebensentwürfe: Der Anteil der traditionellen Männer bleibt über die Jahre hinweg relativ konstant: Liegt er 1998 bei 30 %, beträgt er 2008 noch immer 27 %.⁴³ Im Hinblick auf neue Männer lässt sich Ähnliches feststellen. 1998 beträgt der Anteil 18 %. Im Jahr 2008 lässt sich nur ein Prozentpunkt mehr Männer (19 %) der Kategorie der neuen Männer zuordnen (vgl. ebd., S. 37). Der (Einstellungs-)Wandel bei den Frauen ist demgegenüber um einiges kontrastreicher: 1998 beträgt der Anteil traditioneller Frauen 25 %, im Jahr 2008 liegt dieser hingegen nur noch bei 13 %. Der Anteil der neuen Frauen steigt in den dazwischenliegenden Jahren von 28 auf 32 % (vgl. ebd., S. 37). Bezüglich des Einstellungswandels ist mit einer aktuellen Studie des Bundesforums Männer darauf hinzuweisen, dass immer mehr Männer die Auffassung teilen, dass die Gleichstellung der Geschlechter eine wichtige Funktion für den gesellschaftlichen Zusammenhalt hat. Die Zustimmung dazu wird für das Jahr 2015 mit 79 % und für das Jahr 2023 mit 84 % bemessen (vgl. Wippermann 2023, S. 7).

Li et al. (2015) konstatieren, dass auf Grundlage uneinheitlicher Definitionen des neuen bzw. aktiven Vaters empirisch untersucht werden muss, »[w]as genau und wie viel Väter heute in ihren Familien tun und wovon ihr Engagement abhängt« (ebd., S. 28). Dazu wird anhand der 2009 bzw. 2013/2014 gewonnenen Daten des Surveys »Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten (AID:A)« (ebd., S. 17) des deutschen Jugendinstituts (DJI) eine Analyse zum Thema aktive Vaterschaft durchgeführt (vgl. ebd.). Um aktive Vaterschaft analysieren zu können, wird somit aus dem

43 Allerdings merken Zulehner und Volz (2009) im Hinblick auf die traditionellen Männer an, dass diese in einigen Aspekten modernere Einstellungen aufweisen als noch in der Erstauflage der Studie. Dies gilt vor allem für die Berufstätigkeit der Frauen, deren Auswirkungen auf die Kinder und die Beteiligung im Haushalt. Die Autoren führen dies jedoch mehr auf finanzielle als emanzipatorische Gründe zurück. Oftmals ist ein Gehalt nicht mehr ausreichend, um den Familienunterhalt zu sichern (vgl. ebd., S. 308).

Datenmaterial ein geeigneter Indikator erarbeitet, der den (zeitlichen) Umfang väterlichen Engagements adäquat abbilden kann. Dieser beinhaltet bspw. die aktive Beschäftigung mit Kindern und deren Betreuung am Werktag, aber auch die Beteiligung der Väter beim Bringen und Abholen der Kinder sowie der Kontakt der Väter zu Schule und Kita. Demzufolge gibt es unter allen befragten Vätern 16,4 % aktive Väter, die ein höheres väterliches Engagement aufweisen als die restlichen Väter. Demgegenüber stehen 20 % Väter, die ein eher unterdurchschnittliches Engagement aufweisen und daher als wenig aktive Väter bezeichnet werden, sowie 63,3 % Väter, die ein durchschnittliches Engagement leisten und dementsprechend als durchschnittlich aktive Väter gelten (vgl. ebd., S. 37f.). Entgegen der Erwartung sind die höher gebildeten Männer aus der Befragung nicht der Gruppe der aktiven Väter zuzuweisen, obwohl sie eher egalitäre Geschlechterrollenvorstellungen aufweisen.⁴⁴ Vielmehr scheinen ihre intensive Erwerbstätigkeit, ihre guten ökonomischen Chancen sowie ihre Arbeitszeit und Überstunden Barrieren für stärkeres väterliches Engagement darzustellen. »Die Erwerbskonstellation auf Paarebene und insbesondere die tatsächlich geleisteten Arbeitsstunden der Mütter und Väter erscheinen dementsprechend als die wirkmächtigsten Faktoren auf das Engagement der Väter« (ebd., S. 55). Bei Müttern kehrt sich der Effekt um: Je mehr Arbeitsstunden sie leisten, desto höher ist das väterliche Engagement (vgl. ebd., S. 55f.). Weitere Befunde zur Zeitverwendung von aktiven Vätern liefern Walper und Lien (2017), die auf Grundlage der Zeitverwendungserhebung 2012/2013 verschiedene Aspekte aktiver Vaterschaft untersuchen. Sie kommen zum Ergebnis, dass Väter an Wochenenden deutlich mehr Zeit mit ihren Kindern verbringen als unter der Woche. Dies gilt insbesondere für den Bereich gemeinsamer Freizeit. Weiterhin finden die Autorinnen, dass Väter sich in ungefähr gleichem Umfang im Bereich Spiel und Sport sowie im Bereich Beaufsichtigung und Körperpflege engagieren. Der Aufwand für Letzteren bleibt jedoch deutlich hinter dem von Müttern zurück (vgl. ebd., S. 100ff.).

Der Abschlussbericht des Projekts VAPRO der TU Braunschweig und der FH Kiel von Bräuer et al. (2023) liefert die neuesten Daten zur Vielfältigkeit von Vaterschaft. Im Rahmen der mixed-methods Studie wurden nicht nur Väter selbst, sondern auch die Darstellung von Vaterschaft in den sozialen Medien berücksichtigt. Unter den über 2000 Befragten des online Surveys gaben 59,4 % an, dass sich ein guter Vater durch das Zeigen von Zuneigung auszeichnet. Nur 1,4 % der Väter gaben an, dass es das Wichtigste ist, dem Kind finanzielle Sicherheit zu bieten. Insgesamt und konfessionsübergreifend lässt sich beobachten, dass Vätern die Vermittlung sozio-emotionaler Werte wichtiger ist als die von klassischerweise dem männlichen Geschlecht zugeschriebene Durchsetzungsfähigkeit (vgl. ebd., S. 5f.). Auch wenn die-

44 So konstatiert bspw. Kassner (2008), dass die Gruppe der neuen Männer, die eher egalitäre Geschlechterrolleneinstellungen aufweist, in einem großstädtisch-akademisch geprägtem Milieu angesiedelt ist (vgl. ebd., S. 144).

se Studie ein anderes Forschungsdesign als die vorherig zitierten aufweist, können die Ergebnisse doch insgesamt als eine (weitere) Abkehr vom Bild des traditionellen Ernährers und als (weitere) Annäherung an neue Vaterschaft interpretiert werden. Zu fragen bleibt, was diesen Wandel an- und vorantreibt, sind doch die von Zulehner und Volz vorgelegten Zahlen noch im Jahr 2009 eher ernüchternd. Nicht zuletzt durch die Einführung des Elterngelds 2007 wird der sich bereits vollziehende Wandel weiter verstärkt. So titeln Unterhofer et al. (2017): »Elterngeld hat soziale Normen verändert« (ebd., S. 659). Mit dem Elterngeld sollte Familien ein Schonraum ermöglicht werden, in dem sich die Eltern vollständig auf die Betreuung ihres (neugeborenen) Kindes konzentrieren können. Zusätzlich sollte durch das Elterngeld beiden Elternteilen die Gelegenheit zur wirtschaftlichen Selbstständigkeit, insbesondere aber Müttern die Möglichkeit zur Erwerbstätigkeit gegeben werden. Nicht zuletzt sollten zusätzliche Anreize für Väter geschaffen werden, sich aktiv in die Erziehung und Betreuung ihrer Kinder einzubringen (vgl. ebd.). Es zeigt sich, dass das vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) beworbene Modell, in dem erst die Mutter für zwölf und anschließend der Vater für zwei Monate Elternzeit nimmt, großen Anklang fand und findet. Zudem konnten nicht nur bei Eltern, sondern auch bei deren Arbeitskolleg:innen und den eigenen Eltern infolge der Einführung des Elterngelds progressivere Einstellungen zur geschlechtlichen Arbeitsteilung nachgewiesen werden (vgl. ebd., S. 666). Auch die Studie des Institut für Demoskopie Allensbach (2021) bestätigt die Bedeutungszunahme einer partnerschaftlichen Aufteilung von Erwerbs- und Familienarbeit zwischen Eltern als Idealvorstellung. Im Vergleich zum Jahr 2007, wo nur 27 % der Eltern mit Kindern unter zehn Jahren einer solchen Aufteilung zustimmen, sind es 2021 bereits 43 % (vgl. ebd., S. 5). Die Rahmenbedingungen von Elterngeld und Elternzeit sowie aktuelle Zahlen der Bezugnahme werden nachfolgend dargestellt.

Exkurs: Elterngeld und Elternzeit

Der Begriff Elternzeit bezeichnet die seit dem Jahr 2001 gewährte, unbezahlte und maximal drei Jahre pro Kind dauernde Freistellung von der Erwerbstätigkeit. Für Kinder, die ab dem 1. Januar 2007 geboren wurden, können Eltern Elterngeld beantragen. Das Elterngeld ist dabei nicht mehr, wie das ihm vorhergehende Erziehungsgeld, welches mit dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes im Jahre 1986 beantragt werden konnte, als eine Transfer-, sondern vielmehr als eine Lohnersatzleistung zu verstehen (vgl. Trappe 2013a, S. 28). Das Elterngeld⁴⁵ kann in Form von des sog. Basiselterngelds, ElterngeldPlus oder dem Partnerschaftsbonus abgerufen und kombiniert werden. Es steht in Deutschland lebenden Eltern zu, die ihr Kind zuhause betreuen und einer max. 32 Stunden pro Woche umfassenden Erwerbstätigkeit

45 Folgende Ausführungen gelten teilweise ausschließlich für Kinder, die nach August 2021 geboren wurden und erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

nachgehen. Das Basiselterngeld kann für bis zu zwölf Lebensmonate des Kindes abgerufen werden. Wenn die sog. Partnermonate genommen werden, kann der Zeitraum auch auf 14 Monate ausgeweitet werden, da diese frei unter den Eltern aufgeteilt werden können. Voraussetzung für die Beantragung der Partnermonate ist, dass ein Elternteil nach der Geburt weniger Einkommen hat als zuvor, z.B. durch die Reduktion von Voll- auf Teilzeit. Zudem muss das Basiselterngeld in den ersten 14 Lebensmonaten des Kindes bezogen werden. Das ElterngeldPlus können Eltern doppelt so lange bekommen wie das Basiselterngeld. Es muss ohne Unterbrechung bis zum 32. Lebensmonat des Kindes bezogen werden und soll den Eltern ermöglichen, nach der Geburt in Teilzeit zu arbeiten. Der Partnerschaftsbonus ist schließlich ein Angebot für Eltern, die sich ihre familiären und beruflichen Aufgaben partnerschaftlich untereinander aufteilen. Damit können Eltern zwei bis vier zusätzliche Monate ElterngeldPlus bekommen. Die Höhe des Elterngelds hängt von unterschiedlichen Faktoren, wie bspw. der Kombination der verschiedenen Elterngeld-Möglichkeiten, dem bisherigen Einkommen oder der Zahl der Kinder ab. Je nachdem beträgt das Basiselterngeld, das 65 % des Nettoeinkommens vor der Geburt entspricht, zwischen mindestens 300 und maximal 1.800 Euro. Nachdem das ElterngeldPlus immer die Hälfte des Basiselterngelds beträgt, können zwischen mindestens 150 und maximal 900 Euro im Monat abgerufen werden. Auch wer vorher kein Einkommen hat, erhält den Mindestbetrag von Basiselterngeld bzw. ElterngeldPlus⁴⁶ (vgl. BMFSFJ 2022a, S. 9ff.). Im Väterreport des BMFSFJ wird die Einführung des Elterngeldes in der Kombination mit Elternzeit als erfolgreiche Adressierung der »veränderten Rollenvorstellungen von Vätern in Deutschland« (BMFSFJ 2021c, S. 15) bezeichnet. Während bis zum Jahr 2006 lediglich drei Prozent der Väter ihren Anspruch auf Erziehungsgeld geltend machen, sind es im Jahr 2008, also ein Jahr nach der Einführung des Elterngeldes, bereits 21 % der Väter. Im Jahr 2018 liegt der Wert der Väterbeteiligung beim Elterngeld bei 42,1 % (vgl. ebd.). Im Jahr 2020 erhöht sich der Anteil sogar auf 43,7 % (vgl. Statistisches Bundesamt 2023b, o.S.). Bei Vätern mit jungen Kindern unter drei Jahren liegt die Inanspruchnahme des Elterngelds deutlich höher (45 %) als bei Vätern mit Kindern im Alter von sechs bis neun Jahren (24 %). Der Vergleich von Ost- und Westdeutschland ergibt einen höheren Wert für die sog. neuen Bundesländer (49 %), während die alten Bundesländer einen geringeren Wert aufweisen (33 %). Väter mit einem sog. höherem Sozialstatus nehmen das Elterngeld häufiger in Anspruch (49 %) als Väter mit niedrigem Sozialstatus (29 %) (vgl. BMFSFJ 2021c, S. 15). Über die Inanspruchnahme von Elternzeit von Vätern mit einem sog. Migrationshintergrund liegen so gut wie keine Zahlen vor. Zu nennen ist der Bericht von Wrohlich et al. (2012), die den Väteranteil von Vä-

46 Kritisch anzumerken ist, dass das Elterngeld seit seiner Einführung 2007 bis dato nicht angehoben wurde (vgl. Spiegel 11.05.2023, o.S.).

tern in Elternzeit mit Migrationshintergrund für das Jahr 2010 mit 6 % im Vergleich zu 8 % Väter ohne Migrationshintergrund berechnen (vgl. ebd., S. 67).

Geisler und Kreyenfeld (2018) weisen darauf hin, dass der allgemeine, starke Anstieg von elterngeldbeziehenden Vätern auf den ersten Blick keine Überraschung darstellt. Jedoch gilt das westdeutsche Familienpolitiksystem als eher familialistisch und stark auf das männliche Ernährermodell ausgerichtet. Kennzeichnend dafür sind ein System der gemeinsamen Besteuerung (Ehegattensplitting), indem der:die zweite Verdienere:in stark besteuert wird, ein Kinderbetreuungssystem, das nur sehr eingeschränkt die Betreuung von kleinen Kindern anbietet sowie eine Bevölkerung, die arbeitende Mütter als »Rabenmütter« bezeichnet. Dementsprechend wird die neue Elterngeldregelung von einigen Wissenschaftler:innen als »alien« to the German system« (ebd., S. 10) gesehen. Wie aber zu beobachten ist, kann progressive Familienpolitik Verhaltensmuster in konservativen Wohlfahrtsstaaten durchaus verändern (vgl. ebd.).⁴⁷ Demgegenüber lässt sich beobachten, dass die meisten Väter »nur« die beiden Partnermonate Elterngeld beziehen. Dies ist ein Trend, der sich bereits vor zehn Jahren beobachten ließ (vgl. z.B. Trappe 2013b, S. 240; Statistisches Bundesamt 2015, S. 7) und sich scheinbar fortsetzt: So planten im Jahr 2020 72 % der Väter das Elterngeld für zwei Monate zu beziehen, während die Bezugsdauer von 62 % der Mütter für zehn bis zwölf Monate geplant war (vgl. Statistisches Bundesamt 11.05.2021, o.S.). Hier kündigt sich bereits die oftmals beschriebene Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit der neuen Väter an, die nachfolgend thematisiert wird.

Zum Auseinanderklaffen von Wunsch und Wirklichkeit der neuen Väter

Die Lücke, die zwischen den Einstellungen und dem Handeln der Väter klafft, wird in der Literatur oftmals als Diskrepanz oder Graben zwischen Wunsch und Wirklichkeit der Väter beschrieben (vgl. z.B. Possinger 2009, S. 59). Damit wird das Phänomen bezeichnet, dass der Wunsch nach einer aktiven oder neuen Vaterschaft im Alltag der meisten Familien noch nicht tatsächlich umgesetzt wird. Im Väterreport des BMFSFJ (2021c) drückt sich dies in Zahlen wie folgt aus: Zwar wünschen sich 45 % aller Eltern eine partnerschaftliche Aufteilung bei der Kinderbetreuung, jedoch beträgt der tatsächliche Anteil der Eltern, die sich die Kinderbetreuung in etwa gleich aufteilen, nur 17 % (vgl. ebd., S. 11). Die Lücke zwischen Wunsch und Wirklichkeit wird im Rahmen des neunten Familienberichts darüber hinaus mit einer beobachtbaren »Intensivierung von Elternschaft« (BMFSFJ 2021a, S. 23) in Verbindung gebracht, die mit von Eltern wahrgenommenen gestiegenen Standards und erhöhten Ansprüchen an die Elternrolle und in der Erziehung einhergeht. Im Vergleich der beiden Zeitverwendungserhebungen des Statistischen Bundesamtes

47 Vgl. vertieft zu den Auswirkungen der vormaligen Teilung Deutschlands in Bezug auf Familienpolitik und die Inanspruchnahme von Elternzeit: Adler et al. 2016, S. 61ff.

von 2001/2002 und 2012/2013 lässt sich für Deutschland ein deutlicher Anstieg der aufgewendeten zeitlichen und monetären Ressourcen von Eltern verzeichnen.⁴⁸ Auch die täglich aufgewendete Zeit von Eltern für die Betreuung und Erziehung ihrer Kinder ist zu beobachten. Trotz ihrer steigenden Erwerbsbeteiligung wenden Mütter mehr Zeit auf als Väter (vgl. ebd.). Dies verweist nicht zuletzt auf eine »beharrliche geschlechtsspezifische Rollenspezialisierung in Familien« (ebd.) und den sog. (Re-)Traditionalisierungseffekt. Während die meisten Paare vor der Geburt des ersten Kindes relativ egalitäre Einstellungen im Hinblick auf Aufgaben in Haushalt und Erziehung haben, setzt mit Beginn der Elternschaft häufig der (Re-)Traditionalisierungseffekt ein: Zumeist sind es die Frauen, die nach der Geburt ihre Erwerbsarbeit unterbrechen oder reduzieren, um das Kind zu betreuen und den Haushalt zu führen. Väter konzentrieren sich verstärkt auf den Beruf und arbeiten teilweise sogar noch mehr als zuvor (vgl. Kortendieck 2010, S. 446). Dies führt dazu, dass Frauen und Mütter nach wie vor für einen »Löwenanteil« (Possinger 2013, S. 17) der Care-Arbeit verantwortlich sind. Dies ist konsistent mit aktuellen Befunden zur Erwerbsbeteiligung von Müttern und Vätern. Mit Keller und Körner (2023) lässt sich festhalten, dass Väter mit minderjährigen Kindern im Jahr 2022 eine Erwerbstätigenquote von 92 % erreichen. Das Alter des jüngsten Kindes wirkt sich nur dann auf die Erwerbstätigkeit von Vätern aus, wenn das Kind jünger als ein Jahr alt ist. In diesem Fall sind 87 % der Väter erwerbstätig. Ist das jüngste Kind im Haushalt jünger als ein Jahr alt, sind – im starken Kontrast dazu – nur 13 % der Mütter erwerbstätig. Sind die Kinder zwischen drei und sechs Jahren alt, beträgt der Anteil der erwerbstätigen Mütter 73 %. Insgesamt lässt sich ein Anstieg der Erwerbstätigenquote von Müttern mit Kindern aller Altersstufen verzeichnen. Jedoch zeigen sich erhebliche Unterschiede im Umfang der Arbeitszeit von Müttern und Vätern. So gehen erwerbstätige Väter überwiegend einer Vollzeittätigkeit nach. Nur 7,7 % der Väter arbeiten 2022 in Teilzeit⁴⁹. Dagegen sind 68 % der erwerbstätigen Mütter mit mindestens einem minderjährigen Kind in Teilzeit beschäftigt. Mütter sind also nach wie vor zum Großteil teilzeitbeschäftigt und geben zu 62 % die Betreuung von Kindern als Motiv dafür an. Sind beide Elternteile erwerbstätig, dominiert das sog. modifizierte Male Breadwinner Model, in dem der Vater in Vollzeit und die Mutter in Teilzeit arbeitet. Der Wert von Paaren mit Kindern in dieser Konstellation beträgt im Jahr 2022 65 %. In 27 % der erwerbstätigen Paare mit Kindern arbeiten

48 Dies steht im Einklang mit internationalen Entwicklungen (vgl. BMFSFJ 2021a, S. 23).

49 Es ist darauf hinzuweisen, dass die Differenzierung von Voll- und Teilzeit nur eine grobe Einschätzung des tatsächlichen Umfangs der wöchentlichen Arbeitszeit erlaubt. Teilzeittätigkeiten reichen von der nur stundenweisen Ausübung eines Nebenjobs bis zu einer vollzeitnahen Teilzeittätigkeit (vgl. Keller und Körner 2023, S. 97).

beide in Vollzeit, in 4,9 % beide in Teilzeit und in nur 2,2 % geht die Mutter einer Vollzeit- und der Vater einer Teilzeitbeschäftigung nach (vgl. ebd., S. 92ff.).⁵⁰

Die Erwerbsarbeit gilt wiederum als einer der ausschlaggebend(sten) Faktoren für die Inanspruchnahme von Elternzeit. Vogt und Pull (2010) identifizieren verschiedene Determinanten, die auf die Entscheidung für oder gegen eine Inanspruchnahme väterlicher Elternzeit einwirken. Einflussreich sind demnach vor allen Dingen ökonomische Faktoren, wie bspw. die Höhe des Einkommens im Vergleich zur Partnerin sowie die Einkommensaussichten der Väter, welche wiederum aus deren Bildungsabschlüssen⁵¹ und Karriereambitionen resultieren. Auch vom Elterngeld geht ein beachtlicher monetärer Anreiz aus, der sich ebenfalls in den Entscheidungen der Väter niederschlägt (vgl. ebd., S. 64ff., vgl. dazu auch: Peltz et al. 2017, S. 116f.). Insgesamt konnte festgestellt werden, dass ökonomische Bedingungen die Entscheidungen der Väter stärker beeinflussen als deren Persönlichkeitsmerkmale (vgl. Vogt und Pull 2010, S. 48). Geisler und Kreyenfeld (2018) finden zudem heraus, dass Eigenschaften des Arbeitsplatzes, der Beschäftigungssektor und die Vertragskonditionen wichtige Determinanten einer Inanspruchnahme von Elternzeit sind. So nehmen Beschäftigte im öffentlichen Dienst diese häufiger, Selbstständige und Väter mit befristeten Verträgen seltener Elternzeit in Anspruch (vgl. ebd., S. 12). Darüber hinaus identifiziert Richter (2013) in seiner qualitativen Studie fünf Motivcluster, die eine Inanspruchnahme von Elternzeit durch Väter lenken können. So nennt er erstens Motive, die sich auf die Familie beziehen und den Wunsch nach einem leichteren Übergang zu einer sog. erweiterten Elternschaft wiedergeben, der durch parallele Elternzeit garantiert werden soll. Zweitens spiegeln Motive, die sich auf das oder die Kind(er) beziehen, das Bedürfnis wider, eine (im Vergleich zur Mutter) gleichwertige Beziehung zum Kind aufzubauen. Drittens

50 Eine gravierende Folge der unterschiedlichen Erwerbsbeteiligung und des unterschiedlichen Erwerbsumfanges schlägt sich im sog. Gender Pension Gap nieder. Dieser hängt wiederum mit dem Gender Pay Gap zusammen, also mit dem Verdienstabstand pro Stunde zwischen Frauen und Männern, der im Jahr 2022 18 % beträgt (vgl. Statistisches Bundesamt 30.01.2023, o.S.). Der Gender Pension Gap beschreibt das geschlechtsspezifische Gefälle bei Alterseinkünften und beträgt im Jahr 2021 29,9 %. Die Alterseinkünfte von Frauen sind dementsprechend durchschnittlich knapp ein Drittel niedriger als die von Männern (vgl. Statistisches Bundesamt 07.03.2023, o.S.).

51 Gerade in Bezug auf den Einfluss des Bildungsgrades des Vaters auf die Inanspruchnahme von Elternzeit liegen unterschiedliche, teils widersprüchliche Ergebnisse vor. Während Bünning und Pollmann-Schult (2016) Studien anführen, die eine größere Beteiligung an Hausarbeit, der Betreuung von Kindern und der Inanspruchnahme von Elternzeit durch höher gebildete Väter nachweisen (vgl. S. 260; vgl. dazu auch: Geisler und Kreyenfeld 2018, S. 10) sind die Väter, die einen großen Anteil von Sorgearbeit in ihrer Familie übernehmen im Sample der qualitativen Studie von Behnke und Meuser (2012) der »class of skilled workers, trades people or in the class of common company employees« (ebd., S. 134) zugehörig.

existieren Motive, die sich auf die Partnerin beziehen, sie in Erziehung und Haushalt entlasten und ihr die Berufstätigkeit ermöglichen sollen. Viertens sind Motive zu nennen, die sich auf die Väter selbst beziehen und aus der Unzufriedenheit mit der Arbeitssituation und/oder aus Idealen wie Geschlechtergleichberechtigung resultieren. Fünftens können sich die Motive auf die Partnerschaft beziehen, die durch die parallele Nutzung von Elternzeit profitieren kann (vgl. ebd., S. 29). In einer aktuellen quantitativen Studie bestätigen Diabaté et al. (2022), dass sich im letzten Jahrzehnt nichts grundlegend an den Einflussfaktoren auf Elternzeit geändert hat: Persönliche Leitbilder, wie egalitäre Geschlechterrolleneinstellungen, begünstigen eine positive Haltung gegenüber der Elternzeit. Traditionelle Konzepte von Ehe aber auch hohe Ansprüche an Elternschaft und das Zurückstellen der eigenen Bedürfnisse (wie oben mit der Intensivierung von Elternschaft beschrieben) gehen mit der Ablehnung von Elternzeit einher. Zudem konnten die Autor:innen zeigen, dass Väter, die der Elternzeit gegenüber prinzipiell aufgeschlossen sind, aufgrund der Wahrnehmung traditioneller Geschlechterrollen in der Gesellschaft in einen Konflikt geraten. Diese Väter nehmen die Erwartung an sie wahr, die Familie zu ernähren und realisieren daher entgegen ihrer Überzeugung den Wunsch nach (längerer) Elternzeit möglicherweise nicht oder nicht vollständig (vgl. ebd., S. 48f.). Meuser (2011) macht jedoch darauf aufmerksam, dass Väter bei der Verwirklichung ihrer (neuen) Vaterschaft mit Vorstellungen über traditionelle Geschlechternormen auch von Seiten ihrer Partner:innen konfrontiert werden und somit auf harte Widerstände prallen (können). Eine Problematik in Bezug auf die Inanspruchnahme der Elternzeit durch Väter besteht in der Schwierigkeit der Mütter, einen verminderten Einfluss auf haushalts- und kindbezogene Aufgaben nehmen zu können. Mütter können das väterliche Engagement zwar wertschätzen, fürchten jedoch gleichzeitig um die von ihnen angelegten Standards in Hausarbeit und Erziehung (vgl. ebd., S. 76). So fühlen sich Väter oft als »Juniorpartner« (ebd.) der Frau oder als »Praktikant« (ebd.) im eigenen Haushalt. Diese aus der Ambivalenz der Mütter resultierenden Verhaltensweisen werden als Maternal Gatekeeping bezeichnet, das wie folgt definiert werden kann:

»[M]aternal gatekeeping consists of a set of beliefs about mothering and fathering that influences mothers' behaviors in relation to the allocation of family work. Maternal gatekeeping is the mother's reluctance to relinquish responsibility for family matters by setting rigid standards, wanting to be ultimately accountable for domestic labor to confirm to others and to herself that she has a valued maternal identity, and expecting that family work is truly a woman's domain. These three dimensions create a schema that builds, maintains, and reinforces the gate

to home and family, which, if opened, could encourage more father involvement in housework and child care« (Allen und Hawkins 1999, S. 205).⁵²

Im Hinblick auf Fragen der Erziehung und Betreuung entfalten tradierte Vorstellungen über die Geschlechter zudem eine besondere Dynamik: Väter wie Mütter nehmen an, dass letztere kompetenter in der Bewältigung dieser Aufgabe sind (vgl. Burkart 2007, S. 88).

Der Wunsch nach einer neuen Vaterschaft scheitert oft auch an strukturellen, betrieblichen Hindernissen. Aufgrund der weitverbreiteten Annahme, dass Männer außer ihrer Erwerbstätigkeit keine familialen Verpflichtungen hätten, stoßen Väter im beruflichen Umfeld bei der Inanspruchnahme von Elternzeit oftmals auf »Befremden, Unverständnis und Ablehnung« (Meuser 2011, S. 75): Unterstellungen reichen von mangelndem beruflichem Engagement bis hin zu insuffizienter Identifikation mit dem Unternehmen; Kolleg:innen haben Angst, die Arbeit des ausfallenden Vaters mittragen zu müssen und empfinden dies oft als Rücksichtslosigkeit. Unhinterfragte Geschlechternormen werden zudem wirksam, wenn von Unternehmensseite oftmals wie selbstverständlich davon ausgegangen wird, dass Mütter die Elternzeit nehmen oder Väter – wenn überhaupt – keinen längeren Zeitraum als die zwei Partnermonate in Anspruch nehmen (wollen). Auch wird in vielen Fällen die Männlichkeit des neuen Vaters von seinen Kollegen angezweifelt. Vaterschaft wird nicht als konstitutiv für Männlichkeit erachtet, Mutterschaft hingegen gilt für Weiblichkeit als fundamental (vgl. ebd.). Zusätzlich macht Gesterkamp (2005) auf das Problem der sog. Dinosaur Dads aufmerksam, welches Väter mit traditionellem Rollenverständnis in Führungspositionen beschreibt, die die Unternehmenskultur wesentlich mitbeeinflussen (vgl. ebd., S. 71; vgl. dazu auch: Döge und Behnke 2005, S. 19ff.). Obwohl viele Betriebe mit Familienfreundlichkeit werben, diagnostiziert Possinger (2009) auch Unternehmen eine Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit (vgl. ebd., S. 65). Neumann und Meuser (2017) finden in ihrer Interviewstudie heraus, dass Personalverantwortliche die Inanspruchnahme der zwei sog. Papa-Monate von Vätern als unproblematisch bewerten. Der Ausfall der betreffenden Väter sei gut zu kompensieren, da die zwei Monate, gerade wenn sie aufgeteilt werden, nur wie ein verlängerter Urlaub wirken (vgl. ebd., S. 89). Hingegen kann eine längere väterliche Elternzeit nicht mehr als »vacation leave« [gesehen werden, JB] and would have to be treated differently. To some extent this implies that the »manpower« of men seems to be still indispensable« (ebd., S. 90). Wie schon Gesterkamp (2005) betonen Neumann und Meuser (2017) die Bedeutung von

52 Die Autor:innen weisen darauf hin, dass Maternal Gatekeeping zwar eine wichtige, jedoch nicht die einzige Barriere für ein erhöhtes väterliches Engagement darstellt. Zudem können auch Väter Gatekeeper in verschiedenen Bereichen sein, die eine gleichberechtigte Aufteilung von Familienarbeit verunmöglichen (vgl. Allen und Hawkins 1999, S. 200).

Vorgesetzten in der Frage, ob und wie Elternzeit genommen werden kann. Firmenangestellte fordern Elternzeit selbstbewusster ein, wenn es sichtbare Vorbilder gibt. Zusätzlich ist die Anzahl der elternzeitnehmenden Väter relevant für die eigene Entscheidung (vgl. ebd., S. 90f.):

»The general increase of the number of men taking parental leave furthers not only the normalization of men taking leave, but also of men doing childcare, and it destabilizes the expectation of male employees' unlimited availability for the organization« (ebd., S. 92).

Auch politische Strukturen, die sich ebenfalls auf das Tun der Väter auswirken, dürfen nicht außer Acht gelassen werden. Wie bereits angesprochen, kann der familienpolitischen Lage in Deutschland eine Belohnung alter Geschlechtsrollenzuschreibungen attestiert werden (vgl. Gesterkamp 2005, S. 71ff.). Bis heute halten sich verkrustete familienpolitische Gesetze und Regelungen wie zum Beispiel das Ehegattensplitting.⁵³ Possinger (2017) formuliert (neben weiteren) drei konkrete Punkte für eine (Familien-)Politik, die väterliches Engagement stärken und verfestigen können: Zunächst braucht es eine Reform des Steuersystems für Familien, das die Erwerbstätigkeit von Müttern belohnt, anstatt sie zu bestrafen. Auch die beiden Papa-Monate müssen auf ein 12+4 oder 12+6 Monate-Modell ausgedehnt werden, um Vätern die Möglichkeit zu geben, eine längere Zeit mit ihren Kindern alleine zuhause zu verbringen⁵⁴. Weiterhin muss weiter in Kinderbetreuungseinrichtungen und in frühe

53 vgl. dazu auch: Jurczyk und Rauschenbach 2009, S. 365.

54 Wie Possinger (2017) in ihrer Studie herausfindet, sind in den meisten der von ihr untersuchten Fälle auch die beiden Partnermonate kein Garant für eine gleichberechtigte Aufteilung von Care-Arbeit. Wird die Elternzeit von beiden Eltern gleichzeitig genommen, überlassen die meisten Väter die Hauptverantwortung für Care-Arbeit den Müttern und stellen sich als »helpful ›intern« (ebd., S. 192) zur Verfügung. Gleichzeitig gibt es aber Väter, die sich in ihrer Elternzeit tatsächlich die Care-Arbeit gleichberechtigt mit den Müttern teilen. Einige übernehmen dabei sogar den Löwenanteil der Care-Arbeit. Interessanterweise tritt aber der bereits genannte (Re-)Traditionalisierungseffekt auch bei diesen Paaren ein. Nachdem beide Elternteile in die Erwerbstätigkeit zurückkehren, fokussieren sich die Väter (erneut) auf ihren Job, während die Mütter Care-Arbeit und Erwerbsarbeit (in Teilzeit) versuchen zu vereinnbaren. Dennoch hält Possinger zusammenfassend fest: »[W]hile for some fathers parental leave provided a prelude for a long-term arrangement in which both partners shared care and domestic tasks to a similar extent, for others it meant no or only a short intermezzo of equally sharing work and care« (ebd.). Auch Aunkofer et al. (2019) kommen in ihrer qualitativen Studie zum Schluss, dass eine väterliche Elternzeitnahme nicht zwangsläufig zu egalitären Geschlechterverhältnissen beiträgt (vgl. ebd., S. 118f.). In ihrer Untersuchung finden sie, dass die »bestehende ungleiche Geschlechterordnung im Paar in vielen Fällen auch stabilisiert wird« (ebd., S. 199).

Bildung investiert werden, damit beide Elternteile am Arbeitsmarkt partizipieren können (vgl. ebd., S. 200).

Väter explizit in den Elterngeldanspruch einzubeziehen, ist bspw. schon länger fester Bestandteil der Familienpolitiken skandinavischer Länder, an denen sich zunehmend andere europäische Länder orientieren. Für das deutsche Elterngeld stellt die schwedische Regelung die Vorlage dar. Schon 1974 führt Schweden als erstes Land Vätern das Recht zur Inanspruchnahme von bezahlter Elternzeit ein. Insgesamt können schwedische Familien eine bezahlte Elternzeit von 480 Tagen in Anspruch nehmen. Von den 480 Tagen steht seit dem Jahr 2016 jedem Elternteil ein speziell für diesen reservierter und nicht übertragbarer Zeitraum von 90 Tagen zu. Die Lohnersatzleistung beträgt dabei für einen Zeitraum von 390 Tagen 77,6 %. Väter von im Jahr 2004 geborenen Kindern nehmen zu 88,3 % Elterngeld in Anspruch. Dabei nehmen sie im Jahr 2013 25 % der ihnen zustehenden Elterngeldtage in Anspruch. Väter in Deutschland beantragen weniger als 10 % des ihnen zur Verfügung stehenden Zeitraums. Insgesamt zeichnet sich das schwedische Modell durch eine sehr hohe Flexibilität und eine relativ hohe Lohnersatzleistung, eine Väterquote und einen gemeinsamen Elternzeitanspruch aus. Vor allem die Kombination eines hohen Lohnersatzes mit einer Väterquote, die ein individuelles und nicht übertragbares väterliches Recht darstellt, kann zu einer Erhöhung der Väterbeteiligung an Elterngeld und Elternzeit führen (vgl. Schein 2017, S. 263ff.).⁵⁵

Wie die Ausführungen zu neuer Vaterschaft und der (internationalen) Implementierung von gesetzlichen Regelungen zu einem höheren Einbezug von Vätern in die Kinderbetreuung, Erziehung und familiäre Care-Arbeit gezeigt haben, schlagen sich diese Neuerungen auf die Entwicklung von Männlichkeit(en) nieder, wie sich nicht zuletzt am Diskurs über Caring Masculinities zeigt. Bevor dieses Konzept dargestellt wird, werden die vorherigen Ausführungen um einen breiter angelegten Forschungsstand zu Vaterschafts- bzw. Väterlichkeitsforschung ergänzt. Dieser fokussiert sich vor allem auf das der vorliegenden Arbeit zugrundeliegenden Forschungsdesiderat über Väter mit Migrationshintergrund.

2.4.3 Stand der Forschung

Die bereits dargelegte, begriffliche Diffusität in Bezug auf Vaterschaft schlägt sich nicht zuletzt in der interdisziplinären Forschung über eben diese nieder. So gibt es widersprüchliche Aussagen, die den Beginn der Väterforschung betreffen. Während einige Autor:innen den Ursprung dieser in den USA verorten und in 1970er Jahren festmachen (vgl. z.B. Walter 2002, S. 15; Matzner 2004, S. 13), entgegnet Lewis

55 Vgl. für einen internationalen Vergleich von Regelungen zu Mutterschutz, Vaterschaftsurlaub und Elternzeit den Bericht von Koslowski et al. (2022).

(1986), dass (die Rolle der) Väter schon in den 1950er Jahren in Studien zu Schwangerschaft, Frauen und Arbeit sowie Familie und Kindererziehung berücksichtigt wurde (vgl. ebd., S. 3). Lewis betont, dass es im Allgemeinen schon sehr früh weitaus mehr Väterforschung gibt, als es die meisten Familienforscher:innen suggerieren. Doch auch er räumt ein, dass es in den 1970er Jahren zu einer regelrechten Explosion von Forschungsarbeiten kommt (vgl. ebd., S. 1ff.). Walter (2002) unterscheidet dabei differenzierter zwischen den unterschiedlichen, zur Väterforschung beitragenden Disziplinen: So beschäftigt sich die (deutschsprachige) Soziologie seit Beginn der 1980er Jahre vor allem mit den Wechselwirkungen zwischen Familie und Beruf und der daraus folgenden sog. Vereinbarkeitsfrage für Mütter und Väter (vgl. ebd., S. 24ff.). Generell lässt sich konstatieren, dass sich durch die kriegsbedingte Abwesenheit vieler Väter nach dem Zweiten Weltkrieg ein vermehrtes Interesse an der Rolle des Vaters aufbaut. Bis Ende der 1960er Jahre bezieht sich die Väterforschung vornehmlich auf die Abwesenheit des Vaters oder Gefahren, die von ihm ausgehen. Erst dann rückt die Vater-Kind-Beziehung in das Zentrum der Aufmerksamkeit. Die Qualität dieser Beziehung interessiert die Forschung ebenso wie die Beteiligung des Vaters an Haushalts- und Erziehungsaufgaben. Doch erst gegen Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre wird der Vater als Teil des Familiensystems begriffen. Die in dieser Zeit angesiedelte Forschung ermöglicht es, »veränderte Formen familialer Organisation zu analysieren« (Fthenakis 2002, S. 90) und führt dazu, dass die Väterforschung seit den 1990er Jahren als integraler Bestandteil der Familienforschung begriffen werden kann (vgl. ebd., S. 90f.). Zusätzlich lässt sich mit Lamb (2010) feststellen, dass die frühe (psychologische) Väterforschung in den 1970ern und frühen 1980er Jahren vor allem zwei Linien verfolgt: Zum einen werden Studien durchgeführt, die die Interaktion zwischen Vater und Kind untersuchen. Wie Lamb zusammenfasst, kommen diese Studien übereinstimmend zu dem Ergebnis, dass »fathers tend to »specialize« in play, whereas mothers specialize in caretaking and nurturance« (ebd., S. 3). Zum anderen wird die direkte und indirekte Auswirkung der Väter auf ihre Kinder untersucht, wenn diese entweder abwesend oder (stark) involviert sind. Zentrale Ergebnisse dazu sind, dass Väter und Mütter erstens ihre Kinder ähnlich stark und auf ähnliche Weise beeinflussen. Individuelle Charakteristika der Väter, wie zum Beispiel deren Männlichkeit und Intellekt, sind weniger wichtig für die kindliche Entwicklung als die Beziehung, die sie mit ihren Kindern aufbauen. Grundlegend für eine die Entwicklung des Kindes fördernde Beziehung sind demnach Faktoren wie Sicherheit, Unterstützung, Reziprozität und Sensibilität. Zudem zeigt sich, dass Väter in vielerlei Hinsicht eine Rolle im Leben ihrer Kinder spielen und diese somit auch in vielfältiger Art und Weise beeinflussen. Die Rolle des Vaters ist kontextuell verschieden: Sie variiert von Familie zu Familie und ist darüber hinaus sozial und kulturell geprägt (vgl. ebd., S. 10f.). Väter gelten heute als wichtige und vor allen Dingen im Vergleich zur Mutter als gleichwertige Bindungs- und Bezugsperson für Kinder. Sie ermöglichen den Kindern eine Erweiterung des »psy-

chischen Systems« (Matzner 2016, S. 20), indem sie die Mutter-Kind-Dyade erweitern und damit die Individuation der Kinder fördern. Zudem zeigen und besitzen sie spezifische Charaktereigenschaften, die Kinder auf eine besondere Weise fördern. Sie agieren spielerisch(er), stimulieren die Kinder visuell und akustisch stärker und unterstützen sie damit in ihrer motorischen und körperlichen Entwicklung (vgl. ebd., S. 20f.).⁵⁶

Darüber hinaus lässt sich mit Fthenakis (2002) konstatieren, dass sich die Väter- bzw. Familienforschung Fragestellungen widmet, die sich auf die Veränderung von Vaterschaftskonzepten⁵⁷ oder auf die Bedeutung des Vaters für die kindliche Entwicklung⁵⁸ beziehen. Weitere Forschungsthemen sind Erhebungen zu veränderten Einstellungen von Männern zum Thema Vaterschaft, Väter und die Arbeitswelt, die Vater-Kind-Beziehung und das Erziehungsverhalten der Väter sowie Väter und deren Partnerschaften (vgl. Li et al. 2015, S. 5).⁵⁹ Wie bereits im Kapitel zur historischen Entwicklung der Vaterschaft bzw. Vaterrolle gezeigt werden konnte, lässt sich für einen Großteil der älteren Forschungsarbeiten zu Vaterschaft, eine *weiße*, eurozentristische Perspektive konstatieren. Dies scheint ebenso für Forschung zum spezifischen Thema der neuen Vaterschaft zu gelten. Die meisten der qualitativen wie quantitativen Studien zu neuer Vaterschaft, Väterbeteiligung und Männlichkeitskonstruktionen erheben lediglich Differenzkategorien wie Alter, Bildungs- und Einkommensniveau, Wohnort und Familienform der Väter, sodass Väter mit Migrationshintergrund in Studien und Arbeiten zu neuer Vaterschaft systematisch ausgeblendet werden (vgl. z. B. Kassner 2008, S. 148ff.; Abel und Abel 2009, S. 236f.; Behnke und Meuser 2012, S. 132; Trappe 2013b, S. 243; Institut für Demoskopie Allensbach 2021, S. 107f.).⁶⁰ In der bereits genannten Erhebung von Li et al. (2015) zur Messung väterlichen Engagements wird im verwendeten Datensatz die Religionszugehörigkeit als »starke[r] Indikator der Weltanschauung« (ebd., S. 24) der Väter erhoben. In der Stichprobe sind Väter katholischer und evangelischer Religionszugehörigkeit etwa paritätisch mit jeweils ca. 33 % vertreten, ca. 30 % der Väter ge-

56 Kritisch muss an dieser Stelle angemerkt werden, dass Matzner (2016) in seiner Beschreibung der Bedeutung des Vaters für Kinder in einer stark heteronormativen und binären Logik verbleibt. So führt er bspw. aus, dass der Umgang mit Vätern gerade für Jungen wichtig ist, um »Konfrontationen [zu üben,]B], Mut und Selbstbehauptung [sowie,]B] die Beherrschung der Emotionen« (ebd., S. 21). Die Verfasserin distanziert sich von einer solch geschlechtsstereotypen Sichtweise auf Väter und ihre Kinder. Hier soll lediglich verdeutlicht werden, dass Väter wichtige Funktionen für ihre Kinder erfüllen können, sofern sie präsent und involviert sind.

57 vgl. dazu auch: Matzner 2004, S. 9ff.

58 vgl. dazu auch: Pleck 2012, S. 248ff.

59 Vgl. für einen ausführlichen, internationalen Forschungsstand: Roopnarine und Yildirim 2019, S. 9ff.

60 Die Studien und ihre Ergebnisse sind bereits genauer in Kap. 2.4.2 beschrieben und dort nachzulesen.

ben an, keiner Religion anzugehören und 4 % gehören anderen Religionsgemeinschaften an (vgl. ebd.). In neueren Studien zur väterlichen Inanspruchnahme von Elterngeld und -zeit, sowie zu Lebenslagen von Vätern wird die Kategorie Migrationshintergrund hingegen zunehmend erhoben (vgl. Peltz et al. 2017, S. 110; Aunkofer et al. 2019, S. 101; Bräuer et al. 2023, S. 20).⁶¹ Obwohl die Erhebung der Kategorie Migrationshintergrund problematisiert und kritisiert werden kann und muss⁶², ist die Bedeutung der wissenschaftlichen und öffentlichen Sichtbarmachung von migrantischen neuen Vätern nicht von der Hand zu weisen. Aktuelle Veröffentlichungen wie bspw. die Väter- oder Familienreporte des BMFSFJ (2017a, 2021b, 2021c), die sich teilweise explizit mit Vätern und deren Engagement in der Familie bzw. mit der Beteiligung an Care-Arbeit beschäftigen, differenzieren nicht zwischen Vätern mit und ohne Migrationshintergrund. Letztere werden entweder gar nicht thematisiert, wie bspw. im Väterreport des BMFSFJ (2021c) oder in Abhandlungen über ›Familien mit Migrationshintergrund‹ subsumiert und homogenisiert (vgl. BMFSFJ 2017a, S. 22ff., 2021b, S. 46ff.).⁶³ In einer Veröffentlichung des BMFSFJ (2017b), in der es explizit um Familien mit einem sog. Migrationshintergrund geht, stehen vor allem deren Bildungsniveau, Arbeitsmarktbeteiligung und ökonomische Situation im Vordergrund (vgl. ebd., S. 5ff.). Im aktuellen Väterreport des BMFSFJ (2023) wird auf Grundlage von bevölkerungsrepräsentativen Daten mittels einer Clusteranalyse eine fünf Typen umfassende Vätertypologie gebildet, die sich z.B. in ihren Einstellungen zur Gleichstellung der Geschlechter, Kinderbetreuung und hinsichtlich ihrer soziodemographischen Merkmale unterscheiden. So werden der überzeugte Engagierter (21 %), der urbane Mitgestalter (11 %), der zufriedene Pragmatiker (20 %), der etablierte Konventionelle (19 %) und der überzeugte Rollenbewahrer (29 %) ermittelt. Väter mit Migrationshintergrund werden in diesem Väterreport vor allem visuell sichtbar gemacht. Nicht nur der Vater auf dem Cover-Foto könnte als migrantisch gelesen werden, auch die Piktogramme zu den unterschiedlichen Vätertypen weisen unterschiedliche Hautfarben auf und verweisen damit auf Väter vermeintlich unterschiedlicher ›Herkunft‹. Jenseits dieser Darstellung werden Väter mit Migrationshintergrund lediglich an zwei Stellen in einem Satz thematisiert: So ist der Anteil von Vätern mit Migrationshintergrund im Typen des etablierten Konventionellen am geringsten, während er beim überzeugten Rollenbewahrer am höchsten ist (vgl. ebd., S. 8ff.). Dies kann vor dem Hintergrund der Unsichtbarkeit von bzw.

61 Vgl. zum US-amerikanischen Forschungsstand zu sog. Immigrant Fathering: Pleck 2008, S. 257ff.; Strier und Roer-Strier 2010, S. 435ff.

62 Vgl. dazu Kap. 2.1.

63 Darüber hinaus ist es schwierig, Familien mit Migrationshintergrund nur unter dem Merkmal ›Migration‹ wahrzunehmen, da somit allgemeine, familiären Merkmale (z.B. Familienform, familiäre Beziehungen) aus dem Blick geraten können (vgl. Hamburger und Hummrich 2007, S. 123).

defizitorientierten Perspektive auf nicht-weiße⁶⁴ Vaterschaft als problematisch bewertet werden. Schon im Jahr 2008 formuliert Tunç die Kritik, dass zwar die Vielfalt männlicher bzw. väterlicher Lebensformen von ›mehrheitsdeutschen‹ Vätern in Veröffentlichungen der Männer- und Väterforschung dargestellt wird, jedoch werden migrantische Männer und Väter dabei zumeist nicht berücksichtigt (vgl. Tunç 2008b, S. 106). Bis heute scheint sich diesbezüglich wenig verändert zu haben. Vielmehr fokussieren sich öffentliche und fachliche Debatten um männliche Migranten überwiegend auf deren Gefahrenpotenzial (vgl. Tunç 2006, S. 17). Yildiz (2014) verweist darüber hinaus darauf, dass »Migrationsfamilien« (S. 60) der ersten, zweiten und dritten Generation im Rahmen von politischen, ökonomischen, wissenschaftlichen und pädagogischen Integrationsdebatten »Fremdheit, Integrationsdefizite oder Integrationsresistenz« (ebd.) vorgeworfen werden. Die Herkunft aus einem ›fremden Kulturkreis‹ wird dabei mit einer ausgeprägten Orientierung an Tradition und Ablehnung von Modernität oder Fortschritt assoziiert. Obwohl sich Yildiz (2014) in seinem Beitrag vor allem auf Nachfahr:innen der sog. Gastarbeiter:innen und ihre besondere Betroffenheit von den ›Defizitdebatten‹, insbesondere aufgrund ihrer vermeintlichen (islamischen) Religionszugehörigkeit, bezieht (vgl. ebd., S. 60), lässt sich diese Feststellung insgesamt auf natio-ethno-kulturell ›Andere‹⁶⁵ übertragen.

In Bezug auf Väter ist festzustellen, dass sich bis heute das Bild hält, dass

»Väter aus Migranten- bzw. Aussiedlerfamilien im Vergleich zu westdeutschen Vätern stärker mit Konzepten traditioneller Vaterschaft (uneingeschränkte Autoritätsperson, Repräsentant und Oberhaupt der Familie, starke geschlechtsspezifische Erziehungsvorstellungen etc.) belegt [werden, JB]« (Westphal 2000, S. 133f.).

Insgesamt lässt sich feststellen, dass für neue Väter mit einem sog. Migrationshintergrund ein ausgeprägtes Forschungsdesiderat zu verzeichnen ist. Mit Tunç (2018) ist darauf hinzuweisen, dass »[i]m Mainstream aktueller Väterdiskurse ein Bild des Vaters [dominiert, JB], der jung, weiß, im mittleren Alter und der Mittelschicht zugehörig ist, der keinen Migrationshintergrund und keine Behinderung hat sowie selbstverständlich heterosexuell ist« (ebd., S. 94.). Migrantische Männer und Väter werden insgesamt zumeist defizitorientiert, als Personen in schwierigen sozialen Lagen mit niedrigem Bildungsniveau und in benachteiligten sozialräumlichen Quartieren angesiedelt beforscht und/oder dargestellt (vgl. Tunç 2021, S. 252). Dies führt zu der Herausbildung eines »homogenen negativen Stereotyps« (ebd.), indem

64 Die Bezeichnung ›nicht-weiß‹, die sich an einigen Stellen in dieser Arbeit wiederfinden lässt, soll verdeutlichen, dass Vaterschaftspraktiken weißer, oftmals privilegierter Väter als Standard und Vergleichsmaßstab in Wissenschaft und Öffentlichkeit gesetzt werden, wovon die Verfasserin sich abgrenzen möchte.

65 Vgl. dazu Kap. 2.1.

»vorhandene patriarchale Männlichkeits- und Väterlichkeitskonzepte oft einseitig und verallgemeinernd mit der (vermeintlich) ethnisch-kulturellen Andersartigkeit oder Religion (Islam) erklärt werden. Die Folge ist, dass weder Einflüsse der sozialen Problemlagen auf Männlichkeiten ausreichend beachtet bzw. als mitverantwortlich verstanden werden noch die Vielfalt migrantischer Milieus wahrgenommen wird« (ebd.).

Das von Tunç (2008a) formulierte Plädoyer, den Wandel von Geschlechterrollen und Vaterschaftskonzepten migrantischer Väter tatsächlich wahrzunehmen, scheint wenig Gehör gefunden zu haben. Vielmehr zeigt sich, dass sich die defizitorientierte Perspektive auf migrantische Väter, trotz der (wenigen) existierenden Studien zu deren Ressourcen und Potenzialen, (bis heute) hartnäckig hält.⁶⁶ Damit ist eine Forschungslücke in Bezug auf (ressourcenorientierte) Männlichkeiten- und Väterforschung über Männer mit Migrationshintergrund festzustellen, an der die vorliegende Arbeit ansetzt. Bisherige (ressourcenorientierte) Forschung zu Vätern mit Migrationshintergrund wird nachfolgend angeführt.

Bereits 1999 halten Herwartz-Emden und Westphal als eines der zentralen Ergebnisse im bereits erwähnten Projekt FAFRA⁶⁷ fest, dass die untersuchten, eingewanderten Väter, und insbesondere die Aussiedler, »ihre Vaterschaft und Erziehungspraxis weit über das Männlichkeitskonstrukt der Versorger- und Ernährerrolle hinaus [definieren, JB]« (ebd. S., 897). Dies ist nicht zuletzt Resultat eines Migrationsprozesses, der materielle, zeitliche, räumliche und personale Veränderungen der Vater-Kind-Beziehung mit sich bringt. Insgesamt kann für die Gruppe der Aussiedler festgehalten werden, dass deren Vaterschaftskonzepte durch die veränderte Alltagspraxis aufbrechen, während ihre Männlichkeitskonstruktionen davon unberührt bleiben. Für die Vergleichsgruppe der westdeutschen Väter ist festzuhalten, dass diese das Leitbild des neuen Vaters durchaus wahrnehmen und in Bezug auf sich selbst reflektieren, aber dass deren Vaterschaftskonzepte und Männlichkeitskonstruktionen insgesamt noch keine gravierenden Veränderungen aufweisen (vgl. ebd., S. 897f.). Alle befragten Väter betonten, sich mehr Zeit für ihre Kinder nehmen zu wollen sowie müssen und äußern den Wunsch nach der »Intensivierung ihrer Erziehungsleistungen« (Westphal 2014, S. 195), begründen dies aber unterschiedlich. Während die nichtgewanderten Väter diesen Wunsch zum einen auf die Erfahrung eines abwesenden Vaters und zum anderen auf die kritisch-

66 vgl. vertiefend zum Forschungsstand: Tunç 2018, S. 94ff.

67 Das DFG-Projekt untersucht in den Jahren 1991–1997 die Familienorientierung, das Frauenbild, die Bildungs- und Berufsmotivation von eingewanderten und westdeutschen Frauen und Familien in interkulturell-vergleichender Perspektive. Die Einstellungen westdeutscher Frauen und Männer werden dabei mit denen der Aussiedler:innen und von türkischen Arbeitsmigrant:innen im Rahmen von qualitativen und quantitativen Befragungen verglichen (vgl. Herwartz-Emden und Westphal 1999, S. 887; vgl. dazu auch Kap. 2.3.4).

emanzipatorische Auseinandersetzung mit traditionellen Bildern von Männlichkeit zurückführen, wollen die Väter aus der Gruppe der türkischen Arbeitsmigranten ihren Kindern ein gutes und sicheres materielles sowie rechtlich-politisches Fundament schaffen, das den sozialen Aufstieg ermöglichen soll. Die Väter aus der Gruppe der Aussiedler erleben durch die Migration nach Deutschland einerseits eine Maximierung der verfügbaren Zeit und eine gleichzeitige Minimierung ihrer Einflussnahme auf ihre Kinder und andererseits eine Verschiebung der gemeinsamen Tätigkeiten. Diese liegen vor der Migration eher im Bereich ›Draußen‹ und müssen nun im Bereich ›Drinnen‹ neu erschlossen werden. Die Aussiedler orientieren sich nun an Permissivität und zeigen expressive, also eher weiblich konnotierte, Eigenschaften wie Empathie (vgl. ebd.). In ihrer qualitativ-explorativen Studie mit Männern mit türkischem bzw. osteuropäischen Migrationshintergrund finden Niermann et al. (2010) in diesem Zusammenhang, dass für beide Migrationsgruppen eine »migrationsspezifische Transformation« (ebd., S. 113) festzustellen ist. Männer mit türkischem Migrationshintergrund fassen verschiedene Aufgaben unter ihrer Vaterrolle, wie bspw. die des »Bedürfniserfüllers[s], Kulturvermittler[s], Bildungsermöglichlicher[s] und verantwortliche[n] Aufpasser[s]« (ebd., S. 111), während Väter mit osteuropäischem Migrationshintergrund ihr Konzept von Vaterschaft stärker auf sich beziehen und im Zusammenhang mit zu erbringenden Opfern und der Funktion des Ernährers thematisieren (vgl. ebd.). Westphal et al. (2017) stellen darüber hinaus fest, dass die Integrations-, Erziehungs- und Bildungsleistungen von Eltern mit Migrationshintergrund unter besonderer öffentlicher und professioneller Beobachtung stehen, da mit ihnen Merkmale wie Bildungsferne, Armut, Sprachdefizite usw. assoziiert werden. Wie auch Yildiz (2014, vgl. S. 60) weisen sie auf Familien ›türkischer Herkunft‹ hin, für deren Kinder und Jugendliche von Seiten der Dominanzgesellschaft eine besondere ›Risikolage‹ festgestellt wird, die auf ethnisierenden und kulturalisierenden Zuschreibungen in ihrer Verschränkung mit weiteren Differenzkategorien wie Geschlecht und Klasse beruhen (vgl. Westphal et al. 2017, S. 143). Damit stehen Eltern mit Migrationshintergrund unter besonderem »Optimierungsdruck ›guter, funktionierender Elternschaft« (ebd., S. 145). Leyendecker und Agache (2016) beschäftigen sich in ihrer quantitativen Studie mit Vätern aus türkischen Familien der ersten und zweiten Zuwanderergeneration und deren Engagement innerhalb der Familie.⁶⁸ Sie finden, dass die Prozentzahl der hoch involvierten Väter in der ›deutschen Stichprobe‹ höher ist als in der ›türkeistämmigen Stichprobe‹ (54 % zu 38 %). Väter der ersten Generation zeigen sich

68 Väterliches Engagement wird hier mit acht Items gemessen, die Care-Arbeit abbilden. Diese setzen sich bspw. aus ›Helfen beim Anziehen‹, ›Hinbringen und Abholen (z.B. zur KiTa)‹, ›Ins Bett bringen‹ zusammen. Väter und Mütter sollen auf einer Skala einschätzen, inwieweit sie die Aufgaben selbst erledigen oder sich partnerschaftlich teilen (vgl. Leyendecker und Agache 2016, S. 62).

dabei involvierter als Väter der zweiten, wobei keine bedeutsamen Zusammenhänge zwischen väterlichem Engagement und soziodemographischen Variablen zu erkennen sind (vgl. ebd., S. 57ff.). Den Forschungsstand abrundend wird zuletzt auf den Beitrag von Tuiider und Huxel (2010) eingegangen, indem anhand eines biographischen Interviews die Neukonstitution von Männlichkeit in der Auseinandersetzung mit Normen und Zuschreibungen einerseits und der Übernahme von Care-Arbeit andererseits nachgezeichnet wird. Der Interviewpartner Mustafa wird 1944 in der Türkei geboren, absolvierte eine Ausbildung als Lehrer und kommt 1974 mit seiner Tochter nach Deutschland nach, wohin seine Frau bereits migriert ist. Zum Zeitpunkt des Interviews sind beide Ehepartner:innen als Lehrkräfte tätig und von den beiden, mittlerweile erwachsenen, Töchtern studiert eine, während die andere bereits als Ärztin arbeitet. Mustafas Männlichkeitskonstruktion ist geprägt von familiären Aushandlungsprozessen, den strukturellen Bedingungen der Einwanderungsgesellschaft und diskursiven Zuschreibungen, Stereotypisierungen und Ethnisierungen. Die Migrationserfahrung wirkt sich auf sein Erleben und Ausleben von Vaterschaft sowie auf die Übernahme von Care-Arbeit aus. So bringt sich Mustafa (nicht zuletzt aufgrund seiner eigenen Erfahrungen) bspw. stark in die Bildung(swege) seiner Kinder ein. Nachdem Mustafa nach der Migration seiner Frau in der Türkei zunächst temporär zum alleinerziehenden Vater wird, darf er, in Deutschland angekommen, einige Jahre keiner bezahlten Tätigkeit nachgehen und kann so das Idealbild der hegemonialen Männlichkeit als Versorger oder Ernährer nicht erfüllen. Durch die Integration von Care-Arbeit und fürsorgender Vaterschaft in seinen Männlichkeitsentwurf kann er jedoch seine migrationsbedingte Marginalisierung überwinden (vgl. ebd., S. 87ff.). Tuiider (2012) weist darauf hin, dass »Männer mit Migrationsbiographie [...] in Deutschland auf der sozialstrukturellen Ebene eine mehrfache Dequalifizierung und Aberkennung [erfahren, JB]« (ebd., S. 385). Sie bezieht sich darauf, dass schon Jugendliche mit Migrationshintergrund bspw. niedrigere Bildungsabschlüsse erzielen und die Schule häufiger abbrechen. Männer mit Migrationshintergrund sind häufiger von Arbeitslosigkeit und/oder prekären Arbeitsverhältnissen betroffen. Haben sie selbst Migrationserfahrung und sich bspw. im Ausland qualifiziert, werden die erworbenen Bildungszertifikate in Deutschland nicht oder nur teilweise anerkannt (vgl. ebd.). Besonders problematisch ist, dass Männer mit Migrationshintergrund einerseits tatsächlich auf sozialstrukturelle Problemlagen verweisen und diese auch repräsentieren. Andererseits wird dies in Erklärungsansätzen oftmals aus den Sozialstrukturen gelöst und auf die ›kulturelle Herkunft‹ der Männer zurückgeführt (vgl. ebd., S. 387).⁶⁹

69 Vgl. dazu Kap. 4.3.1.

2.4.4 Zusammenfassung

Im Kapitel zu Vaterschaft wurde zunächst die historische Entwicklung vom Pater Familias zum neuen Vater nachgezeichnet. Wesentlich ist hierbei, dass die Genese von Vaterschaft zu keinem Zeitpunkt geradlinig oder generalisierbar verläuft. Zudem lässt sich den meisten historischen Forschungsarbeiten zur (Weiter-)Entwicklung der Vaterschaft bzw. Väterlichkeit ein (eurozentristischer) Fokus auf die Entwicklungslinien *weißer* Vaterschaft diagnostizieren (vgl. z. B. Canitz 1982; Fthenakis 1999; Rebstock 1993). Das ›neue‹ Leitbild neuer Vaterschaft findet seit den 1980er Jahren in öffentlichen und fachlichen Diskursen große Beachtung. Neue Vaterschaft zeichnet sich zum einen durch eine partnerschaftliche und zugleich dem Kind zugewandte Haltung aus, zum anderen leben diese Väter in ihren Familien veränderte Formen der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und bringen sich extensiv in Care-Arbeit ein (vgl. Kassner 2008). Definitionen neuer Vaterschaft beziehen dabei noch nicht die sog. Mental Load ein, die insbesondere seit der Corona-Pandemie in das (öffentliche) Bewusstsein gerückt ist (vgl. Dean et al. 2021). Ein Großteil der Forschungen zu neuer Vaterschaft beschäftigt sich mit dem Einstellungswandel von Männern und Vätern bzw. dem väterlichen Engagement, das u. a. durch das 2007 eingeführte Elterngeld politisch gefördert wird (vgl. BMFSFJ 2022a). Dennoch klafft zwischen dem Wunsch nach einer neuen Vaterschaft der meisten Väter und Familie und dessen tatsächlicher Umsetzung eine große Lücke und der sog. (Re-)Traditionalisierungseffekt tritt ein. Die Gründe für (k)eine Inanspruchnahme von Elternzeit bzw. Elterngeld sind vielfältig. Dabei ist die ökonomische Situation von Familien besonders ausschlaggebend (vgl. z. B. Vogt und Pull 2010). Wie bereits im Kapitel zur historischen Entwicklung von Vaterschaft erkennbar wurde, lässt sich für den Großteil der erziehungswissenschaftlichen, soziologischen und psychologischen Forschung eine *weiße*, eurozentristische Perspektive konstatieren. Die meisten Studien zu neuer Vaterschaft, Väterbeteiligung und Männlichkeitskonstruktionen erheben lediglich Differenzkategorien wie Alter, Bildungs- und Einkommensniveau, Wohnort und Familienform, sodass Väter mit Migrationshintergrund in Studien und Arbeiten zu neuer Vaterschaft systematisch ausgeblendet werden (vgl. z. B. Kassner 2008; Behnke und Meuser 2012; Institut für Demoskopie Allensbach 2021). Zudem werden Theorien, Methoden und Begriffe der Geschlechterforschung speziell in Arbeiten zu Familien, Vätern und Männern mit Migrationshintergrund häufig nicht systematisiert und stringent angewendet (vgl. Tunç 2018), was sich in der Zusammenschau der Forschungsergebnisse bestätigt hat. Es zeigt sich, dass sich die defizitorientierte Perspektive auf migrantische Väter, trotz zahlreicher Studien zu deren Ressourcen und Potenzialen (vgl. z. B. Herwartz-Emden und Westphal 1999; Niermann et al. 2010; Tuider und Huxel 2010; Tuider 2012; Leyendecker und Agache 2016; Westphal et al. 2017), (bis heute) hartnäckig hält. Die in Studien immer wieder beforschten und abgebildeten fürsorgenden sowie fürsorglichen migrantischen Vä-

ter können jedoch mit dem Konzept der Caring Masculinities, das nachfolgend skizziert wird, theoretisch wie praktisch gefasst werden.

2.5 Caring Masculinities

»Do men take a substantial share of the care tasks in society? Do they have to increase their »caring activities?« Increasingly, the answer to the question of »do men care« is »yes,« as measured by men's share of care activities at home. Indeed, there is an increasing desire to contribute to family life and childcare that goes beyond a theoretical level. Research and European statistics show a gradual yet historically remarkable change in men's participation in large parts of Europe – a growing participation in caring, especially caring for children at home, and in many fields of domestic work« (vgl. Scambor et al. 2014, S. 560f.).

Dass Männer sich immer häufiger kümmern und es einen bemerkenswerten Wandel in der Beteiligung von Männern an Care-Arbeit in weiten Teilen Europas gibt, stellen Scambor et al. (2014) schon vor über zehn Jahren fest. Ein solcher Wandel von Männlichkeit lässt sich jedoch nicht nur auf der Einstellungs-, sondern auch auf der Verhaltensebene von Männern beobachten. Dies bezieht sich nicht nur auf die Übernahme von familiärer Care-Arbeit in Familien, sondern betrifft auch den Männeranteil in »weiblichen« (Pflege-)Berufen und die verstärkte Selbstfürsorge von Männern. Dieses »neue Modell« von Männlichkeit bezeichnen die Autor:innen mit dem Begriff Caring Masculinity (vgl. ebd., S. 555). Karla Elliott (2016) theoretisiert diese Beobachtungen unter Bezugnahme auf Ansätze der kritischen Männlichkeitsforschung und feministische Care-Theorien: »I suggest that the *central features* of caring masculinities are their *rejection of domination* and their *integration of values of care* such as positive emotion, interdependence, and relationality, into masculine identities« (ebd., S. 241, e.H.). Die zentralen Merkmale von Caring Masculinities bestehen also zum einen in der Ablehnung von Dominanz, zum anderen aber in der gleichzeitigen Integration von Werten der Fürsorge in ihren Männlichkeitsentwurf. Bei ihrer theoretischen Konzeptionalisierung bezieht sie sich auf »men's actual practices of care work« (ebd.), denen sie das Potential »to change men and gender« (ebd.) zuspricht. Zudem geht sie, in Anlehnung an Connell (1995, 2015), ebenfalls von einem Plural von Männlichkeiten aus und betont, dass das Konzept von Caring Masculinities Männer und Männlichkeiten nicht homogenisieren soll. Wie im Konzept der hegemonialen Männlichkeit geht Elliott (2016) darüber hinaus davon aus, dass auch fürsorgende Männlichkeiten durch lokale Besonderheiten und in Abhängigkeit von Faktoren wie Standort, Geschichte und Kultur geprägt werden (vgl. ebd., S. 246). Von besonderer Wichtigkeit ist die Ablehnung von dem für Connells Konzept zen-

tralen Merkmal der Dominanz⁷⁰: »Caring masculinities therefore need to ensure the absence of domination to ensure the presence of equality« (ebd., S. 252). Gleichzeitig integrieren Caring Masculinities die affektiven, relationalen, emotionalen und interdependenten Qualitäten von Care in ihre männliche Identität und wertschätzen positive Gefühle. Auch traditionelle ›männliche Werte‹ wie Schutz und Versorgung werden in beziehungsorientierte, interdependente und fürsorgliche Werte transformiert. Dies beobachtet Elliot z.B. auch in der Studie von Hanlon (2012) auf einem ›praktischen Level‹ (vgl. Elliott 2016, S. 253; Hanlon 2012, S. 137ff.). Letztlich bedeutet die Ablehnung von Herrschaft, die mit fürsorglicher Männlichkeit einhergeht, die Privilegien und Macht der hegemonialen Männlichkeit aufzugeben und die soziale Ächtung zu riskieren, indem ›Mann‹ nicht den erwarteten männlichen Rollen entspricht (vgl. Elliott 2016, S. 241ff.). Für die Fruchtbarmachung des Konzepts in der vorliegenden Arbeit entscheidend ist nicht zuletzt, dass Elliott ihre Theoretisierung »in relation to minority world societies and cultures [vornimmt, JB] because it is largely from these that work on caring masculinities is emerging« (ebd., S. 241). Dagegen, so Elliott (2020), sind es jedoch die privilegierten Männer in der kritischen Männer- und Männlichkeitenforschung (und wie im vorangegangenen Kapitel auch in der Väter- und Väterlichkeitsforschung), die so oft als »harbingers of progress and change [porträtiert werden, JB] [...] while marginalised men are positioned as violent, regressive and as always reaching for power« (ebd., S. 1). An Gleichheit und Offenheit⁷¹ ausgerichtete Formen von Männlichkeit stammen demgegenüber eben am ehesten »from the radically open margin and those within it« (ebd., S. 2) wie bspw. von Menschen aus der Arbeiter:innenklasse, Menschen die sich als LGBTQIA+ identifizieren oder auch BIPOC⁷². Im Forschungsstand zur kritischen Männer- und Männlichkeitenforschung und im Forschungsstand zu Vaterschaft und Väterlichkeit konnte bereits gezeigt werden, dass migrantische bzw. migrantisierte Männer oftmals unter einer stark defizitorientierten Perspektive beforcht werden. Unter

70 Vgl. dazu: Kap. 2.3.1.

71 In ihrer Studie schlägt Elliott (2020) die Konzepte von Open und Closed Masculinities vor, bei deren Konstruktion sie sich vor allem auf die Arbeiten von hooks bezieht. Erstere werden dabei eher als progressiv, positiv und an Gleichberechtigung orientiert gesehen, während letztere als traditional, patriarchal und regressiv gelten. In vielen Forschungsarbeiten werden Open Masculinities als durch privilegierte (weiße, mittelschichtzugehörige, heterosexuelle) Männer repräsentiert dargestellt, die sich im ›centre‹ befinden und den Wandel hin zu mehr Gleichberechtigung und Offenheit anführen. Elliot argumentiert dem entgegengesetzt, dass diese offenen, egalitären Männlichkeiten vielmehr ›in the margin‹ entstehen. Wichtig ist, dass sich ›centre‹ und ›margin‹ nicht statisch oder binär gegenüberstehen, sondern sich überschneiden und es zwischen ihnen Bewegungen und Verstrickungen gibt, die eine dynamische Analyse von Männern und Männlichkeiten zulassen (vgl. ebd., S. 2ff.).

72 Das Akronym LGBTQIA+ steht für Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender, Queer, Intersexual und Asexual. Das Akronym BIPOC steht für Black, Indigenous and People of Colour.

Bezugnahme auf Connells Protest Masculinities⁷³, die mit Geschlechterpraktiken wie »Gewalt, Verweigerung in der Schule, kleine Gaunereien, schwerer Drogen- und Alkoholmissbrauch, Gelegenheitsjobs, Motorräder und Autos, kurze heterosexuelle Affären« (Connell 2015, S. 169) einhergeht, kritisieren Roberts und Elliott (2020) die Selbstverständlichkeit dieser Diskurse, sich bei diesen Verhaltensweisen auf Men in the Margin zu fokussieren und gleichzeitig die Verhaltensweisen privilegierter Männer auszublenden:

»[W]e do *not deny* that boys and men in the margin engage in harmful behaviors. Rather, we point to how *taken-for-granted discourses* about these men draw attention away from the *harmful practices among more privileged men* and are based on assumptions that *men in the margin only ever want a share in the power* of their more privileged counterparts. This leaves *no room für resistance or change* among men in the margin« (ebd., S. 96, e.H.).

Diese Dynamik resultiert in der Wahrnehmung und Darstellung von privilegierten Männern als Vorreiter des Wandels von Männlichkeit, bei der gleichzeitigen Wahrnehmung und Darstellung von Men in the Margin als rückständig und gewaltsam (vgl. ebd.). Im Forschungsstand zu Vaterschaft konnte jedoch aufgezeigt werden, dass migrantische Väter, die als Vertreter von Men in the Margin gelten können, ihre Männlichkeiten auch im Sinne von Caring Masculinities konstruieren. Neuere Studien verwenden Elliots Konzept nun auch als Rahmenwerk, um fürsorgende Männlichkeiten abzubilden. Die ethnographische Studie von Izugbara und Egesa (2019), die sich mit den »aspirational masculinities« junger Männer in zwei Slums in Nairobi beschäftigt, kann als ein Beispiel dafür herangezogen werden. Die Autor:innen halten fest, dass die Männer zwar einerseits die Orientierung ihres Umfelds an »proper« masculinity« (ebd., S. 1) mit traditionellen Begriffen wie Heirat, Härte, Versorgung, und Selbstständigkeit bestätigen. Andererseits streben sie gleichzeitig nach einer Männlichkeit, die sich durch Fürsorge, positive Emotionen, Beziehungsfähigkeit und der Ablehnung von Gewalt auszeichnet (vgl. ebd.). Pangritz (2019) beschäftigt sich dagegen in ihrer quantitativen Studie, ebenfalls unter Bezugnahme auf das Konzept von Caring Masculinities, mit den teilweise widersprüchlichen Erwartungen an die Männlichkeitskonstruktionen männlicher Fachkräfte in pädagogischen Einrichtungen. Sie beobachtet ebenfalls eine Gleichzeitigkeit von fürsorgender und hegemonialer Männlichkeit (vgl. ebd., S. 132).

Um die Entwicklungsdynamik von Männlichkeitskonstruktionen abbilden zu können, soll in der vorliegenden Studie daher neben der Bezugnahme auf die Konzepte der hegemonialen Männlichkeit und männlichen Herrschaft, auch auf das

73 Vgl. dazu Kap. 2.3.1.

Konzept der Caring Masculinities zurückgegriffen werden, das als Weiterentwicklung des Konzepts hegemonialer Männlichkeit gefasst werden kann. Im Anschluss an Elliott (2019a, vgl. S. 109) soll hegemoniale Männlichkeit im Folgenden vor allem als Rahmen der Beschreibung der Orientierung an einem traditionell-konservativ geprägten Idealbild von Männlichkeit dienen. Darüber hinaus wird hegemoniale Männlichkeit in Anlehnung an Meuser (2003) als Reflexionsfolie und »interpretative pattern [for men and, JB] for locating oneself in the gender order« (ebd. S. 136) verstanden. Caring Masculinities beschreiben hingegen als heuristisches Modell (vgl. Lengersdorf und Meuser 2019, S. 107) progressive(re) Männlichkeiten, die sich – nicht nur auf theoretischer, sondern auch auf praktischer Ebene – einerseits an aus der feministischen Fürsorgeethik abgeleiteten Werte orientieren und andererseits Gewalt und männliche Dominanz ablehnen.⁷⁴ Die (praktische) Realisierung dieser Form von Männlichkeit zeigt sich bspw. in der Realisierung einer neuen Vaterschaft, da diese sich für die Gleichberechtigung der Geschlechter engagieren, männliche Hegemonie ablehnen und Care-Arbeit verrichten. Ihre Männlichkeitskonstruktionen sind an Beziehungsfähigkeit, wechselseitiger Abhängigkeit und positiven Emotionen orientiert. Für beide Konzepte, also sowohl für hegemoniale Männlichkeit als auch für Caring Masculinities, gilt nicht zuletzt, dass diese nicht als statisch, sondern als dynamisch, bzw. im Fall von Caring Masculinities als »ergebnisoffene[r] transformative[r] Prozess von Subjektivierung« (Heilmann und Scholz 2017, S. 350) begriffen werden müssen.

2.6 Zwischenfazit und Forschungsfragen

Die vorliegende Arbeit versteht sich als Beitrag zur erziehungswissenschaftlichen Geschlechter- bzw. zur kritischen Männlichkeitenforschung, der eine dekonstruktivistische (vgl. Gildemeister und Wetterer 2012), intersektionale (vgl. Cho et al. 2013), postkoloniale (Farahani und Thapar-Björkert 2020) und rassismuskritische (vgl. Kooroshy et al. 2021) Forschungsperspektive einnimmt. Diese Grundannahmen bilden die Reflexionsfolie zur vorliegenden Forschung über Männer mit einem sog. Migrationshintergrund, die zwangsläufig die unauf löbliche Gefahr der Reproduktion und Perpetuierung von (binären) Zuschreibungen, Stereotypen und Vorurteilen mit sich bringt. Mit Blick auf die bisherige Forschungslage zu Männern und Migration kann mit Tunç (2018) auf die mangelnde Aufmerksamkeit für geschlechtliche Konstruktionsprozesse in Forschungsarbeiten zu migrantischen Familien, Vätern und Männern bei einer gleichzeitigen Relevanzsetzung derer nation-ethno-kulturellen Zugehörigkeit (vgl. Mecheril 2003) verwiesen werden. Folglich

74 Vgl. zur genaueren Unterscheidung zwischen männlicher Dominanz und Macht: Elliott 2019b, S. 211.

besteht ein erster Schwerpunkt der theoretischen Rahmung in den Ausführungen zu den für die vorliegende Arbeit grundlegenden Konzepten zur Rekonstruktion von Männlichkeit(en). Diese umfassen die Konzepte der hegemonialen Männlichkeit (vgl. Carrigan et al. 1985; Connell 1987, 2015; Connell und Messerschmidt 2005) und der männlichen Herrschaft (vgl. Bourdieu 1997, 2005, 2011, 2013) sowie deren Synthese. Aus dem Forschungsstand ergibt sich, dass sich Studien nach wie vor häufig und insbesondere auf das Konzept der hegemonialen Männlichkeit beziehen und Männlichkeit(en) zunehmend in ihrer intersektionalen Verschränkung mit weiteren Differenzkategorien be- und erforscht werden (vgl. z.B. Gerdes et al. 2018; Halvorsen und Ljunggren 2021; Winter 2022). Der zweite Schwerpunkt der Arbeit, der insbesondere der Kontextualisierung des defizitorientierten Blicks auf Väter und Männer mit Migrationshintergrund dient, besteht in den Ausführungen zu (neuer) Vaterschaft. Die historische Genese von Vaterschaft gibt dabei Aufschluss über das Aufkommen des heute dominanten Leitbilds neuer Vaterschaft in den 1980er Jahren. Dies bezeichnet in Anlehnung an Kassner (2008) Väter, die sich an einer partnerschaftlichen und dem Kind zugewandten Haltung, an egalitären Formen der häuslichen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und nicht zuletzt an den familiären Bedürfnissen im Hinblick auf ihre Berufstätigkeit, orientieren. Aus den Ausführungen zu der dem Konzept neuer Vaterschaft inhärenten Übernahme von Care-Arbeit wird deutlich, dass der Begriff unterschiedlich gefüllt und daher zu unterschiedlichen Erkenntnissen über den Umfang väterlichen Engagements führt. Für die sog. Mental Load (vgl. Dean et al. 2021) als zentralem Bestandteil von Care-Arbeit ist eine Forschungslücke zu verzeichnen. Was sich beobachten lässt, sind die sich wandelnden Einstellungen von Männern und Vätern hin zu mehr Gleichberechtigung der Geschlechter. Zudem lässt sich ein erhöhtes väterliches Engagement erkennen, was sich nicht zuletzt im stetig steigenden Anteil der Väterbeteiligung am Elterngeld widerspiegelt. 2020 liegt dieser bei 43,7 % im Vergleich zum Jahr 2008 mit 21 % (vgl. Statistisches Bundesamt 2023b). Gleichwohl ist weiterhin eine große Diskrepanz zwischen dem Wunsch nach einer neuen Vaterschaft und dessen tatsächlicher Realisierung der meisten Väter zu konstatieren, wofür vielfältige Erklärungsansätze und Gründe auf individueller, institutioneller und politischer bzw. struktureller Ebene herangezogen werden können. Für einen Großteil der Forschungen zu (neuer) Vaterschaft lässt sich eine weiße, eurozentristische Perspektive feststellen (vgl. z.B. Kassner 2008; Behnke und Meuser 2012; Institut für Demoskopie Allensbach 2021). Trotz bereits existierender, älterer wie aktueller Studien, die die Ressourcen und Potentiale migrantischer Vaterschaft untersuchen (vgl. z.B. Herwartz-Emden und Westphal 1999; Niermann et al. 2010; Tuider und Huxel 2010; Tuider 2012; Leyendecker und Agache 2016; Westphal et al. 2017), hält sich der defizitorientierte Blick hartnäckig. Damit ist ein ausgeprägtes Forschungsdesiderat in der (ressourcenorientierten) Männlichkeiten- und Väter- bzw. Väterlichkeitsforschung über Männer und Väter mit Migrationshintergrund

zu verzeichnen. Um die in vielen Studien bereits abgebildeten, fürsorgenden und fürsorglichen Männer und Männlichkeiten fassen zu können, kann auf das Konzept der *Caring Masculinities* (vgl. Elliott 2016, 2019b, 2020) zurückgegriffen werden. Ausschlaggebend in der Definition ist zum einen, dass sich diese an einer feministischen Fürsorgeethik orientieren, die Werte wie Unterstützung, positive Emotionen und Beziehungsfähigkeit betont. Zum anderen lehnen *Caring Masculinities* Dominanz als Praxis von Gewalt und Macht ab. Interessanterweise spricht Elliott (2020) im Kontrast zur bisherigen Forschung über migrantische Männer und Väter, gerade *Men in the Margin* das Potential zu, an Gleichheit und Offenheit orientierte Formen von Männlichkeit zu entwickeln. Insofern werden die Konzepte von *Caring Masculinities* zusammen mit der Synthese aus denen der hegemonialen Männlichkeit und der männlichen Herrschaft als heuristisches Modell bzw. Reflexionsfolie für die nachfolgende empirische Untersuchung zugrunde gelegt.

Vor dem Hintergrund der oben genannten theoretischen Konzepte, Annahmen und Wissensbestände sollen neue Erkenntnisse über die Männlichkeitskonstruktionen von migrantischen Vätern gewonnen werden. Die teilweise eng miteinander verzahnten Forschungsfragen lauten wie folgt:

- Wie konstruieren die befragten Väter ihre Männlichkeit?
- Welche subjektiven Konzepte und Annahmen von und über Vaterschaft haben sie?
- Wie viel und welche Form(en) von Care-Arbeit verrichten sie?
- Welche Rolle spielt die natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit der Väter in Bezug auf ihre Männlichkeit und Vaterschaft?

Die vorliegende qualitative Interviewstudie hat zum Ziel, anhand biographisch-narrativer Interviews (vgl. Schütze 1983; Rosenthal und Loch 2002) und der Auswertung mittels der Dokumentarischen Methode (vgl. Mannheim 1980; Bohnsack 2021; Nohl 2017; Nohl und Thomsen 2019) Männlichkeitskonstruktionen zu rekonstruieren. Damit soll ein geschlechtertheoretisch fundierter, intersektionaler und postkolonialer Beitrag zur Forschung über Männer mit Migrationshintergrund geleistet werden, der Aufschluss darüber geben soll und kann, welchen Entwurf von Männlichkeit die befragten Väter leben. Männlichkeit wird an Anlehnung an Scheibelhofer (2011) dabei »nicht als essentielle Eigenschaft und handlungsleitende Triebfeder von ›den Männern‹ verstanden, sondern als machtvolle Position und Ausdruck eines patriarchalen Geschlechterverhältnisses« (ebd., S. 150). Es kann entgegen den vielfach vertretenen Annahmen in Studien zu migrantischen Männern und Vätern davon ausgegangen werden, dass sich bei migrantischen Männern eine (ebenso) hohe Diversität und verschiedene Ausprägungen von Männlichkeiten zeigen. Mit Elliott (2016) kann darüber hinaus vermutet werden, dass sich die Männlichkeitskonstruktionen der Väter aufgrund ihrer Diskriminierungs-

Marginalisierungserfahrungen möglicherweise vermehrt im Bereich der Caring Masculinities bewegen. Bevor die Untersuchungsergebnisse dargestellt werden können, wird jedoch im nächsten Kapitel zunächst auf die Anlage der Untersuchung eingegangen.

3. Forschungsdesign

Grundlegend wurde für die Untersuchung ein qualitatives Forschungsdesign gewählt, da es mittels qualitativer Forschung und ihrem erklärten Ziel des »*Verstehen* [s, J.B.]« (Helffferich 2011, S. 21, H.i.O.) möglich ist, »*Sinn* oder subjektive Sichtweisen« (ebd., H.i.O.), bzw. »*den Sinn hinter dem Sinn*« (Kruse 2015, S. 25, H.i.O.) zu rekonstruieren. Dies scheint für die Beantwortung der Forschungsfragen, mit dem übergeordneten Ziel der Rekonstruktion von Männlichkeitskonstruktionen migrantischer Väter, ein geeigneter Zugang zu sein. Diese sollen mittels biographisch-narrativer Interviews erhoben und anhand der Dokumentarischen Methode ausgewertet werden. Da sich in Interviews »nicht nur die Perspektiven und *Orientierungen*, sondern auch die *Erfahrungen*, aus denen diese Orientierungen hervorgegangen sind, zur Artikulation bringen [lassen, JB]« (Nohl 2017, S. 3) und die Rekonstruktion des Zusammenhangs zwischen Orientierungen und Erfahrungen das Ziel der Dokumentarischen Methode ist (vgl. ebd., S. 4), wurde dieses Auswertungsverfahren für die Interviews gewählt. Zudem eignen sich biographisch-narrative Interviews aufgrund ihres hohen Detaillierungsgrades besonders für die Rekonstruktion des kollektiven, aber auch des individuellen Habitus mit der Dokumentarischen Methode (vgl. Bohnsack 2021, S. 69).

Im Folgenden wird die Erhebung (3.1) mittels biographisch-narrativer Interviews in ihren (methodologischen) Grundannahmen und Grundbegriffen beschrieben (3.1.1) sowie in ihrer Anwendung im Rahmen der Erhebung transparent dargestellt und reflektiert (3.1.2.). Der gleichen Struktur folgt die Darstellung der Auswertung (3.2) mit der Dokumentarischen Methode. Auch diese wird zunächst in ihren (methodologischen) Grundannahmen und Grundbegriffen beschrieben (3.2.1) und in ihrer Anwendung im Rahmen der Auswertung transparent dargestellt und reflektiert (3.2.2.). Weiterhin wird die Untersuchung kritisch reflektiert (3.3). Dies bezieht sich auf die Einhaltung der Gütekriterien qualitativer (Interview-)Forschung (3.3.1), aber insbesondere auf die eingetretenen Intervieweffekte (Effekte von Paternalismus, Kultur, Gender und Tabuisierung) (3.3.2). Am Ende des Kapitels werden die wesentlichen Ergebnisse der Untersuchungsanlage und ihrer Umsetzung zusammengefasst (3.4).

3.1 Erhebung

Zunächst ist festzuhalten, dass verschiedene Interviewformen in der qualitativen Sozialforschung uneinheitlich benannt und nach unterschiedlichen Kriterien differenziert werden (vgl. Helfferich 2011, S. 35f.). Mit Nohl (2017) lässt sich jedoch für alle Interviewformen in der qualitativen bzw. rekonstruktiven Sozialforschung festhalten, dass diese dem Prinzip der Offenheit Rechnung tragen: Das heißt, dass keine Vorgaben für die Antworten der Interviewpartner:innen gemacht werden und damit den Relevanzen der Interviewten der Vorrang gilt (vgl. ebd., S. 15). Für die vorliegende Untersuchung wird als Erhebungsverfahren eine Interviewform gewählt, die sowohl als narratives oder biographisches, bzw. als narrativ-biographisches Interview bezeichnet wird.

3.1.1 (Methodologische) Grundannahmen und -begriffe des biographisch-narrativen Interviews

Das auf Fritz Schütze (1983) zurückgehende biographisch-narrative Interview¹ hat zum Ziel, Interviewpartner:innen zu »autonom gestalteten Präsentationen einer bestimmten Thematik« (Rosenthal 2011, S. 151) anzuregen und diese aufrechtzuerhalten (vgl. ebd.). Durch den Fokus auf die Lebensgeschichte werden nicht nur die »Deutungen der befragten Personen in der Gegenwart« (Rosenthal 2019, S. 588, H.i.O.) preisgegeben. Vielmehr lässt sich über das biographisch-narrative Interview ein

»Einblick in die Genese dieser Deutungen und in die sequenzielle Gestalt der erlebten Lebensgeschichte [...] erhalten sowie die Rekonstruktion von Handlungsabläufen in der Vergangenheit und des damaligen Erlebens [...] ermöglichen« (ebd., H.i.O.).

Diese Interviewform fußt auf der Annahme, dass eigenerlebte Erfahrungen in Erzählungen am besten zum Ausdruck kommen können, da sie sich »am nächsten stehen und die Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns auch unter der Perspektive der Erfahrungsrekapitulation in beträchtlichem Maße rekonstruieren« (Schütze 1978, S. 1). Obwohl nicht der Anspruch gestellt werden kann, dass Erzählung und Vergangenheit deckungsgleich wären, kann die befragte Person sich je-

1 Die auf Fritz Schütze zurückgehende Methodologie verzeichnet sowohl Einflüsse der phänomenologischen Soziologie als auch der Chicagoer Schule. Ebenso entwickelt Schütze im Zuge der Methodologie eine sprachsoziologisch fundierte Theorie des Erzählens, sich darauf stützt, dass die intuitiven Erzählkompetenzen der interviewten Personen sich im narrativen Interview möglichst unbeeinträchtigt entfalten können. Dafür eignen sich Stegreiferzählungen besonders gut, da sich in ihnen eine gewisse Dynamik der Selbstläufigkeit entwickelt (vgl. Bohnsack 2021, S. 95ff.).

doch in der Erzählung an den Handlungsablauf und das Erleben in der damaligen Situation größtmöglich annähern (vgl. Rosenthal 2019, S. 588). Damit können zudem »Eindrücke, Gefühle, sinnliche und leibliche Empfindungen oder bisher zurückgedrängte Komponenten der erinnerten Situationen vorstellig werden« (ebd., H.i.O.).

Zu Beginn des Interviews erfolgt eine Erzählaufforderung durch den:die Interviewer:in, die bestenfalls die Haupterzählung durch den:die Interviewpartner:in evoziert. Erst danach schließen sich zunächst immanente (interne) und dann exmanente (externe) Nachfragen durch den:die Interviewer:in an. Zuletzt erfolgt der Interviewabschluss. Die Erzählaufforderung kann gänzlich offen sein, oder aber einen Rahmen anbieten, wie bspw. das Thema der Untersuchung. Dies ist besonders geeignet, wenn das Forschungsinteresse offengelegt werden muss, weil in »sensiblen Forschungskontexten« (Rosenthal und Loch 2002, S. 8) gearbeitet wird und gleichzeitig betont werden soll, dass nicht nur der angesprochene Themenbereich, sondern die ganze Lebensgeschichte von Interesse ist. In der Phase der Haupterzählung, die auch Eingangserzählung genannt wird, werden keine Detaillierungsfragen durch den:die Interviewer:in gestellt, damit die Interviewpartner:innen ihre »biographische Selbstpräsentation« (ebd., S. 9) möglichst frei gestalten können. Der:die Interviewer:in sollte jedoch »aktiv Zuhören« und somit Interesse und Aufmerksamkeit bekunden. Durch Erzählabschlüsse, sog. »Erzählkoda« (Schütze 1983, S. 285), wird von dem:der Interviewpartner:in angezeigt, dass die Haupterzählung abgeschlossen ist. Nun werden zuerst immanente Nachfragen gestellt, die sich auf bereits angesprochene, jedoch nicht weiter ausgeführte Themen aus der Eingangspassage beziehen sollen. Auch hier sind die Interviewenden angehalten, keine Zwischenfragen zu stellen, um die Erzählung nicht zu unterbrechen. Im Anschluss daran können exmanente Nachfragen gestellt werden, die sich an der Forschungsfrage bzw. dem Relevanzsystem des:der Interviewer:in orientieren. Sowohl immanente als auch exmanente Nachfragen müssen dabei erzählgenerierend formuliert sein. In der letzten Phase des möglichst konsensuellen Interviewabschlusses sollen die Interviewpartner:innen die Möglichkeit erhalten, »sich aus den für sie belastenden Lebensphasen und -bereichen heraus zu erzählen und sich längere Zeit in den sicheren Bereichen ihres Lebens aufhalten zu können« (Rosenthal und Loch 2002, S. 11)². Nach dem Interview kann ein Telefongespräch geführt werden, um sich nach dem Befinden der Interviewpartner:innen zu erkundigen und – sofern noch nicht geschehen und benötigt – ein weiterer Gesprächstermin vereinbart werden. Entscheidend bei der Anwendung der Methode des biographisch-narrativen Interviews ist es, dass diese einer fundierten Ausbildung bedarf, da es sich dabei um eine »erhebliche Intervention« (ebd., S. 12) handelt (vgl. ebd., S. 9ff.). In den in der Regel mehrere Stunden dauernden biographisch-narrativen Interviews kommt es zu Stegreiferzählungen, die durch Erzählzwänge entstehen:

2 Vgl. dazu auch: Rosenthal 2002, S. 10.

Kallmeyer und Schütze (1977) formulieren die Regeln der Alltagserzählung im Zuge der Erzähltheorie³ und unter Einbeziehung der Überlegungen zur Konversationsanalyse teilweise aus. Die sogenannten Zugzwänge des Erzählens bestehen demnach aus dem Gestaltschließungszwang, dem Relevanzfestlegungs- und Kondensierungszwang sowie dem Detaillierungszwang. Der Gestaltschließungszwang bezeichnet die nötige Kompetenz, darüber entscheiden zu können, wann eine Erzählung abgeschlossen ist. Der Relevanzfestlegungs- oder Kondensierungszwang zwingt die erzählende Person, sich auf das Wesentliche zu beschränken. Schließlich äußert sich der Detaillierungszwang in der Notwendigkeit, bestimmte Teile der Erzählung genauer auszuführen, damit sie verstanden werden können (vgl. ebd., S. 162; 187ff). Was in biographisch-narrativen Interviews von den Befragten thematisiert wird und was nicht, ist nicht zuletzt von sozialen Regeln abhängig und kultur- bzw. milieuspezifisch geprägt (vgl. Rosenthal 2019, S. 585). Da in der vorliegenden Untersuchung Männlichkeitskonstruktionen migrantischer Väter rekonstruiert werden sollen, scheint die Erhebungsmethode aufgrund des Evozieren einer Haupt- oder Eingangserzählung, die die Rekonstruktion sog. »athereotischen Wissens« (vgl. Mannheim 1980, S. 73) ermöglicht, geeignet. Zudem können anhand von biographisch-narrativen Interviews individuelle Positionierungen im »Knotenpunkt verschiedener Macht- und Herrschaftsverhältnisse« (Tuider 2011, S. 244) besser in den Blick genommen und der Gefahr von einseitiger Interpretation oder Homogenisierung damit bewusster begegnet werden (vgl. ebd.), was wiederum dem Anspruch an eine intersektionale Forschungsperspektive in der vorliegenden Arbeit entspricht. Bezüglich einer postkolonialen Forschungsperspektive ist Tuider und Lutz (2018) festzuhalten, dass biographisch-narrative Interviews die Möglichkeit bergen, »die Stimmen der Marginalisierten, Subalternen und aus dem Diskurs Ausgeschlossenen, hörbar zu machen« (ebd., S. 107).

3.1.2 Das Vorgehen in der Erhebung

Die Erhebung wurde mit theoretischer Vorarbeit zu den Themenkomplexen Männlichkeit und Vaterschaft in ihrer Verwobenheit mit der Kategorie Migrationshintergrund sowie mit daraus folgenden Überlegungen zum Sampling eingeleitet. Angelehnt an die Sampling-Strategie der theoretischen Vorabfestlegung (vgl. Kruse 2015, S. 248f.) wurde festgelegt, dass für die Untersuchung Väter⁴ mit Migrationshintergrund befragt werden sollten. Es wurde bewusst darauf verzichtet, eine spezifische Definition von Migrationshintergrund vorzugeben oder eine Einschränkung in Bezug auf eine bestimmte Gruppe, wie bspw. Nachfahr:innen von Gastarbeiter:innen,

3 Vgl. dazu auch: Küsters 2019, S. 687ff.

4 Alle befragten Väter sind heterosexuelle endo cis Männer, die als die leiblichen Väter ihrer Kinder mit ihren Ehefrauen und den gemeinsamen Kindern in einem Haushalt wohnen.

vorzunehmen, um der großen Heterogenität des Untersuchungsfeldes Rechnung zu tragen (vgl. ebd., S. 241).⁵ Kombiniert wurde die Samplingstrategie mit derjenigen des Snowball-Samplings, mit der »Personen angesprochen [werden, JB], die wiederum andere ansprechen sollen, die wiederum andere ansprechen sollen usw.« (vgl. ebd., S. 251). Dementsprechend wurde ein Aushang zum Projekt erstellt, der von der Verfasserin über berufliche und private Netzwerke, hierbei insbesondere über Social Media (Instagram und Facebook), ge- und verteilt wurde. So wurden im Zeitraum zwischen Mai 2019 und Mai 2021 insgesamt elf Interviews mit Vätern mit Migrationshintergrund geführt. Die Interviewpartner erhielten im Zuge eines ersten Feldkontakts telefonisch über das Forschungsprojekt Auskunft und wurden über die Rahmenbedingungen des Interviews und die Verarbeitung ihrer Daten aufgeklärt.⁶ Daraufhin wurden Termine für die Interviews vereinbart, die in der Regel bei den Interviewpartnern zuhause, an deren Arbeitsplatz oder an einem für sie neutralen Ort geführt wurden. Die Interviews dauerten zwischen eineinhalb und dreieinhalb Stunden. Zur Vorbereitung der Interviews wurde in Anlehnung an Helfferich (2011, vgl. S. 179ff.) und Lucius-Hoene und Deppermann (2002, vgl. S. 293ff.) ein »Leitfaden« für die exmanenten Nachfragen erstellt (vgl. Küsters 2009, S. 64). Mit dem flexiblen Einsatz des Leitfadens sollte sichergestellt werden, dass die ausgewählten Nachfragen tatsächlich erzählgenerierend formuliert sind und die für die Interviewerin relevanten Themenbereiche angesprochen werden, sofern diese nicht bereits von den Interviewpartnern thematisiert und ausgeführt wurden. Der Eingangsimpuls für die Interviews wurde in Anlehnung an Rosenthal und Loch (2002, vgl. S. 7f.) formuliert und zielte auf die Lebensgeschichte von Vätern ab.⁷ Von den elf Interviews wurden im Zuge des Forschungsprozesses sechs ausgewählt, vollständig transkribiert und ausgewertet.⁸ Die Fallauswahl orientierte sich dabei an mini- bzw. maximalen Kontrasten der Fälle in Bezug auf weitere Differenzkategorien wie die des spezifischen Migrationshintergrunds (z. B. eigene bzw. keine eigene Migrationserfahrung oder Herkunftsland (der Eltern)), aber auch Alter und Bildungsniveau bzw. Berufsfeld. Den Erhebungsprozess reflektierend ist zu konstatieren, dass eine besondere Schwierigkeit im Feldzugang in der Corona-Pandemie bestand, die durch die Lockdowns stellenweise die Durchführung von face-to-face Interaktionen

5 Vgl. dazu auch: Kap. 2.1.

6 Vor Beginn der Gesprächsaufzeichnungen wurde dies erneut und auf Grundlage von schriftlichen Dokumenten wie bspw. einer Datenschutzerklärung zwischen Verfasserin und den Interviewpartnern besprochen.

7 Obwohl im Aushang explizit Männer mit Migrationshintergrund gesucht wurden, wurde dies im Eingangsimpuls nicht noch einmal relevant gesetzt. Damit sollte das Interesse an der gesamten Lebensgeschichte signalisiert und damit nicht die Datenbasis von vornherein künstlich verkürzt werden (vgl. Küsters 2009, S. 46). Auch die Reduzierung der Interviewpartner auf ihren sog. Migrationshintergrund sollte damit bestmöglich vermieden werden.

8 Alle Namen von Personen, Institutionen oder Orten wurden vollständig anonymisiert.

(vgl. Rosenthal und Loch 2002, S. 3) verunmöglichte bzw. auch lange danach zu einer erhöhten Vorsicht und Skepsis bei nicht notwendigen zwischenmenschlichen Begegnungen führte. Zudem wurde sich aufgrund der für das Gelingen von biographisch-narrativen Interviews unabdingbaren Forschungs- bzw. Vertrauensbeziehung (vgl. Rosenthal 2002, S. 11) zwischen Forschenden und Befragten und zweitens aus Gründen des Datenschutzes bewusst gegen die Durchführung von Online-Interviews entschieden. Wie wichtig die Beziehung zwischen Forscher:in und befragter Person ist, zeigte sich im Forschungsprojekt nicht zuletzt darin, dass nicht alle Interviewpartner an das Erzählen generell, aber im Spezifischen an das Erzählen ihrer Lebensgeschichte gewöhnt waren (z. B. im Interview mit Wolfgang). So entstanden vor allem Unsicherheiten darüber, ob das ›Richtige‹ erzählt wird (z. B. im Interview mit Onur). Dies konnte vor allem durch die persönliche Begegnung und das face-to-face Interview von der Interviewerin aufgefangen werden. Zutraglich war dieser Situation ebenfalls, dass sich im Rahmen des Projektes der Formel des Informed Consent (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahar 2021, S. 53) verschrieben wurde, die besagt, dass die Beforschten nicht nur über die Freiwilligkeit ihrer Teilnahme, sondern auch ausreichend über das Forschungsvorhaben und dessen Grundlagen sowie über den Umgang mit ihren Daten aufgeklärt werden müssen (vgl. ebd.).

Aufgrund des dargelegten Forschungsdesiderates⁹ galt das Projektinteresse Vätern mit einem sog. Migrationshintergrund. Im Rahmen des Vorgesprächs wurde den Interviewpartnern dementsprechend das Interesse an der Lebensgeschichte von Vätern mit Migrationshintergrund als Anliegen des Projekts mitgeteilt. So wurde bei den Vätern jedoch im Vorab des Interviews ein Reflexionsprozess angestoßen und damit ein Filter gesetzt, der eine ›echte‹ Stegreiferzählung, wie sie ursprünglich in biographisch-narrativen Interviews vorgesehen ist (vgl. Schütze 1983, S. 285), möglicherweise erschwerte.¹⁰ Gleichwohl können alle Interviews mit Blick auf die durch die Zugzwänge des Erzählens (vgl. Kallmeyer und Schütze 1977, S. 162; 187ff.) entstandenen, langen Eingangserzählungen als gelungen bewertet werden. Um die geringen zeitlichen Ressourcen der Väter zu berücksichtigen, die entweder in der Verantwortung des alleinigen Familienernährers stehen bzw. zusätzlich zu ihrer Erwerbsarbeit Care-Arbeit leisten, wurden, ebenfalls entgegen den Empfehlungen aus der Literatur, keine Anschlussinterviews mit den Vätern (vgl. Rosenthal und Loch

9 Vgl. dazu Kap. 2.4.3.

10 Wie Haas (2019) betont, impliziert die von Schütze geforderte Form der Stegreiferzählung, dass Interviewpartner:innen im Vorfeld nicht über den Forschungsgegenstand oder die Art und Weise des Interviews aufgeklärt werden (vgl. ebd., S. 111).

2002, S. 3) geführt.¹¹ Die folgende Tabelle gibt eine Übersicht und Aufschluss über die soziodemographischen Daten der Interviewpartner.

11 So fanden einige Interviews bspw. abends, nach Feierabend, am Wochenende oder Feiertag statt. Ein Interviewpartner nahm sich für das Interview einen Tag frei. Anschlussstermine schienen dadurch kaum zumutbar. Jedoch wurde den Interviewpartnern die Möglichkeit eines weiteren Interviewtermins oder Nachgesprächs in Form eines Telefonats eröffnet.

Soziodemographische Daten

Übersicht über die soziodemographischen Daten der Interviewpartner zum Zeitpunkt des Interviews						
Interview-Partner	Alter	Familienstand	Beruf	Kindsmutter	Kind(er)	(familiäre) Migrations-erfahrung
Deniz	45 Jahre	Verheiratet	Trainer in der Erwachsenenbildung in Vollzeit	43 Jahre, Gastronomin in Vollzeit (selbstständig)	Eine Tochter (13 Jahre)	Die Eltern migrierten im Zuge der Gastarbeiter:innenbewegung aus der Türkei nach Deutschland. Deniz wird in Deutschland geboren.
Onur	42 Jahre	Verheiratet	Installateur und Heizungsbauer (Meister) in Vollzeit	40 Jahre, Kauffrau im Einzelhandel in Teilzeit	Zwei Töchter (16 und 13 Jahre) und ein Sohn (4 Jahre)	Die Eltern migrierten im Zuge der Gastarbeiter:innenbewegung aus der Türkei nach Deutschland. Onur wird in Deutschland geboren.
Wolfgang	51 Jahre	Verheiratet	Verlagskaufmann, keine Angabe zum Umfang des Beschäftigungsverhältnisses	36 Jahre, Lehrerin, keine Angabe zum Umfang des Beschäftigungsverhältnisses	Zwei Töchter (5 und 3 Jahre)	Die Eltern migrierten im Zuge der Gastarbeiter:innenbewegung aus Griechenland nach Deutschland. Wolfgang wird in Deutschland geboren.
Jorgos	51 Jahre	Verheiratet	Gastronom in Vollzeit (selbstständig)	46 Jahre, Gastronomin, keine Angabe zum Umfang des Beschäftigungsverhältnisses	Zwei Töchter (20 und 18 Jahre)	Die Eltern migrierten im Zuge der Gastarbeiter:innenbewegung aus Griechenland nach Deutschland. Jorgos wird in Deutschland geboren.
Timothee	33 Jahre	Verheiratet	Übersetzer in Teilzeit	31 Jahre, PR-Managerin in Teilzeit	Ein Sohn (3,5 Jahre)	Migriert zu Beginn der 1990er Jahre mit seinen Eltern aus der Demokratischen Republik Kongo nach Deutschland
Niam	32 Jahre	Verheiratet	Erzieher in Vollzeit	31 Jahre, Bürokraft in Teilzeit	Eine Tochter (4 Jahre), ein Sohn (1 Jahr)	Sein Vater migriert in den 1980er Jahren aus dem Iran nach Deutschland. Niam wird in Deutschland geboren.

3.2 Auswertung

Als Auswertungsmethode der biographisch-narrativen Interviews wurde die Dokumentarische Methode gewählt. Biographisch-narrative Interviews eignen sich, wie bereits aufgezeigt, aufgrund ihres hohen Detaillierungsgrades besonders für die Rekonstruktion des kollektiven, aber auch des individuellen Habitus mit der Dokumentarischen Methode (vgl. Bohnsack 2021, S. 69).

3.2.1 (Methodologische) Grundannahmen und -begriffe der Dokumentarischen Methode

Vergleichbar mit anderen rekonstruktiven Verfahren entsteht auch die Dokumentarische Methode in Auseinandersetzung mit empirischer Forschungserfahrung auf der einen und methodologischer sowie grundlagentheoretischer Reflexion auf der anderen Seite. Theorietraditionen, wie allen voran die Wissenssoziologie Mannheims und die Ethnomethodologie Garfinkels, aber auch bspw. die phänomenologische Soziologie von Schütz, prägen die Dokumentarische Methode. Darüber hinaus nehmen auch empirische Ansätze wie die Objektive Hermeneutik, die Narrationsstrukturanalyse, die Konversationsanalyse und die Chicagoer Schule Einfluss auf die Entstehung und Entwicklung der Dokumentarischen Methode (vgl. Nohl und Thomsen 2019, S. 235f.), wie sie Bohnsack unter besonderer Bezugnahme auf Mannheim und Garfinkel seit den 1980er Jahren zu einem »forschungspraktisch und methodologisch fundierten Auswertungsverfahren der qualitativen Sozialforschung entwickelt [hat, JB]« (Nohl 2017, S. 4). Mittels der Dokumentarischen Methode lässt sich reflexives, aber auch handlungsleitendes Wissen von Akteur:innen analysieren und rekonstruieren. Die Handlungspraxis wird durch habitualisiertes bzw. inkorporiertes Orientierungswissen strukturiert und ist damit als relativ losgelöst vom subjektiv gemeinten Sinn zu verstehen. Die empirische Basis des Akteur:innenwissens bleibt dabei der Ausgangspunkt der Dokumentarischen Methode. Während qualitative Methoden im methodologischen wie forschungspraktischen Problem der Aporie von Objektivismus und Subjektivismus verhaftet bleiben, lässt sich dieses durch die Mannheim'sche Unterscheidung von reflexivem bzw. theoretischem Wissen auf der einen und handlungspraktischem, -leitendem bzw. inkorporiertem, oder auch »atheoretischem Wissen« (vgl. Mannheim 1980, S. 73), auf der anderen Seite überwinden. Dieser Strukturzusammenhang ist bei den Akteur:innen »selbst wissensmäßig repräsentiert« (Bohnsack et al. 2013, S. 12), wobei diese »selbst nicht wissen, was sie da eigentlich alles wissen« (ebd.). Mit ihrer empirischen Ausgangslage beim Wissen von Akteur:innen und unter Berücksichtigung von deren Relevanzsetzungen bei gleichzeitiger Wahrung einer beobachtenden Distanz von »subjektiven Intentionen und Commonsense-Theorien« (ebd., S. 13) gelingt es der Dokumentarischen Methode also, das Span-

nungsverhältnis von Subjektivismus und Objektivismus zu bewältigen. Damit geht es in der Dokumentarischen Methode letztlich um das Wie der Herstellungsprozesse der gesellschaftlichen Realität der Akteur:innen. Die große Bedeutung der Handlungspraxis schlägt sich nicht zuletzt in Bohnsacks Verständnis der Wissenssoziologie als praxeologisch nieder. Gemeint ist damit sowohl die Praxis des Handelns als auch des Sprechens, Darstellens und Argumentierens. Die Frage nach dem Wie bezieht sich auf die Frage nach dem Modus Operandi bzw. nach dem die Praxis fundierenden Habitus. Für eine konstruktivistische Analyseeinstellung ist die Verschiebung von der Frage nach dem »Was der gesellschaftlichen Realität zur Frage nach dem Wie ihrer Herstellung konstitutiv« (ebd., S. 13f., H.i.O.). Diese Verschiebung entspricht wiederum der methodologischen Leitdifferenz von kommunikativ-generalisierendem, wörtlichem oder immanentem Sinngehalt auf der einen und dem konjunktiven, metaphorischen oder dokumentarischen Sinngehalt auf der anderen Seite (vgl. ebd., S. 9ff.). Dieser Unterscheidung von Sinnebenen wird in den unterschiedlichen Interpretationsschritten Rechnung getragen, die im Folgenden genauer beschrieben werden.¹² Der dokumentarische Sinngehalt, der in Anlehnung an Mannheim auch als Dokumentsinn bezeichnet werden kann, verweist auf die Herstellungsweise der Schilderung, also auf die Art und Weise der Abhandlung eines Themas und damit auf den sog. Orientierungsrahmen¹³, im Rahmen dessen eine Problemstellung bearbeitet wird. Der Dokumentsinn ist den Befragten oftmals selbst nicht unbedingt explizit zugänglich, sondern liegt vielmehr als atheoretisches Wissen, das nicht alltagstheoretisch auf den Punkt gebracht werden kann, vor. Dieses Wissen verbindet Menschen, die auf Grundlage der gleichartigen Handlungspraxis und den entsprechenden, kollektiven Erfahrungen zu einer sozialen Gruppe gehören. Sie teilen also einen »konjunktiven Erfahrungsraum« (Mannheim 1980, S. 229). Über das kommunikative Wissen lassen sich konjunktive Erfahrungen denjenigen gegenüber explizieren, die diese Erfahrungen nicht teilen. Im Rahmen biographisch-narrativer Interviews lassen sich durch Erzählungen und detaillierte Beschreibungen sowie durch die minimale und maximale Kontrastierung der Fälle über den Einzelfall hinausgehende Gemeinsamkeiten atheoretischen Wissens identifizieren, die auf kollektive Erfahrungen und konjunktive Erfahrungsräume verweisen (vgl. Nohl und Thomsen 2019, S. 237ff.).¹⁴

12 Vgl. dazu auch Kap. 3.2.2.

13 Vgl. zur genaueren Differenzierung zwischen Orientierungsmuster-, -schemata und -rahmen: Bohnsack 1997, S. 49ff.

14 Wie Bohnsack (2018) darstellt, hat die Dokumentarische Methode als Methodik und forschungspraktisches Verfahren ihren Ursprung im Bereich der methodischen Fundierung des Gruppendiskussionsverfahrens und der Gesprächsanalyse. Daran schließt sich die Auswertung von Interviews, Beobachtungsprotokollen und weiteren (Text-)Dokumenten an. Zur Jahrtausendwende beginnt eine neue Etappe der Dokumentarischen Methode, mit der nun auch Bilder, Videos und Filme interpretiert werden (vgl. ebd., S. 53).

»Auf diese Weise macht die dokumentarische Interpretation narrativer Interviews das Individuelle im Kollektiven wie auch das Kollektive im Individuellen empirisch evident« (ebd., S. 239). Hinsichtlich der Analysefoki, der Typenbildung und einem für die rekonstruktive Sozialforschung neuen Forschungsansatz der Längsschnittanalyse wurde die dokumentarische Interpretation narrativer Interviews weiterentwickelt, bzw. erweitert. So werden nun neben kollektiven zunehmend auch individuelle Orientierungsrahmen herausgearbeitet. Dazu wird sich in der Analyse auf die Logik des Einzelfalls konzentriert. Die soziogenetische Typenbildung wurde um die sog. relationale und die prozessanalytische Typenbildung erweitert. Erstere konzentriert sich auf den Zusammenhang unterschiedlicher Orientierungen in verschiedenen Vergleichsdimensionen eines Falls, wobei letztere die Art und Weise der Genese von Orientierungsrahmen in den Blick nimmt. Längsschnittstudien bieten die Möglichkeit, Orientierungen und Orientierungsrahmen zu unterschiedlichen Zeitpunkten rekonstruieren zu können und ermöglichen es damit den Veränderungsprozess von Orientierungsrahmen zu analysieren (vgl. Nohl 2016, S. 341ff.).

3.2.2 Interpretationsschritte und das Vorgehen in der Auswertung

Nun werden die aufeinanderfolgenden Interpretationsschritte innerhalb der Dokumentarischen Methode zuerst theoretisch und anschließend in ihrer praktischen Umsetzung in der vorliegenden Arbeit beschrieben. In der Dokumentarischen Methode lassen sich vier Stufen der Rekonstruktion voneinander abgrenzen: Die formulierende Interpretation, die reflektierende Interpretation, die Diskursbeschreibung und schließlich die Typenbildung. Zentral ist dabei schon ab der zweiten Stufe der komparative und systematische Fallvergleich (vgl. Bohnsack 2021, S. 37ff.). Auf den beiden Interpretationsebenen geht es nicht darum, ob die zu interpretierenden Darstellungen die Wahrheit oder normative Richtigkeit widerspiegeln. Vielmehr interessiert, was sich in den Darstellungen über die Orientierungen der Beforschten dokumentiert. Damit wird der mit dem immanenten Sinngehalt verbundene Geltungscharakter eingeklammert bzw. suspendiert und entspricht wiederum der Verschiebung der Frage nach dem Was zum Wie (vgl. ebd., S. 67). Im ersten Auswertungsschritt der formulierenden Interpretation wird zunächst ein sog. thematischer Verlauf erstellt, der der Chronologie des Interviews folgt und der einen thematischen Überblick über das Interview ermöglichen soll. Dieser Schritt erfolgt noch vor der Transkription und bietet die Gelegenheit einer ersten Orientierung für die Forschenden und eine gezielte Auswahl der für die Transkription relevanten Passagen. Im Rahmen biographisch-narrativer Interviews ist es aufgrund des Hauptinteresses an der Stegreiferzählung besonders empfehlenswert, die gesamte Eingangserzählung der Interviewpartner:innen sowie solche Passagen, die für das Forschungsinteresse von besonderer Bedeutung sind, zu transkribieren (vgl. Nohl und

Thomsen 2019, S. 240). Auch sog. Fokussierungsmetaphern, also Passagen mit einem besonders hohen Detaillierungsgrad oder einer hohen metaphorischen Dichte (vgl. Bohnsack 2021, S. 36), und Passagen mit Themen, die in mehreren Interviews relevant gesetzt werden, eignen sich dazu. Die darauffolgende Feininterpretation dient der Erfassung des immanenten Sinngehalts: Der Text wird abschnittsweise und sequenziell nach Themenwechseln gegliedert und in Ober- und Unterthemen unterteilt.¹⁵ Damit soll einerseits der Inhalt in seiner allgemeinen Bedeutung erfasst werden können (vgl. Nohl und Thomsen 2019, S. 240f.). Andererseits kann der Text für den:die Forscher:in über die Reformulierung ›fremd gemacht‹ werden und somit dessen Interpretationsbedürftigkeit und -würdigkeit unterstrichen werden (vgl. Nohl 2017, S. 31).

Wie Nohl (2017) empfiehlt, sollen zumindest die Eingangserzählungen biographisch-narrativer Interviews vollständig transkribiert werden (vgl. ebd.). Da in der vorliegenden Arbeit auch den Relevanzsetzungen der Interviewpartner im Rahmen der immanenten und exmanenten Nachfragen Rechnung getragen werden sollte, wurden die Interviews vollständig transkribiert. Der Anspruch an die Transkription bestand darin, alles genau so aufzuschreiben, wie es gesprochen wurde. Somit wurden bspw. Dialekte, Satzabbrüche und grammatikalische Fehler nicht bereinigt. In einem weiteren Schritt wurden die formulierenden Interpretationen für die Interviews durchgeführt, die Aufschluss über die im Interview angesprochenen Themen gaben. Neben der Eingangspassage jedes der Interviews wurden anhand der thematischen Feingliederung anschließend für jedes Interview mehrere Textpassagen identifiziert, die entweder aufgrund ihrer thematischen Relevanz für die Forschungsfrage oder ihrer metaphorischen Dichte für eine reflektierende Interpretation infrage kamen.

Im anschließenden Schritt der reflektierenden Interpretation erfolgt die Umstellung vom ›Was‹ zum ›Wie‹. Die Leitfrage dabei ist, in welchem Orientierungsrahmen ein Thema im Interview bearbeitet wird. Um diese Frage beantworten zu können, wird der Text nicht nur unter formalen, sondern auch unter semantischen Aspekten interpretiert. Die formale Interpretationsebene orientiert sich mit der Unterscheidung von Textsorten, wie sie von Schütze (1987) getroffen wurde, stark an der Narrationsstrukturanalyse: So wird in Erzählungen (Darstellungen von Handlungs- und Geschehensabläufen mit einem Anfang und Ende sowie zeitlichem Verlauf), Beschreibungen (wiederkehrende Handlungsabläufe oder feststehende Sachverhalte), Argumentationen (Motive, Gründe und Bedingungen für eigenes oder fremdes Handeln) und Bewertungen (evaluative Stellungnahmen) unterteilt

15 Ober- und Unterthemen sollen in den eigenen Worten des:der Interpret:in zusammengefasst werden. Besonders markante Begriffe können als Zitate übernommen werden (vgl. Nohl und Thomsen 2019, S. 241).

(vgl. ebd., S. 148). Die in biographisch-narrativen Interviews getätigten Stegreiferzählungen nähern sich dabei den Erfahrungen des:der Interviewten am meisten an, während in den argumentativen und bewertenden Passagen sich insbesondere die Kommunikationssituation und der Gesprächscharakter des Interviews abbilden. Welche Textsorten ein Interview strukturieren und wie diese im Verhältnis zueinanderstehen, lässt sich bspw. durch die Unterscheidung von Schilderungsebenen bestimmen. Wie Nohl (2017) betont, kann die Erfahrung »unmittelbarer Handlungspraxis« (ebd. S. 33) nur erzählt oder beschrieben werden. Nur so kann atheoretisches oder konjunktives Wissen freigelegt werden. Auf der semantischen Interpretationsebene kommt die Dokumentarische Methode zum Tragen. Hier geht es darum, »einen Zugang zu einer Wirklichkeit zu finden, die weder jenseits des Akteurswissens als objektiv definiert wird noch sich im subjektiv gemeinten Sinn der Akteure [...] erschöpft« (ebd., S. 35). Wie bereits im vorherigen Kapitel dargestellt, kann mit der Unterscheidung zwischen kommunikativ-theoretischem und implizitem, atheoretisch-konjunktiven Wissen die »Dichotomisierung zwischen subjektivem und objektivem Sinn« (ebd.) überwunden werden (vgl. ebd., S. 31ff.). Bei der semantischen Interpretation, in der sequenzanalytisch vorgegangen wird, wird ab dem zweiten zu interpretierenden Interview auf die komparative Analyse gesetzt, die empirisch beobachtbare Vergleichshorizonte der anderen Interviewten miteinbezieht. So dient die komparative Analyse nicht nur der Validität der Auswertung, sondern auch dem Erkenntnisgewinn:

»Ein Modus Operandi, mit einem spezifischen Orientierungsproblem umzugehen, lässt sich erkennen, wenn man diese Umgangsweise (diese Orientierung) mit einem anderen (maximal kontrastierenden) Fall vergleicht, in dem dasselbe Orientierungsproblem auf ganz andere Weise bewältigt wird« (Nohl und Thomsen 2019, S. 241).

Durch die Suche nach Homologien (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2021, S. 365) wird dem:der Interpret:in ein »sukzessive[r] Zugriff« (Nohl und Thomsen 2019, S. 241) auf die den Fällen zugrundeliegenden Orientierungen ermöglicht (vgl. ebd.). Grundlegend wird dabei davon ausgegangen, dass auf einen ersten Erzählabschnitt nur ein spezifischer, »nämlich ein der jeweiligen Erfahrungsweise, dem jeweiligen Rahmen entsprechender zweiter Abschnitt folgen [kann, JB]« (Nohl 2017, S. 8). Auf diesen werden wiederum weitere Abschnitte folgen, die sich diesem Rahmen anschließen. Die Bestimmung des Orientierungsrahmens »wird dann durch die Rekonstruktion der impliziten Regelmäßigkeit, die diese aufeinander folgenden Erzählabschnitte strukturiert, möglich« (ebd.). Unter der Einbeziehung maximal und minimal kontrastierender Fälle werden dann auch fallübergreifende Orientierungen sichtbar, die sich in einem nächsten Schritt typisieren lassen (vgl. Nohl und Thomsen 2019, S. 241).

Die reflektierende Interpretation des Materials im Rahmen der vorliegenden Arbeit erfolgte zum Großteil in einer Interpretationsgruppe auf Peerebene, die sich den verschiedenen Instrumentarien der Analyse der Textsortentrennung bzw. Diskursorganisation und der Sequenzanalyse bediente und diese kombinierte (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2021, S. 371ff.; Kleemann et al. 2013, S. 175ff.). Die Phasen der Auswertung erfolgten zirkulär und überschneiden sich teilweise, sodass die Fälle im Sinne der komparativen Analyse fortlaufend systematisch fallintern und fallübergreifend verglichen wurden.

Die an die reflektierende Interpretation anschließende Typenbildung in der dokumentarischen Interpretation biographisch-narrativer Interviews richtet sich erstens auf die Orientierungen, innerhalb derer Akteur:innen Themen und Probleme ihres Lebens bearbeiten und bewältigen, sowie zweitens auf die sozialen Zusammenhänge, in denen diese Orientierungen entstehen. Durch den Nachweis einer Orientierung in mehr als einem Fall und ihrer Abstraktion, bei der gleichzeitigen Differenzierung von anderen Orientierungen kontrastierender Fälle, kann die sog. sinngenetische Typenbildung vorgenommen werden (vgl. Nohl und Thomsen 2019, S. 242). Diese erfolgt auch unter der Anwendung zunächst nur eines themenbezogenen Tertium Comparationis, also eines »gemeinsamen Dritten« (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2021, S. 381). Durch die sinngenetische Typenbildung wird sichtbar, in welchen unterschiedlichen Orientierungsrahmen die Interviewpartner:innen Themen und Probleme bearbeiten, die im Zentrum der Forschung stehen. Wie diese Orientierungsrahmen jedoch entstanden sind und in welchen Zusammenhängen sie stehen, kann erst durch die sog. soziogenetische Typenbildung gezeigt werden. Generell gilt für die soziogenetische Typenbildung, dass die »Fruchtbarkeit und Aussagekraft« (Nohl 2017, S. 43) des Vergleichs von Interviews mit dem »Variationsgrad der angewandten Tertia Comparationis [steigen, JB]« (ebd.), die systematisch variiert und dafür auch genau definiert werden müssen (vgl. ebd., S. 43ff.). Um die spezifischen Erfahrungsräume für die Orientierungsrahmen herauszuarbeiten, ist ein über eine Differenzkategorie hinausgehend heterogenes Sample nötig. So lässt sich rekonstruieren, inwieweit sich die typisierten Orientierungen auf einen bestimmten, bspw. geschlechtstypischen, konjunktiven Erfahrungsraum zurückführen lassen (vgl. Nohl und Thomsen 2019, S. 242). Mit einer mehrdimensionalen Typenbildung im Rahmen der Dokumentarischen Methode ist dann auch eine Generalisierung von Untersuchungsergebnissen, bzw. die Generalisierung einer Typik, möglich (vgl. Nohl 2017, S. 47).¹⁶

Im Anschluss an die reflektierende Interpretation wurden die Ergebnisse im Rahmen von Vergleichsdimensionen gebündelt und strukturiert sowie in verschie-

16 Die Frage nach den sozialen Zusammenhängen und der Genese von Orientierungsrahmen kann bspw. aufgrund von Zeitknappheit oder einem ungeeigneten Sampling nicht immer nachgegangen werden (vgl. Nohl 2017, S. 43).

denen Schritten reduziert, sodass die sinngenetische Typenbildung vorgenommen werden konnte. Die drei gefundenen Typen wurden abstrakt beschrieben und Hinweise auf die konjunktiven Erfahrungen, die die Orientierungen der Interviewpartner fundieren, konnten im Rahmen der Annäherung an eine soziogenetische Typenbildung festgehalten werden.¹⁷ Der Auswertungsprozess streckte sich insgesamt über einen Zeitraum von dreieinhalb Jahren (Januar 2020 bis Juni 2023).

3.3 Kritische Reflexion der Untersuchung

Wie bereits thematisiert, hat das Forschungsdesign von empirischen Untersuchungen und auch die Standortgebundenheit von Forscher:innen, bzw. das Vorgehen in Erhebung und Auswertung, großen Einfluss auf den Forschungsprozess. Dies wird nachfolgend unter Einbezug von Gütekriterien qualitativer Interviewforschung und Intervieweffekten aufgegriffen und reflektiert.

3.3.1 Zu Gütekriterien qualitativer Forschung und der Generalisierung von Typologien

Um die Güte qualitativer Forschung einschätzen zu können, kann mit Kruse (2015) festgehalten werden, dass die klassischen Gütekriterien quantitativer Forschung der Objektivität, Reliabilität und Validität aufgrund erkenntnistheoretischer und methodologischer Grundannahmen nicht ohne Weiteres auf qualitative Sozialforschung übertragen werden können. Dennoch lohnt sich ein Vergleich: So kann Objektivität aufgrund der konstruktivistischen Grundannahmen in der qualitativen Sozialforschung nie gegeben sein. Vielmehr lässt sich intersubjektivität, also der übereinstimmende Nachvollzug durch mehrere Forscher:innen in Bezug auf einen Erkenntnisprozess, als erstes zentrales Qualitätskriterium identifizieren. Dies bedeutet einerseits, dass das Forschungsvorgehen genau expliziert und dokumentiert werden muss. Andererseits kann intersubjektivität durch die Interpretation empirischen Materials in Interpretations- und Analysegruppen sichergestellt werden. Zudem kann für qualitative Forschung die Konsistenzregel geltend gemacht werden: So kann eine Lesart eines Textes dann als gültig angesehen werden, wenn sie konsistent mit dem gesamten Text ist. Dies bedeutet aber nicht, dass es in einem Text keine Widersprüche und Ambivalenzen geben darf. Damit ähnelt die Konsistenzregel dem klassischen Kriterium der Reliabilität. Während in der quantitativen Forschung im Rahmen von Validität die Repräsentativität von Forschungsergebnissen angestrebt wird, geht es in der qualitativen

17 Die Ergebnisse der sinngenetischen Typenbildung sind in Kap. 4.2, die Ergebnisse der soziogenetischen Typenbildung in Kap. 4.3 nachzulesen.

Forschung um Repräsentation. Somit wird nicht die Verallgemeinerbarkeit eines Falles beabsichtigt, sondern vielmehr die umfassende Repräsentation eines Falltypus, wenngleich auch in qualitativer Sozialforschung nach einem gewissen Grad an Verallgemeinerung gestrebt wird, der durch die Zusammensetzung der Stichprobe garantiert werden soll (vgl. ebd., S. 55ff.; vgl. dazu auch: Lamnek 2010, S. 127ff.). Mit Przyborski und Wohlrab-Sahr (2021), lässt sich fragen, ob »damit die Möglichkeit der Generalisierung verspielt [ist?, JB]« (ebd., S. 39)¹⁸. Konstatieren lässt sich, dass qualitative Methoden über die komparative Analyse, also dem systematischen Vergleich und der Typenbildung von Idealtypen¹⁹ oder Typologien dem Anspruch an Generalisierung gerecht werden können. Innerhalb der Typologien sind die einzelnen Typiken auf ihre Validität aber auch auf ihre Generalisierung zu prüfen. Die Höhe des Niveaus von Validität hängt davon ab, inwieweit sich die Typik klar von anderen unterscheidet, bzw. wie sie innerhalb einer ganzen Typologie verortet werden kann. Das Generalisierungsniveau ist abhängig von ihrer Reproduzierbarkeit in der Kombination mit anderen Typen bzw. in der wechselseitigen Durchdringung mit diesen (vgl. Bohnsack et al. 2019, S. 37).

Die Intersubjektivität in der vorliegenden Arbeit ist durch die Auswertung des empirischen Materials in einer Interpretationsgruppe gegeben, deren Teilnehmende sich – abgesehen von der Geschlechtszugehörigkeit – in verschiedenen Differenzkategorien voneinander unterscheiden (bspw. hinsichtlich des Alters, der disziplinären Zugehörigkeit, der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit, der sozialen Herkunft). Zudem ist die Dokumentation und auch Transparenz des Forschungsprozesses in Form von Interpretationsprotokollen gegeben, die den Auswertungsprozess nachvollziehbar machen. Die Konsistenzregel ist der Dokumentarischen Methode über die Identifizierung von Orientierungsrahmen inhärent und damit ebenfalls gegeben. Das Kriterium der Repräsentation soll im Folgenden über die Falldarstellungen garantiert werden. Mit Blick auf die Generalisierung ist jedoch eine Einschränkung vorzunehmen. Da nicht mehr als eine Basistypik gebildet werden konnte, kann die Anforderung an eine mehrdimensionale Typologie (vgl. Bohnsack 2021, S. 53) nicht eingehalten werden. Aufgrund von Zeitknappheit und eines zu geringen Samples kann sich lediglich an eine soziogenetische Typenbildung angenähert werden.

18 Unter dem Begriff Generalisierung können mit Przyborski und Wohlrab-Sahr (2021) zwei Vorgänge gefasst werden: »Zum einen die Einbettung und Einordnung des Falles in einen größeren Zusammenhang, in dem stets bereits allgemeine Regeln wirksam sind, auf die der Fall Bezug nimmt und zu denen er sich »verhält« [...] Und zum anderen der Schluss von dem, was man am jeweiligen Fall festgestellt hat, auf andere Fälle« (ebd., S. 451).

19 Idealtypen werden dabei im Anschluss an Weber gefasst und nehmen ihren forschungspraktischen Ausgang bei der Grounded Theory von Glaser und Strauss (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2021, S. 40).

3.3.2 Intervieweffekte

Auch im Hinblick auf sog. Intervieweffekte, also auf »systematische Unterschiede zwischen den Befragten, die durch die wahrgenommenen Eigenschaften oder das Verhalten des Interviewers entstehen« (Jedinger und Michael 2019, S. 365), ist die Untersuchung zu reflektieren. Unterteilen lassen sich diese bspw. in sichtbare und nicht-sichtbare Eigenschaften des:der Interviewer:in. Erstere umfassen z.B. das Geschlecht und die »Ethnie« des:der Interviewer:in, aber auch dessen:deren Auftreten, Körpersprache und verbales Verhalten. Letztere beinhalten stabile Persönlichkeitsmerkmale des:der Interviewer:in wie Extraversion, aber auch rollenbezogene Eigenschaften (vgl. ebd., S. 368). Herwartz-Emden (2000) verweist ergänzend dazu in Bezug auf interkulturelle Forschungsprojekte und insbesondere in Bezug auf interkulturelle Interviews auf spezifische Herausforderungen, die von dem:der Forscher:in zu reflektieren sind: So sind interkulturelle Interviews durch besondere Strukturbedingungen charakterisiert, die in einer spezifischen Asymmetrie resultieren. Oftmals befragen Vertreter:innen der Dominanzgesellschaft »Minderheitenangehörige«, wobei ein Machtgefälle entsteht. Dem gilt es, durch sensibilisierte und methodisch kontrollierte Interviewführung entgegenzuwirken. So müssen Interviewer:innen in Gesprächsführung und Empathie geschult werden, wenngleich dies Machtverhältnisse freilich nicht aushebelt. Diskursiv und handlungspraktisch reproduzierte und perpetuierte Machtverhältnisse lassen sich methodisch nicht überwinden, sondern lediglich offenlegen und reflektieren. Auch wenn Forschende Grundlagenforschung betreiben, die keine kontrollierende oder platzierende Funktion bspw. im Zuge von Auftragsforschung erfüllen muss, muss in Betracht gezogen werden, dass die Befragten möglicherweise Vorerfahrungen mit Behörden, Wohlfahrtseinrichtungen und ähnlichen Institutionen haben, die Einfluss auf den Kommunikationsverlauf des Interviews nehmen können. Zudem können in interkulturellen Interviews (mindestens) vier Effekte benannt werden, die zum Tragen kommen: Der Paternalismuseffekt, der Kultureffekt, der Gendereffekt und der Tabuisierungseffekt. Der Paternalismuseffekt betrifft die »Dimension der Selbsteinschätzung« (ebd., S. 80) des:der Interviewenden, »die die Perspektive trübt und die Handlungs-, bzw. Gesprächs- und Interpretationsmöglichkeiten einschränkt« (ebd.). Gemeint sind hier Überzeugungen, die sich in der Dominanzgesellschaft bspw. in symbolischen Bildern ausdrücken und die Annahme beinhalten, dass Angehörige der Dominanzgesellschaft aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer westlichen, entwickelten Gesellschaft anderen Gesellschaften und deren Angehörigen überlegen sind. Dies kann in einer »selbst-überschätzende[n] Helfer-Haltung« (ebd.) resultieren, die den Erhebungs- aber auch den Interpretationsprozess im Rahmen der Auswertung beeinflussen kann. Der Kultureffekt bezieht sich demgegenüber auf die Herstellung und Bestätigung der Differenzkategorien »Ethnizität« und »Kultur« zwischen Interviewer:in und befragter Person.

Dies ist von »Grenzziehungen und polarisierenden Denkmustern begleitet« (ebd.) und führt leicht zur Erzeugung von Fremdheit, während »potentielle Gleichheit [...] negiert [wird, JB]« (ebd.).²⁰ Auch die Kategorie Geschlecht nimmt durch den Gendereffekt Einfluss, indem sie in der Interviewsituation ebenso wie ›Kultur‹ oder ›Ethnizität‹ hergestellt wird. Selbst- und Fremdbilder über Frauen und Männer, die mit Stereotypen aufgeladen sind, kommen hier zum Tragen. Dabei wird die Position von Individuen im sozialen Gefüge, so auch in der Interviewsituation, von der Verflechtung der unterschiedlichen Differenzkategorien bestimmt. Damit sind (neben weiteren, einflussnehmenden Kategorien) »[p]atriarchalische, klassenspezifische und ethnisierte Herrschaftsverhältnisse [...] in Rechnung zu stellen« (ebd., S. 81f., H.i.O.). Der Tabuisierungseffekt bezeichnet hingegen das Phänomen, dass »bestimmte Bereiche und Themen aus der Kommunikation ausgegrenzt [werden, JB]« (ebd., S. 82). Dieser Effekt tritt oftmals in der Verschränkung mit den anderen genannten Effekten auf und ergießt sich in einem »dichte[n] Gestrück in Textform« (ebd.), das interpretativ aufgelöst werden muss (vgl. ebd., S. 78ff.).

Auch wenn es sich bei den im Rahmen der vorliegenden Arbeit geführten Interviews nicht um genuin interkulturelle Interviews handelt, da sie keinen Kulturvergleich zum Ziel haben, sind es doch Interviews, die von einer spezifischen Asymmetrie geprägt sind, da eine der Dominanzgesellschaft zugehörige Person eine ›minderheitenangehörige‹ Person befragt. Insofern bestehen auch hier Machtgefälle, die es zu reflektieren gilt. Die Verfasserin der vorliegenden Arbeit, die die Interviews auch selbst durchgeführt hat, verfügt durch ihre Grundausbildung aber auch durch eine Weiterbildung und insbesondere durch ihre Berufstätigkeit im Beratungskontext über spezifische Kenntnisse der Gesprächsführung. Auch durch die fachliche Auseinandersetzung mit Grundlagentheorien der Migrationsforschung setzt sich die Interviewerin bspw. mit ihren eigenen rassistischen Annahmen und Bildern auseinander. Auch wenn dies die spezifischen Machtverhältnisse in der Interviewsituation nicht auflösen kann, können somit doch eine erhöhte Sensibilität und ein erhöhtes (Problem-)Bewusstsein geschaffen werden, die nicht zuletzt durch die Kommunikationsfähigkeiten der Interviewerin ihren verbalen wie nonverbalen Ausdruck finden. Auch der durch die soziale Herkunft der Interviewerin geprägte Habitus trägt möglicherweise zum Abbau von Barrieren in den Interviews bei, wie sich bspw. im Interview mit Onur andeutet. Onur zeigt insbesondere zu Beginn des Interviews große Unsicherheiten in Bezug auf das Interviewsetting und die Anforderungen der Interviewerin (Z. 73ff., 123ff.). Die Interviewerin reagiert darauf empathisch und sprachlich (Z. 75f., 125ff., 238ff.) mit ›Code-Switching‹ (vgl. Riehl 2014, S. 100ff.), weswegen es gelingt, eine vertrauensvolle Interviewatmosphäre zu

20 Dies kann auch zwischen Vertreter:innen »gleicher Ethnizität« (Herwartz-Emden 2000, S. 80) auftreten.

schaffen, in der Onur sich öffnen und die Zugzwänge des Erzählens (vgl. Kallmeyer und Schütze 1977, S. 162; 187ff.) greifen können.

Dennoch lassen sich alle oben genannten Effekte auch in den vorliegenden Interviews beobachten. Der Paternalismuseffekt lässt sich mit Blick auf die selbst- und fremdzugewiesene Erwartungshaltung der Interviewerin beobachten. Die Rolle der aktiven Fürsprecherin, die im Rahmen ihrer Arbeit gesellschaftliche Veränderungen bewirken könnte, perpetuiert »ein gesellschaftliches Verhältnis ungleichwertiger Sprecher_innenpositionen im Rahmen der Forschungsbeziehung« (Hametner 2013, S. 138). Den Interviewpartnern wird eine Rolle als passive Informanten, der Interviewerin hingegen die Rolle als aktive Akteurin zugewiesen. Dieses Machtgefälle schlägt sich nicht zuletzt in der Auswertung und Darstellung des gewonnenen Materials nieder. So werden in der Interpretation Fokussierungen vorgenommen, während andere Aspekte ausgeblendet werden, die auch »Fragen hegemonialer Deutungsmacht und Repräsentation in Bezug auf ›Andere‹ [aufwerfen, JB]« (ebd., S. 139). Die Dokumentarische Methode ermöglicht es zwar, durch die Unterscheidung von Sinnebenen, »Verschleierungen von latent wirksamen Strukturen durch reflexive und diskursiv vermittelte Strukturen aufzudecken« (ebd., S. 141). Dennoch kann es durch das Deuten, Explizieren und Sprechen über Forschungssubjekte zu einer Verschleierung kommen, wenn dethematisiert bleibt, dass es kritisch gesehen werden kann, wenn Deutungsmacht lediglich bei den Forschenden bleibt. So empfiehlt Hametner (2013) partizipative Forschungskonzepte, die die Beforschten explizit miteinbeziehen²¹ (vgl. ebd., S. 138ff.), während Przyborski und Wohlrab-Sahr (2021) empfehlen, davon Abstand zu nehmen. Dies wird vor allem mit den sich unterscheidenden Perspektiven auf das Material und dem Schutz der Befragten argumentiert (vgl. ebd., S. 102). In der vorliegenden Arbeit scheint eine Einbeziehung der Beforschten aufgrund des zentralen Erkenntnisinteresses der Rekonstruktion von Männlichkeitskonstruktionen nicht sinnvoll. Werden die komplexen Verschränkungen, in denen Geschlechterkonstruktionen stehen, für diese Frage ausgeblendet, kann angenommen werden, dass Männer der Interpretation ihrer Orientierung in Bezug auf ihre Männlichkeit eher weniger zustimmen, wenn diese von einer als weiblich gelesenen Person vorgenommen werden. Wie sich im Interpretationsprozess zeigte, konnten zudem ›sozial unerwünschte‹ Deutungen und Verhaltensweisen der Interviewpartner wie bspw. hegemonial-männliches Verhalten oder ›internalized racism‹ (Pyke 2010) rekonstruiert werden, die durch

21 Dies erscheint schon aus Gründen des Zeitaufwands für eine methodisch kontrollierte Auswertung mit der Dokumentarischen Methode im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht denkbar. Wenn es bspw. um die Validierung oder intersubjektive Überprüfung der Ergebnisse geht, setzt dies auch eine Auseinandersetzung der Beforschten mit den methodologischen und methodischen Grundbegriffen der Methode voraus, für die im Alltag der Interviewpartner aus dem vorliegenden Projekt keine Ressourcen zur Verfügung stehen.

eine Einbeziehung der Interviewpartner in den Auswertungsprozess wiederum vielleicht nicht expliziert werden hätten können. Abseits der Herausforderungen, die sich für den Paternalismuseffekt ergeben, konnte auch der Kultureffekt beobachtet werden: So wurde im Interview mit Onur die Herstellung und Bestätigung der Kategorien ›Kultur‹ und natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit bspw. klar erkennbar. Onur stellt an zahlreichen Stellen die Gruppen der ›Deutschen‹, der er die Interviewerin zurechnet, und die der ›Türken‹, der er sich selbst zurechnet, gegenüber (z.B. Z. 39f., 113, 737). Dies zeigt sich z.B. an folgender Stelle, an der Onur über die spezifische Sprache der ›Türken in Deutschland‹ spricht und die Interviewerin dabei direkt adressiert:

»[A]lso des is wirklich, die Türken die in Deutschland lebn die ham=ja=so a eigene Sprache **entwickelt**, und sich unterhalten können d-äh vielleicht hasch du=s au irgendwie rausgehört dass die wirklich, sag=mer=mal fuchzig Prozent irgendwie a deutsches Wort immer dazwischen sagen, normalerweise« (Z. 323ff.).

Hier zeigt sich anschaulich, dass die Interviewerin von Onur wahrscheinlich aufgrund ihrer äußeren Merkmale (vgl. Jedinger und Michael 2019, S. 368) wie Name und Aussehen von ihm als ›nicht-türkisch‹ gelesen wurde. Dass er die Interviewerin als *weiße* Vertreterin der Dominanzgesellschaft liest, zeigt sich auch in einigen Passagen, in denen Onur von den Rassismuserfahrungen, die er machen muss(te), erzählt. Sprachlich macht er die Erzählung durch Einschübe wie z.B. »hört sich bissl blöd an« (Z. 43) weich und relativiert seine Erfahrungen damit, möglicherweise um der Interviewerin nicht zu nahe zu treten und/oder weil das Sprechen darüber schmerzhaft ist. Parasprachlich wird dies bspw. durch Stöhnen und Schnalzen, schnelles, undeutliches Sprechen oder aber auch lange Pausen unterstrichen (z.B. Z. 561ff.). Auch im Interview mit Niam zeigt sich dies in Passagen, in denen er über seine Rassismuserfahrungen spricht, aber gleichzeitig niemandem ›etwas Böses unterstellen‹ oder ›Unrecht tun‹ will (vgl. Z. 263f., 282f.). Auch der Gender-effekt im Sinne des Doing Gender²², also der Hervorbringung von Geschlecht in Interaktionen, dokumentiert sich in den Interviews. Dies zeigt sich beispielsweise darin, dass die Konstruktionen von Männlichkeit bzw. eines männlichen Habitus oftmals den Regeln der ernstesten Spiele des Wettbewerbs folgen, in denen bspw. über intellektuelles Kräfteressen symbolisches Kapital generiert werden kann.²³ Diese Dynamik ergießt sich bspw. im Phänomen des Mensplaining, das beschreibt, dass Männer Frauen ›die Welt erklären‹ (vgl. Solnit 2017, S. 11ff.). Dies entfaltet sich – wenn auch sehr subtil – in den Interviews mit Deniz (z.B. Z. 600ff.) und Timothee (z.B. Z. 1154ff.). Wahrscheinlich wird dies jedoch nicht nur durch die weibliche

22 Vgl. dazu Kap. 2.3.1.

23 Vgl. dazu Kap. 2.3.2.

Geschlechtszugehörigkeit der Interviewerin evoziert, sondern ebenfalls durch die Verschränkung mit ihrem Status als Akademikerin, wodurch ihr gesellschaftlich eine machtvollere Position zugewiesen wird. Gleichzeitig werden junge weibliche Forscherinnen von Männern oftmals als »harmlos« (Behnke und Meuser 1999, S. 78) und weniger »bedrohlich« (ebd.) wahrgenommen, weswegen möglicherweise ein sexistisches, im Sinne eines hierarchisierenden und belehrenden (Rede-)Verhaltens sichtbar wurde. Da die Interviewerin überdies selbst keine Mutter ist, was einige Väter im Vorab wussten und andere vielleicht vermuteten, kann zudem davon ausgegangen werden, dass die Interviewerin als mehr oder weniger naiv wahrgenommen wurde. Diese Wahrnehmung der Interviewpartnerin kann zum Effekt haben, dass diese annehmen, die Interviewerin müsse aufgeklärt werden und damit eine höhere »Auskunftsbereitschaft und Offenheit« (Jösting 2005, S. 66) zeigen. Frauen wird zudem oftmals eine erhöhte emotionale Kompetenz zugeschrieben, weswegen es Männern leichter fallen kann, sich einer weiblichen Interviewerin zu öffnen (vgl. ebd.). Dies führt zudem möglicherweise wiederum in der Verschränkung damit, dass die Interviewerin als *weiße* Person nicht von Rassismus betroffen ist, zu einer besonderen Bereitschaft über die eigenen Rassismuserfahrungen zu sprechen.²⁴ Demgegenüber findet Scholz (2004) in ihrer Untersuchung Unterschiede, die sich neben weiteren Einflüssen, auf die Geschlechtszugehörigkeit von Interviewer:innen beziehen. So konnte festgestellt werden, dass die Interviews mit Männern, die von weiblichen Interviewerinnen durchgeführt wurden, kürzer waren als die, die von männlichen Interviewern durchgeführt wurden. Wenn Männer andere Männer interviewen, kommt es in Bezug auf Männlichkeit zu Konstruktionen von Gemeinschaft und Differenz, die z.B. zu einer höheren Detaillierung führen und damit die Erzählung verlängern (vgl. ebd., S. 252f.). Da alle Interviews von der Verfasserin selbst durchgeführt wurden, kann keine Stellung zu unterschiedlichen Einflüssen durch die Geschlechtszugehörigkeit von verschiedenen Interviewer:innen bezogen werden. Jedoch kann insgesamt konstatiert werden, dass die Zugzwänge des Erzählens (vgl. Kallmeyer und Schütze 1977, S. 162; 187ff.) in allen Interviews greifen und die Interviewpartnerin sich selbst mit ihrer großen Offenheit überraschen. Auf den Kommentar der Interviewerin hin, dass sie keine Nachfragen mehr habe und ihre Anschlussfrage, ob es noch etwas gäbe, das Wolfgang ergänzend erzählen möchte, antwortet er: »M-m ne, mir fällt jetzt da nix ein also, i glaub i hab no nie jemand so viel, den i gar net kenn über mei Leb'n erzählt [lacht]« (Z. 879f.). Der Tabuisierungseffekt zeigt sich jedoch bei Jorgos, der wahrscheinlich aufgrund seiner Berufstätigkeit als Gastronom (eher als andere Interviewpartner) an das Erzählen gewöhnt ist. Im Interview fällt einerseits an

24 Gleichzeitig kann angenommen werden, dass das Sprechen über Rassismuserfahrungen in der Konfrontation mit einer der *weißen* Interviewerinnen besonders belastend und auch schambehaftet ist.

vielen Stellen seine anekdotische Erzählweise auf. Andererseits beendet er Erzählungen, die sonst zu tief gehen würden, an einigen Stellen abrupt und bietet der Interviewerin bspw. noch etwas zu trinken an (z. B. Z. 193ff., 775ff., 840ff.).

Zudem zeigen sich große Effekte sozialer Erwünschtheit (vgl. Brosius et al. 2009, S. 100). Dies dokumentiert sich zum einen in Satzabbrüchen, bzw. unvollendeten Sätzen wie bspw. als Wolfgang über sein angespannt-ambivalentes Verhältnis zu seinem Bruder spricht (vgl. Z. 367) oder wenn Jorgos die Charaktereigenschaften und sportlichen bzw. schulischen Leistungen seiner Kinder über alle Maßen lobt (vgl. Z. 698ff.). Auch das Sprechen über die Verrichtung von Sorgearbeit und damit einhergehend auch über die zugrundeliegenden Geschlechterrollen- und Vaterschaftskonzepte scheint einen großen Effekt sozialer Erwünschtheit mit sich zu bringen. Der durch den Anspruch der Erfüllung des damit einhergehenden Leitbilds neuer Vaterschaft ausgelöste subjektiv empfundene (Anpassungs-)Druck der Väter zeigt sich in allen Interviews. Es ist weiterhin davon auszugehen, dass die Interviewpartner annehmen, die Interviewerin würde aufgrund ihres Geschlechts und ihrem Status als (promovierende) Erziehungswissenschaftlerin die Erwartung an sie stellen, die Norm des neuen Vaters zu erfüllen und eine progressive Form von Männlichkeit zu leben. Im Fall von Niam zeigt sich die soziale Erwünschtheit vor allem anhand der Beschreibung der klassischen Rollenaufteilung, die das Paar für sich aber nicht gewählt hat, weil es »altertümlich« (Z. 1076) ist, sondern aus praktischen Gründen (vgl. Z. 1077) und weil seine Frau »des halt einfach gut kann« (ebd.). Im Fall von Onur ist demgegenüber eine »beschönigende« Darstellung seiner (sehr geringen) Beteiligung an Sorgearbeit, aufgrund der Anwesenheit seiner Frau während des Interviews, nicht möglich. Auf die Frage nach der Aufteilung von Haushalts- und Erziehungsaufgaben durch die Interviewerin nimmt sie kurzerhand vorweg: »Er is nur am Arbeiten« (Z. 832).

Weiterhin ist festzuhalten, dass die Rahmung des Forschungsprojektes, bzw. die Vorab-Informationen, die die Interviewpartner von der Interviewerin erhielten, zu einer Art Priming-Effekt (vgl. Scheufele 2022, S. 11) führten. So thematisierten die Väter alle von sich aus ihre Migrationsbiographie und die damit einhergehenden Rassismuserfahrungen, ohne dass diese im Eingangsimpuls von der Interviewerin nochmals thematisiert wurden oder Bestandteil der exmanenten Nachfragen waren. So denkt Niam bspw. in der Einstiegspassage wie folgt laut nach: »ansonsten lebenslauftechnisch (5) mh, also=weil wir jetzt=ja des Thema auch Migration haben überleg ich grade« (Z. 184). Dennoch ist dies wahrscheinlich nicht ausschließlich der Rahmung des Projekts geschuldet, da sich in der Auswertung zeigt, dass die Migrationsbiographie der Väter eine erhebliche Rolle in Bezug auf ihre Männlichkeit und Vaterschaft spielt. Ebenfalls zeigt sich, dass in allen Interviews die eigenen Väter oder die Migrationsbiographie der Familie stärker thematisiert wurden als die Mütter. Auch diese Relevanzsetzung ist möglicherweise der Rahmung des Projekts geschuldet. So war bspw. Jorgos zu Beginn des Interviews unklar, ob es um seine ei-

gene oder die Lebensgeschichte seines Vaters gehen soll (vgl. Z. 201f.). Dies schließt wiederum an die Studie von Scholz (2004) an, in der gezeigt werden konnte, dass für die Konstruktion von Männlichkeit in Interviews die Bezugnahme auf andere Männer fundamental ist, während über weitere intime (familiäre) Beziehungen kaum gesprochen wird (vgl. ebd., S. 256f.). Die Ehefrauen finden in den Erzählungen der Interviewpartner im vorliegenden Projekt noch eher Berücksichtigung als die Mütter oder Schwestern – ganz im Gegensatz zur Relevanzsetzung der Beziehungen zu den eigenen Vätern und Brüdern sowie den eigenen Kindern. Nicht zuletzt ist darauf hinzuweisen, dass Interviewerin und Interviewpartner in einem Fall eine:n gemeinsame:n Bekannte:n hatten, in einem anderen Fall kennen sich Interviewerin und Interviewpartner aus der Jugendzeit. An einigen wenigen Stellen wird von den Interviewpartnern auf den:die gemeinsame:n Bekannte:n oder auf frühere Freund:innen verwiesen, ansonsten scheint dies keinen (negativen) Einfluss gehabt zu haben, bzw. der Offenheit im Interview möglicherweise sogar zuträglich gewesen zu sein.

Generell ist in Bezug auf die Untersuchung kritisch anzumerken, dass Forschung über Geschlecht Geschlechterkategorien weiter reifiziert, sofern sie den »Weg der forschungsstrategischen Vorsortierung zweier Geschlechter [geht, J.B.]« (Degele und Schirmer 2004, S. 107). Dem kann durch rekonstruktive Forschung jedoch entgegengewirkt werden (vgl. ebd., S. 111). Thon (2006) macht überdies auf das »Postulat der Reflexivität« (ebd., S. 181) aufmerksam, welches der Gefahr der Reifizierung entgegenwirken kann. Um dieses einzuhalten, ist es zum einen nötig, dass sich Forscher:innen immer wieder über ihr eigenes Vorwissen und ihre Alltagstheorien bewusst werden. Zum anderen kommt aber auch rekonstruktive Forschung nicht umhin, »ihren Gegenstand zu bestimmen« (ebd.), da sie sonst handlungsunfähig bleiben muss. Vielmehr rahmt Thon es als Stärke rekonstruktiver Forschung, »die darin stattfindende Konstitution des Gegenstandes als notwendigen und unvermeidlichen Teil mitzudenken und zu reflektieren« (ebd.). In Bezug auf die vorliegende Untersuchung ist festzuhalten, dass die Kategorisierung in zwei Geschlechter und die mit Geschlecht assoziierten Praktiken als soziale Konstruktion begriffen sowie stets als Reflexionsfolie mitgedacht und vor allem in der Wahl der Erhebungs- und Auswertungsmethode berücksichtigt wurden. Dennoch bildet Heteronormativität als Strukturprinzip die Ausgangslage der Untersuchung und Stichprobe. Im Rahmen der Untersuchung wurde jedoch stets versucht, die Orientierung der Interviewpartner nicht nur auf ihr Geschlecht zurückzuführen, sondern diese vielmehr in ihrer Interdependenz mit ihren biographischen Erfahrungen und ihrer komplexen Position im sozialen Gefüge zu begreifen. Dem wird methodisch nicht zuletzt im Schritt der soziogenetischen Typenbildung Rechnung getragen.

Gleiches gilt selbstverständlich auch für die Kategorie der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit. »Kultur« kann trotz der Berechtigten Gefahr ihres Kul-

turalisierungspotenzials mit Mecheril (2011) als »fruchtbare Analysedimension« (ebd., S. 534) gesehen werden, die gleichzeitig eine zentrale Dimension des Selbstverständnisses und der Erfahrungen von Menschen darstellt (vgl. ebd.). Diese Bedeutung für die Identitätskonstruktion der Interviewpartner zeigt sich in allen Interviews. Dementsprechend plädiert Mecheril für einen »reflexive[n] Umgang mit kultureller Identität« (ebd.). Zugleich kann die Verwendung der »Kulturkategorie« einen Beitrag zur Handlungsfähigkeit der einzelnen Individuen leisten, was Mecheril hier vor allem auf Zugangsbeschränkungen auf Bildungsinstitutionen bezieht (vgl. ebd., S. 534f.). Dies lässt sich auf Männlichkeitskonstruktionen und Vaterschaftskonzepte übertragen: Wie in den vorherigen Kapiteln zum Forschungsstand von Männlichkeiten und Vaterschaft gezeigt werden konnte, besteht trotz bereits existierender Studien, die die Ressourcen und Potentiale migrantischer Vaterschaft untersuchen, weiterhin ein ausgeprägtes Forschungsdesiderat in der (ressourcenorientierten) Männlichkeiten- und Väter- bzw. Väterlichkeitsforschung über Männer und Vätern mit Migrationshintergrund. Damit sind für die Männlichkeitskonstrukte und Vaterschaftskonzepte Zugangsbarrieren zu vermuten, die die Handlungsfähigkeit von migrantisierten Männern einschränken, wenn deren Potenzial oder real gelebte Entwürfe von Caring Masculinities und neuer Vaterschaft nicht anerkannt werden.

3.4 Zusammenfassung

Um die übergeordnete Forschungsfrage der vorliegenden Untersuchung nach den Männlichkeitskonstruktionen migrantischer Väter beantworten zu können, fiel die Entscheidung auf ein Forschungsdesign, das eine Erhebung von Männlichkeitskonstruktionen migrantischer Väter mittels biographisch-narrativer Interviews (vgl. Schütze 1983; Rosenthal und Loch 2002) und eine Auswertung anhand der Dokumentarischen Methode (vgl. Mannheim 1980; Bohnsack 2021; Nohl 2017; Nohl und Thomsen 2019) vorsieht. Die Kombination von Erhebungs- und Auswertungsmethode eignet sich besonders, da biographisch-narrative Interviews einen hohen Detaillierungsgrad aufweisen und dementsprechend besonders für die Rekonstruktion des kollektiven, aber auch des individuellen Habitus mit der Dokumentarischen Methode geeignet sind (vgl. Bohnsack 2021). Sowohl für die Erhebungs- als auch für die Auswertungsmethode wurden zunächst die methodologischen Grundannahmen sowie die Grundbegriffe dargelegt und in einem weiteren Schritt das Vorgehen in der Erhebung transparent gemacht und reflektiert. So wurden bspw. die Sampling-Strategien, der Feldzugang und die konkreten Interpretationsschritte im Rahmen der Dokumentarischen Methode offengelegt. In einem weiteren Kapitel wurde die Untersuchung zunächst anhand der Gütekriterien der Intersubjektivität, der Konsistenzregel und dem Kriterium der

Repräsentation sowie mit Blick auf den Anspruch an die Bildung von Typologien im Rahmen der Dokumentarischen Methode reflektiert. Darauffolgend wurde die Untersuchung auf Intervieweffekte geprüft. Für die vorliegende Studie sind insbesondere auf die von Herwartz-Emden (2000) formulierten Effekte (Paternalismuseffekt, Kultureffekt, Gendereffekt und Tabuisierungseffekt) hinzuweisen, die sich in der Erhebung und Auswertung zeigten.

4. Ergebnisteil

Im folgenden Kapitel wird Einblick in die Ergebnisse der mit der Dokumentarischen Methode ausgewerteten narrativ-biographischen Interviews gegeben. Die Ergebnispräsentation folgt dabei einer groben Untergliederung in drei Teile. So erfolgt zunächst eine Falldarstellung zweier ausgewählter Fälle aus dem Sample. Im Anschluss daran werden die aus den Orientierungsrahmen der Einzelfälle gebildeten, sinngenetischen Typen vorgestellt und eine Annäherung an eine konjunktiven Erfahrungsräume der Männer im Rahmen der soziogenetischen Typenbildung geleistet.¹ Wie bereits angekündigt, werden die Konzepte der Caring Masculinities zusammen mit der Synthese aus denen der hegemonialen Männlichkeit und männlicher Herrschaft in den folgenden Ausführungen als heuristisches Modell bzw. Reflexionsfolie herangezogen.

Ein Ausblick auf die drei wichtigsten, aus der Fallanalyse und Typenbildung gewonnenen Ergebnisse zeigt, dass Männlichkeitskonstruktionen von migrantischen Männern und Vätern vielfältig sind. Sie sind auf dem gesamten Spektrum von traditionellen bis progressiven Männlichkeiten und traditionellen bis neuen Vaterschaftskonzepten zu verorten. Die Ergebnisse signalisieren zweitens, dass das Vaterschaftserleben der migrantisierten Männer teilweise massiv von ihren Rassismuserfahrungen gekennzeichnet ist. Deshalb kann drittens die These formuliert werden, dass es sich beim Konzept von Caring Masculinities bzw. in dessen Modus Operandi von neuer Vaterschaft um eine Form des (*weißen*) Privilegs handelt.

Um den Auswertungsprozess und den Erkenntnisgewinn nachvollziehbar und transparent zu argumentieren, wurden zunächst für die exemplarische Falldarstellung² zwei Fälle ausgewählt, die eine hohe Prägung durch Rassismuserfahrungen

-
- 1 Es sei nochmals darauf hingewiesen, dass weder die Falldarstellungen noch die Typiken einen Anspruch auf Verallgemeinerbarkeit oder Allgemeingültigkeit erheben, sondern Ausdrücke der sozialen Wirklichkeit darstellen, die Teil und Abbild der gelebten Realität sind (vgl. Fuhs 2012, S. 91).
 - 2 Das Ziel der Fallbeschreibungen besteht dabei darin, die »Gesamtgestalt« (Bohnsack 2021, S. 143) des Falles darstellen. Der den Fall konstituierende Orientierungsrahmen soll rekonstruiert und in seiner prozesshaften Entfaltung nachvollziehbar gemacht werden (vgl. ebd., S. 145).

aufweisen (4.1). Im Folgenden werden daher zunächst die beiden Fälle von Deniz (4.1.1) und Onur (4.1.2) vorgestellt. Die Darstellung orientiert sich dabei an den Vergleichsdimensionen der soziodemographischen Daten, Männlichkeit, Vaterschaft, Care und natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit³. Am Ende dieses Teilkapitels werden die Fälle zusammenfassend kontrastiert (4.1.3). Im darauffolgenden Kapitel werden die drei Typen vorgestellt, die im Rahmen der sinngenetischen Typenbildung der Basistypik Männlichkeit gebildet werden konnten (4.2). Die Darstellung von Typ I: Idealist (4.2.1), Typ II: Pragmatiker (4.2.2) und Typ III: Traditionalist (4.2.3) erfolgt ebenfalls entlang der Vergleichsdimensionen, die die Falldarstellungen strukturieren. Die Typen werden am Ende ebenfalls kurz zusammengefasst und einander gegenübergestellt (4.2.4). Im Anschluss daran werden die Ergebnisse der Annäherung an eine soziogenetische Typenbildung vorgestellt (4.3). Hierbei wird zunächst auf die Typik der Rassismuserfahrungen eingegangen (4.3.1), um anschließend einen Ausblick auf eine Migrations-, Alters- und Geschlechtstypik zu geben (4.3.2). Auch die Ergebnisse dieses Kapitels werden abschließend kurz zusammengefasst (4.3.3).

4.1 Ausgewählte Falldarstellungen

Die Falldarstellung soll einen detaillierten Einblick in zwei ausgewählte Fälle aus dem Sample ermöglichen, die in maximalem Kontrast zueinanderstehen und dementsprechend auch unterschiedlichen Typiken zugeordnet werden können (Typ I: Idealist und Typ III: Traditionalist). Mit Blick auf die soziodemographischen Daten weisen beide Fälle auf den ersten Blick viele Gemeinsamkeiten auf. So migrieren sowohl die Eltern von Deniz als auch die von Onur im Zuge der Gastarbeiter:innenanwerbung seit Mitte der 1950er Jahre aus der Türkei nach Deutschland. Beide Männer sind in Deutschland geboren und weisen nur einen geringen Altersunterschied von vier Jahren auf. Deniz und Onur sind beide verheiratet und leben zusammen mit ihren Familien. Jedoch bestehen auch große Unterschiede zwischen beiden Fällen: Sie unterscheiden sich mit Blick auf die in der vorliegenden Untersuchung relevanten Vergleichsdimensionen und vor allem hinsichtlich ihrer handlungsleitenden Orientierungen. Damit stehen sie in maximalem Kontrast zueinander.

3 Es soll an dieser Stelle darauf aufmerksam gemacht werden, dass im Rahmen der Auswertung aus formalen Gründen von den Vergleichsdimensionen im Singular gesprochen wird. Dies schließt auf einer inhaltlichen Ebene jedoch nicht aus, dass die einzelnen Kategorien wie Männlichkeit oder auch natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit mehrfache Ausprägungen und/oder Zugehörigkeiten beinhalten, die im Ergebnisteil sichtbar gemacht werden.

4.1.1 Deniz

Soziodemographische Daten

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Deniz 45 Jahre alt, verheiratet und Vater einer dreizehnjährigen Tochter, die eine Privatschule besucht. Sein höchster Bildungsabschluss ist der Abschluss der Realschule, d.h. er verfügt über keinen berufsbildenden oder akademischen Abschluss. Nach verschiedenen beruflichen Stationen arbeitet er als Trainer in der Erwachsenenbildung. Seine Ehefrau ist selbstständige Gastro-nomin und die Ernährerin der Familie. Wie Deniz hat auch sie einen türkischen Mi-grationshintergrund. Deniz' Eltern migrieren 1971 im Zuge der Gastarbeiter:innen-anwerbung aus der Türkei nach Deutschland, wo der Vater in Vollzeit in einer Fa-brik, die Mutter in Teilzeit als Reinigungskraft arbeitet. Deniz wird in Deutschland geboren und ist nach dem Tod seines älteren Bruders der Älteste von drei Kindern. Die Familie lebt zunächst in einem Vorort einer Großstadt, in die die Familie um-zieht, als Deniz ca. dreizehn Jahre alt ist.

Männlichkeit

Deniz' Konstruktion von Männlichkeit orientiert sich in Bezug auf seine Familie stark am Konzept von Caring Masculinities, das heißt, dass er Dominanz ablehnt und gleichzeitig Werte der Fürsorge in seinen Entwurf von Männlichkeit integriert. Er hält nicht an der Ernährer- bzw. Versorgerrolle fest, bzw. erachtet diese Rollen als nicht konstitutiv für seine Männlichkeit. Dies entspricht ebenso seiner starken Orientierung an Idealen wie Gleichberechtigung und Demokratisierung. Zugleich zeigt er vor allem hinsichtlich seiner Bildungs- und Berufsbiographie dominantes Verhalten und ›Machertum‹ als eher traditionelle Elemente einer hegemonialen Männlichkeit.

Schon früh in seinem Leben stellt Deniz unter Beweis, dass er ein ›Macher‹ ist. An einer frühen Erinnerung an seine Grundschulzeit, in der es um den Religions-unterricht geht, lässt sich Deniz' Orientierung an Selbstbestimmung und Durch-setzungsfähigkeit deutlich erkennen. Dieses Narrativ zeigt darüber hinaus die Ver-flechtung des Erlebten mit einer Erfahrung des Otherings. Mit Leiprecht (2016) ist Othering als Merkmal von Rassismus zu verstehen, welches ›Andere‹ sozial markiert und diese in ein »dichotomes Verhältnis zu einem nicht-markierten Eigenen [setzt, JB]« (ebd., S. 227). Genauer geht es hier um die asymmetrische Machtverteilung zwi-schen der ›europäischen Kultur‹ und den ›anderen Kulturen‹.⁴

4 Erstere dabei gilt als »von Natur aus fortschrittlich«, ›modern‹, ›zivilisiert‹, ›rational‹ und ›männlich/dominant‹ [während Letztere als, JB] ›in ihrem Entwicklungspfad erstarrt‹, ›unzivilisiert‹, ›irrational‹, ›traditionell‹ und ›weiblich/unterworfen‹ [gelten, JB]« (Siouti et al. 2022, S. 8).

Weil Deniz in einem »konservative[n] Ort« (Z. 274) aufwächst, ist er »der einzige in [s]einer Jahrgangsstufe, der nich Deutsch [ist, JB]« (Z. 275f.). Daher muss er während des Religionsunterrichts »immer auf den Flur« (Z. 278f.), was er als »prägend« (ebd.) erlebt und was ihn »angekotzt [hat, JB]« (Z. 281). Wenn er das Klassenzimmer nach dem Unterricht wieder betritt, besitzen alle Kinder »Lichtbilder« (Z. 282), die »Engel« (Z. 284) oder das »Jesuskind« (ebd.) abbilden. Irgendwann hat Deniz genug davon, immer auf dem Gang zu sitzen und keine Lichtbilder zu haben, weswegen er die Kirche neben seiner Grundschule aufsucht und vorgibt, die Erlaubnis seiner Eltern zum Ministrieren eingeholt zu haben (vgl. Z. 286ff.). Die Unterschrift auf dem vom Pfarrer ausgehändigten »Zettel« (Z. 289) fälscht er und ministriert daraufhin für eine gewisse Zeit. Dies ermöglicht ihm die Teilnahme am Religionsunterricht sowie das Ansammeln der »meisten Lichtbilder« (Z. 295) in der Klasse. In diesem kurzen Abschnitt zeigt sich einprägsam, dass Deniz schon als Kind selbstbestimmt und durchsetzungsstark auftritt. Er identifiziert die »Veränderung« durch die Dominanzgesellschaft sowie die daraus resultierende Benachteiligung und findet einen Lösungsweg, den er erfolgreich umsetzt. Doch Deniz zeigt sich nicht nur risikofreudig, indem er sich über den Pfarrer und seine Eltern hinwegsetzt. Vielmehr übertrumpft er mit dem Besitz der meisten Lichtbilder sogar die anderen Kinder. Dies kann als klassische Form eines ernstesten Spiels des Wettbewerbs gedeutet werden, welches Deniz gewinnt und damit symbolisches Kapital anhäuft. Gleichzeitig dient sein Verhalten der Herstellung von Zugehörigkeit im Klassenverbund.

Weiterhin erzählt Deniz in einer kurzen Passage von seiner Zeit auf der Realschule, auf der er sich selbst anmeldet und die er ohne die Unterstützung seiner Eltern absolviert. So nimmt sein Vater nur »ein einziges Mal« (Z. 584) an einem Elternabend teil. Durch den Wunsch des Vaters, dass Deniz ein Studium aufnimmt, lässt er sich »in die Situation drängn [...] weil=ich=gesagt=hab so, dir zeig ich=s so ich geh auf die FOS« (Z. 595f.). Doch Deniz erkennt: »hey ne ich s-des=is=nichts=meins« (Z. 597f.) und gibt in der Abiturprüfung leere Blätter ab. Auch in diesem Narrativ lässt sich deutlich Deniz' Orientierung an Selbstbestimmung und Durchsetzungsfähigkeit erkennen, die klassisch-konstitutive Momente von hegemonialer Männlichkeit darstellen. Zudem interpretiert er die hohen Bildungsaspirationen des Vaters als kompetitive Herausforderung, die er auch annimmt (»dir zeig ich=s«). Letztlich entscheidet er sich aber doch für einen anderen – seinen eigenen – Weg. Ein positiver Horizont besteht für Deniz damit im Treffen eigener Entscheidungen und der Emanzipation von Erwartungen oder Wünschen anderer.

Eine weitere, stark ausgeprägte Orientierung besteht in Deniz' politischer Haltung, die ebenfalls konstitutiv für seine Männlichkeitskonstruktion ist. Mit 16 Jahren beginnt er sich im Rahmen einer Jugendgruppe »politisch zu sozialisiern« (Z. 89). Sein politisches Verständnis beschreibt er wie folgt:

»[U]nd **genau** des war dann quasi meine, durchgezogene Linie die nach wie vor heute noch gilt also so politisch aktiv zu **sein**, politische **Verantwortung** zu **übernehmen**, **Sachn** zu **hinterfragen**, **gesellschaftskritisch** zu **sein**, in Teiln **progressiv** glaub ich, oder in **groß**-großn Teiln progressiv und, **schon immer** mit der **Fragestellung**, wie würd ich eigentlich **Gesellschaft gestalten**, wie würd ich eigentlich Zusammenlebn gestalten und brauchts diesen ganzen Müll den wir hier produziern überhaupt, des war so **meine**, quasi **Linie**, die sich bis **heute durchzieht** und, von der ich enorm **zehre**« (Z. 89–96).⁵

Diese Orientierung entsteht also schon früh und zieht sich als »Linie«, von der er »enorm zehrt«, bis heute durch.⁶ Sein politisches Verständnis beschreibt er als »progressiv« und betont die (Eigen-)Verantwortung, aktiv zu sein und die Gesellschaft zu gestalten. Er strebt danach, Gegebenes zu hinterfragen und zu kritisieren. Dies zeigt sich vor allem auch im Verlauf seiner Erwerbsbiographie. Durch sein politisches Verständnis und sein »Machertum« bzw. seine Durchsetzungsfähigkeit steigt er trotz fehlender formaler Qualifikation bei einer Autovermietung auf und ist »am Schluss verantwortlich für=n Geschäftszweig, deutschlandweit« (Z. 647f.). Wegen der hohen Arbeitsbelastung erleidet er einen Herzinfarkt und gibt seine Leitungsposition auf, um »erstma n Jahr nichts [zu machen, JB]« (Z. 654), außer seine Frau in und mit ihrem Geschäft zu unterstützen. Da er schon während seiner Zeit bei der Autovermietung Fortbildungen und Trainings für die Mitarbeitenden gibt, erhält er ein Stellenangebot als Trainer in der Erwachsenenbildung mit dem Schwerpunkt »Interkultur« (Z. 567). Deniz tritt diese an und entwickelt im Rahmen seiner Arbeit »Sachn [...] in Richtung Diversitätsentwicklung Antidiskriminierung« (Z. 574f.), ist »ganz viel unterwegs, mach[t] ganz viele Trainings [...] ganz viele Vorträge und [...] ganz viele Keynotes« (Z. 586f.). Dies bietet für ihn die Möglichkeit, in dem Bereich zu arbeiten, in dem er »sowieso schon immer, ehrenamtlich unterwegs war« (Z. 589). Zugleich ist er damit sehr erfolgreich: Er wird als Experte für Diversitätsfragen wahrgenommen, was er auch durch die dreifache Wiederholung »ganz viele« betont. Durch seine positiven Horizonte, sich Inhalte autodidaktisch anzueignen und sich nicht durch Formalitäten von Zielen abbringen zu lassen, gelingt es

-
- 5 Die Transkription erfolgte nach unveröffentlichten Transkriptionsrichtlinien (von Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Wiebke Waburg und Dr. Volker Mehringer (Universität Augsburg)). Zur besseren Nachvollziehbarkeit der wörtlichen Zitate sollen die wichtigsten Transkriptionsregeln kurz erläutert werden: Fett gedruckt sind Worte, die besonders betont werden, kursiv gedruckt sind solche, die langezogen gesprochen werden. Das Gleichheitszeichen zeigt an, dass Wörter zusammenhängend gesprochen wurden. Kommata stehen für kurze Pausen, ansonsten sind Pausen in ihrer Dauer in Klammern angegeben. (Leere) Klammern zeigen an, dass das Gesprochene nicht oder nicht eindeutig verstanden werden konnte.
- 6 Wörter oder Satzteile, die mit doppelten Anführungszeichen aber nicht mit Zeilenangaben versehen sind, entstammen den vorher abgedruckten Passagen aus den Interviews.

ihm, seine Lohnarbeit mit seinen politischen Interessen zu verbinden und dabei erfolgreich zu sein. In Bezug auf seine Bildungs- und Berufsbiographie resümiert er: »genau, jetzt is=es rund gewordn hab=nich studiert genau, hab nich studiert hab auch keine Ausbildung gemacht, genau« (Z. 590f.). Damit kann er einerseits auch ohne formale Bildungsabschlüsse für sich verbuchen, eine fundamentale Anforderung an hegemoniale Männlichkeit erfüllt zu haben, nämlich die Verknüpfung von Männlichkeit mit Beruf und Karriere.

Andererseits gilt es zu betonen, dass Beruf und Karriere für Deniz keine vergleichbar identitätsstiftende Funktion haben wie für andere Männer. Dies zeigt sich unter anderem daran, dass Deniz' Frau mit ihrer Selbstständigkeit die Rolle der Familienernährerin erfüllt. In folgender Passage beschreibt Deniz, wie es dazu kommt:

»[U]nd hat des *dann* mit Geburt von [Tochter] **auch** bleibn lassn, *und* n Jahr *später* hatte sie die Gelegenheit sich **selbstständig** zu machn und hat die Gelegenheit dann auch **wahrgenomm**, genau (ham=dann) zusamm ihr=n Ladn aufgebaut ich hab sie unterstüt**versucht** zu unterstützn genau und jetzt is sie selbstständig hat n, **tolln Betrieb** glaub ich zumindest sogn des die Mitarbeiterinnen von ihr, (die=hat=da) ne **Eisdiele** und n **Dönerladn** im [**Supermarkt**] [...] genau, ja und dort is sie **drin** hat ne **Eisdiele** hat n **Dönerladn**, **zehn Angestellte** dis=**passt**, (dis) macht ihr glaub ich auch **Spaß** genau und, und sie s-s-**sie** bringt quasi die **Brötchen nachhause** und ich darf mich *austobn* mit mit **Kultur** und mit Ding, genau« (Z. 797–716).

Als die gemeinsame Tochter ca. ein Jahr alt ist, ergibt sich die Möglichkeit, dass Deniz' Frau sich mit einer »Eisdiele« und einem »Dönerladn« selbstständig machen kann. Deniz »versucht [sie dabei, JB] zu unterstützn«. Mittlerweile hat sie zehn Mitarbeitende, die finden, dass es sich um einen »tolln Betrieb« handelt. Deniz glaubt, dass auch seine Frau »Spaß« an der Arbeit hat. Er profitiert insofern davon, dass sie die »Brötchen nachhause« bringt und er sich mit »Kultur und mit Ding« austoben darf. Schon früh in der Eingangspassage erzählt Deniz, dass er »ganz viel Kultur gemacht [hat, JB] immer, äh=war immer kulturinteressiert« (Z. 97). Dadurch, dass seine Frau die Rolle der Brotverdienerin einnimmt, kann er sich also in diesem Bereich »austoben«. Dies spiegelt deutlich sein Streben nach Selbstverwirklichung und dem Ausleben von Interessen und seinen Idealen wider. Sich mit seinem Beruf oder der Erwerbsarbeit zu identifizieren, stellt jedoch keinen positiven Horizont für ihn dar. Auch fühlt er sich durch die unkonventionelle Rollenverteilung zwischen seiner Frau und ihm nicht »entmännlicht«. Die Orientierung an seinen Idealen scheint für Deniz bedeutsamer zu sein als die an den klassisch-konstruktiven Elementen von hegemonialer Männlichkeit.

Dies zeigt sich auch im Umgang mit seiner Tochter. Obwohl er in der Erzählung immer wieder als Beschützer seines Kindes auftritt, ist anzunehmen, dass dies nicht nur auf eine Orientierung an traditioneller Männlichkeit, sondern auch auf die von ihm gemachten Rassismuserfahrungen zurückzuführen ist. Deniz muss(te) nicht nur selbst Rassismuserfahrungen machen, sondern verfügt auch qua intellektueller Beschäftigung, politischem Verständnis und beruflicher Entwicklung über (theoretische) Wissensbestände und Expertise zum Thema Rassismus. Ihm ist klar, dass er mit seiner Familie in einer rassistischen Gesellschaft lebt, weswegen er weiß, dass es ihm nicht gelingen kann, seine Tochter vor diesen Erfahrungen zu bewahren. Gleichzeitig zeigt sich im Interview immer wieder, dass er trotz dieses Wissens danach strebt, sein Kind davor zu schützen, was auf ein geringes Enaktierungspotential verweist (vgl. Kleemann et al. 2013, S. 161). Beispielhaft zeigt sich dies, als er als Bezugsperson und Unterstützter auftritt, während seine Tochter beim Übertritt von der Grund- auf die weiterführende Schule Rassismus erfährt.⁷ Das folgende Zitat spiegelt Deniz' Wissen und Bewusstsein über das Phänomen Rassismus wider:

»[D]es is alles **strukturell bedingt** wo, Menschen einfach in Situationen gezwängt werden, wo sie eigentlich **nich hingehörn**, genau, sie sprechn aber **gut Deutsch** ne und, **ach** ham sie des **studiert** so und wenn ich dann in Seminarn bin, **könn** sie des **überhaupt** so, genau solche Sachn **tagtäglich** oder, **Racial Profiling** zum Opfer zu **falln kontrolliert zu werd'n** ständig konfrontiert zu werd'n als Experte für *Erdogan* und so weiter und sofort also des is **all des was jedn Tag** oder was mittlerweile ne **Lebensrealität is** von **mir** und von **meiner Frau** und natürlich auch **prägt** und, war **auch schon mit** so=n Gedanke ebn, **zuerst** einmal äh-von dieser vo-von dieser Lebensrealität meine **Tochter wegzuhalten**« (Z. 844–853).

Deniz weiß um die »strukturelle« Verankerung von Rassismus und gibt Beispiele dafür, wie den Kommentar, dass er »gut Deutsch« spreche, »Racial Profiling⁸ zum Opfer zu falln«, oder als »Experte für Erdogan« gelesen zu werden. Dies stellt eine »Lebensrealität« für seine Frau und ihn dar, die »prägt«, und von der sie die Tochter »wegzuhalten« versuchen. Hier zeigt sich der Anspruch, sein Kind zu beschützen, zu bewahren und rassistische Gefahren abzuwehren.

In Bezug auf seine Frau und auf seine Tochter zeigt sich Deniz als Repräsentant von Caring Masculinities. Das oben abgedruckte Zitat zur Selbstständigkeit seiner Frau macht deutlich, dass Deniz nicht nur für sich selbst, sondern auch für

7 Dies soll an dieser Stelle nicht weiter vertieft werden, da hierauf im Rahmen der sinn- und soziogenetischen Typenbildung (vgl. Kap. 4.2 und 4.3) genauer eingegangen wird.

8 Racial Profiling beschreibt eine rassistische Vorgehensweise der Polizei, Kontrollen von Personen durchzuführen, ohne dass diese sich durch ihr Verhalten verdächtig machen. Vielmehr wird sich dabei auf das phänotypische Erscheinungsbild von Personen als Legitimation berufen (vgl. Cremer 2017, S. 405ff.).

seine Frau möchte, dass diese sich selbst verwirklichen kann, weswegen er sie beim Übergang in die Selbstständigkeit unterstützt, obwohl die Tochter zu diesem Zeitpunkt erst ca. ein Jahr alt ist.⁹ Auch wenn im Interview offenbleibt, wer sich in dieser Zeit um das Kind kümmert, wird doch sichtbar, dass nicht geschlechterstereotype Sichtweisen auf Mutter- und Vaterschaft das Ausleben dieser Rollen fundieren, sondern dass das Streben nach Selbstverwirklichung geschlechtsstereotypen Rollenzuschreibungen vorgeordnet wird. Dass sich das Ausleben der Elternrollen nicht an einem klassischen Verständnis orientiert, zeigt sich auch in folgendem Abschnitt:

»[A]lso wir (hattn) irgendwie ne **harsche Auseinandersetzung** mit [Tochter] und meine Frau und *ich*, und, und Auseinandersetzung meint wir ham halt **echt heftig diskutiert** und wir sind **alle** so, Ding **emotional** und diskutiern dann auch **Ding**, und ham schon so ne **Streitkultur** für uns etabliert und, meine Frau hat gesagt, [ahmt seine Frau nach] **[Tochter] sag mal bist du blöd, ja** und=[Tochter]=hat=gsagt=**ich nich aber anscheinend ihr** und dann war=s **sofort** von mir der Ding, **sag mal wie redest du** so, ja, wo ich aber **sofort** merke **ey, wart mal kurz** also, is sie jetzt gleichwertiger Partner in diesem Haushalt oder **nich** ja, **zählt** sie oder zählt sie nich=und wenn sie **zählt** und du nimmst dir des Recht zu sogn, ey sag mal bist du **blöd** i-schte-steht ihr des Recht **auch** zu so und an solchen Sachn **merkst** du deine Schrankn und **musst** dich natürlich revidiern (weil=sie=dann=sagt) wart=mal kurz, wieso sagst **du** des dann so und du dann schon **merkst**, äh-ja natürlich hat sie recht und dann **ebn** wirklich den Schritt zurück zu machn und nich zu sogn so jetzt spiel ich meine **Papakarte** oder meine **Mamakarte** und sag, ich darf des du **nich** sondern zu sogn es tut mir leid [Tochter] aber könn=mer uns drauf einigen dass=wa uns des gegenseitig nich an Kopf werfen **so**« (Z. 994–1010).

Während einer »harsche[n] Auseinandersetzung« mit ihrer Tochter, fragt Deniz' Frau die Tochter, ob sie »blöd« sei, woraufhin diese antwortet »ich nich aber anscheinend ihr«. Deniz weist sie daraufhin zurecht, indem er sie fragt »sag mal wie redest du«. Im nächsten Moment erinnert sich Deniz an sein Ideal, dass in der Familie alle als »gleichwertige[] Partner in diesem Haushalt« gelten und zählen. Dementsprechend hat auch seine Tochter das Recht, so mit ihren Eltern zu sprechen. Deniz stößt an seine Grenzen und tritt, indem er nicht die »Papakarte« spielt, einen Schritt zurück. Deniz orientiert sich also nicht an einer »natürlichen« Hierarchie in der Familie oder am Bild des Pater Familias, sondern begreift alle (Kern-)Familienmitglieder als genuin gleichberechtigt. Zudem bezeichnet er seine Familie sowie sich selbst als »emotional« und gesteht seiner Tochter zu, dass sie

9 Wie Keller und Körner (2023) feststellen, war im Jahr 2022 nur rund jede achte Mutter (13 %) erwerbstätig, wenn das jüngste Kind im Haushalt jünger als ein Jahr war (vgl. ebd., S. 92).

im Recht ist, als er sich an seine die klassischen Elternrollen überwiegenden politischen Ideale erinnert. Er übernimmt Verantwortung und entschuldigt sich für sein Verhalten. Die innerfamilialen Beziehungen und Rollen sind damit geschlechterunabhängig an Gleichberechtigung und Demokratisierung orientiert. Damit weist Deniz einerseits eine starke Orientierung an Caring Masculinities auf, andererseits orientiert sich seine Männlichkeitskonstruktion (scheinbar widersprüchlich) auch an traditionell-konservativen Elementen einer hegemonialen Männlichkeit wie Dominanz und der Ernährer- bzw. Beschützerfunktion.¹⁰

Vaterschaft

Auch mit Blick auf Vaterschaft ist Deniz' Orientierung an (politischen) Idealen wie Gleichberechtigung und Demokratisierung zu verzeichnen. Zudem möchte er eine Bezugsperson für sein Kind sein und kann als neuer Vater charakterisiert werden, was sich insbesondere in seiner Verrichtung von Care-Arbeit zeigt.

Für Deniz und seine Frau ist die Entscheidung, Kinder zu bekommen, keine selbstverständliche. Vielmehr haben sie »ganz lange drüber nachgedacht, keine Kinder zu bekomm« (Z. 123f.), was eine politisch motivierte Überlegung darstellt. So können sie lange nicht für sich beantworten, ob sie »gewährleisten [können, JB], dass unsere Kinder oder unsere Kind frei is« (Z. 126). Als seine Frau ungeplant schwanger wird, beginnt Deniz sich aus philosophischer Perspektive mit der Frage zu beschäftigen, »Was bedeutet eigentlich n Kind und welche Herrschaftszwänge herrschen und wie kann man des auflösn« (Z. 154f.). Seine Vaterschaft beschreibt Deniz als »Herausforderung« (Z. 1205), die nicht vorstellbar ist (vgl. Z. 1207). In einer etwas längeren, äußerst dichten Passage beschreibt Deniz seine Vaterrolle und sein Erziehungsverständnis sehr anschaulich:

»[Tochter] sagt immer du bist **kein normaler Papa** ja, und ich **weiß nich** was für=**n Normalitätsverständnis** sie darunter verortet aber ich glaube dass es ganz ganz viel damit zu tun hat weil sie natürlich merkt, [holt Luft] welch**n, Machtasymmetrien** und welch**n Verständnissen** von **Familie** von **Vater** von **Mutter** von **Kindsein**, **Mitschülerinnen** unterworfen sind also [Tochter] ruft an und sagt ich bin jetzt in der **Stadt** und, dann is **gut** und, merkt halt schon dass ihre Freundinnen anrufen Papa Papa **darf** ich in die Stadt so und dieses Dilemma merkt die schon und, ich weiß nich ob sie=**s braucht** aber des verortet sie für sich glaub ich schon als **unnormal**, und ähm, also **wichtig** is für mich dass meine Tochter is=**n Individuum**, ja, und ähm das hält mir immer so, also es gibt von Hegel so=**n, so=n schön** so=**n schön, Text** so=**n kleinen**, da geht=**s um, ähm n Kind** dis die Treppe **hochlaufn** will und der Vater verbietet dass des Kind die Treppe hochläuft, und Hegel stellt die

10 Dieses vermeintliche »Orientierungsdilemma« (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2021, S. 373) wird in Kap. 5.2. ausführlich reflektiert und an aktuelle (theoretische) Diskussionen in der kritischen Männlichkeitenforschung rückgebunden.

Frage *ähm*, *ähm* worum=*s* denn **geht** also geht=*s* um die **Gefahr** der-dis Kind ausgesetzt is dann kann der Vater doch **mitgehn** und dafür sorgen dass diese Gefahr gebannt is oder geht es darum, den **Willn** des Kindes zu brechn so, nämlich zu sogn, **ich** habe **entschiedn**, **mein Wille is** du gehst da nich rauf und den **hast** du zu akzeptiern und damit, dein Willn **durchzustreichn** so, und, des war für mich *so=n* *so=n* **wichtiger**, wirklich *so=n* **wichtiger** Satz zu sogn wart mal, genau dis **gilt** für meine Tochter, und sie hat ihrn **Willn** und so lang ich den **Willn**, in Anführungszeichn, *n-ih* **nicht** auseinander-legen kann in der Form, **schau mal des und des und des und des und des, stimmt nich weil, hm hm hm hm hm hm hm und daher, würde ich**, und dann auch nicht zu **verbiethn** weil **Verbot is=n**, *is=n* **wahnsinnig** schreckliches Ele-schreckliches **Mittel**, so, nicht zu verbiethn sondern zu sogn so jetzt entscheide mal auf **der Grundlage** so des, des is so mein Ansatz und deswegen hab ich vorhin versucht, zu sogn so, **ich sehe** mein, **meine Vaterrolle, nich** als ich weiß schon was für meine Tochter **gut is** sondern, als, natürlich kann m jungen Mädchen mit **dreizehn** oder mit **vierzehn** noch nicht **alles**, so präsent sein an, Entscheidungsgundlagn die **vielleicht wichtig wärn** und genau da in dieser **Form**, genau so zu interveniern und zu sogn so **hier hättest** du nochmal Grundlagn, die vielleicht deine Entscheidung, in nem ganz andern **Licht** beziehungsweise auf ner ganz andern **Basis falln lässt** ab-**falln fälln kannst** beziehungsweise, **ganz anders darstelln** deine **Entscheidung** so, und **so** seh ich meine **Rolle** und, des rückt-aber des, des is ne **Rolle** und die is, *klar* *äh* zeitlich **abgesteckt** ja, nämlich, so lange, so lange sie=*s* **braucht** oder immer dann wenn sie=*s* **braucht** und **sonst nich**« (Z. 931–965).

Deniz gibt seine Vaterrolle zu Beginn aus der Sicht seiner Tochter wieder, die ihn nicht als »normalen« Vater sieht. Er geht davon aus, dass seine Tochter bei ihren Mitschülerinnen sieht, welchen »Machtasymmetrien« und »Verständnissen von Familie von Vater von Mutter von Kindsein« diese unterworfen sind. Seine Tochter muss, im Unterschied zu ihren Freundinnen, nicht fragen, ob sie in die Stadt gehen darf, sondern einfach nur Bescheid geben. Ein wichtiger Grundsatz für ihn ist, dass er seine Tochter als Individuum sieht, die ihren eigenen Willen hat. Inspiriert von einem Text von Hegel gesteht er seiner Tochter zu, ihren eigenen Willen durchzusetzen, solange er ihr ihn »nicht auseinander-legen kann« also argumentieren kann, warum sie etwas nicht tun soll oder etwas, das sie für richtig oder wahr hält, »nicht stimmt«. Dementsprechend lehnt er Verbote stark ab. Seine Vaterrolle sieht er nicht darin, zu wissen was für seine Tochter gut ist, sondern darin, ihr »Entscheidungsgrundlagn« zu geben, damit sie ihre Entscheidungen »auf ner ganz andern Basis fälln [kann, JB]«. Seine Vaterrolle ist zudem zeitlich begrenzt, nämlich nur solange sie das braucht »oder immer dann wenn sie=*s* braucht und sonst nich«. Sichtbar wird, dass für Deniz in der Normalkonstruktion von Familie und in den damit einhergehenden »natürlichen« Hierarchien, Machtasymmetrien und der Erziehungspraktik, Verbote auszusprechen, negative Horizonte bestehen, von denen er sich bewusst abgrenzt.

Er strebt vielmehr danach, seine Tochter als Individuum anzuerkennen, die ihren eigenen Willen hat, eigene Entscheidungen trifft und der er lediglich temporär mit seinen Argumenten und Perspektiven unterstützend zur Seite stehen kann – was wiederum kongruent mit seinem an seinen Idealen ausgerichteten Orientierungsrahmen ist. Deniz' Versuch, seiner Tochter »Hilfestellung zu gebn und nich mehr« (Z. 212) ist etwas, das er selbst nicht durch seine Eltern erfahren hat. Er beschreibt seinen eigenen Vater als jemanden, der, »wenn er gesagt hat jetzt is Schicht, dann war auch Schicht im Schacht« (Z. 218f.). Deniz reflektiert sich dagegen als Vater und fragt sich in den entsprechenden Situationen, »mit welchem Recht willst du jetzt den Willn von ihr, brechn zurückweisen in seine Schranken verweisen« (Z. 221f.). Dies erklärt sich Deniz einerseits als Resultat seiner eigenen Sozialisation, andererseits aber auch durch den »Anspruch [seiner Tochter, JB] an ihre Sozialisation« (Z. 225). Auch in diesem Auszug zeigt sich, dass Deniz seine Tochter als gleichberechtigte Person innerhalb des Erziehungsgefüges begreift, die ihren Erziehungs- bzw. Sozialisationsprozess selbstständig mitgestaltet. Deniz denkt, dass seine Tochter und er sich »wohl mit der Rolle« (Z. 1064) fühlen. Wie sie sich in zwanzig Jahren dazu äußert, kann er nicht vorhersehen, aber er ist sich sicher, dass es »ganz ganz viele Punkte, gebn [wird, JB], wo wir, eben nich einer Meinung sind und Sachn anders verstehen so, und auch dann eventuell nich aushandeln könn« (Z. 1068f.). Dies akzeptiert er (»is halt so« (Z. 1070)) und möchte trotzdem ihren Willen und ihre Entscheidungen respektieren, auch wenn das bedeutet, dass sie »getrennte Wege« (Z. 1071) gehen und seine Tochter es so macht »wie [sie, JB] des für richtig [hält, JB]« (Z. 1072). Seine Vaterrolle betreffend hält er, seine nicht anwesende Tochter direkt adressierend, fest: »Ich als Vater muss drauf schau'n dass dir ebn Leib und Leben nichts passiert dass du dich nich in nen unnötiges Risiko begibst« (Z. 1073f.). Dies macht zunächst den Anschein, als wäre die Vaterrolle auf ein Minimum reduziert. Deniz konzipiert seine Rolle jedoch sehr offen, dynamisch und flexibel. Wie sich dies auf seine konkreten Erziehungspraktiken auswirkt, wird im Folgenden anhand von beispielhaften Erzählungen verdeutlicht.

Wenn seine Tochter Fragen an ihn hat, will er diesen mit »Ernsthaftigkeit« (Z. 1052) begegnen und führt dies wiederum auf seine politische Haltung zurück: »[D]es [ist, JB] eben von meim politischen Bewusstsein auch geprägt [...] nämlich zu sagn hey und jeder zählt ne und wieso solln und wieso soll ne Person mit ihren Wünschn nicht zum Zug komm« (Z. 1054ff.). Auch durch seine Erziehungspraktiken lebt Deniz also seine politischen Überzeugungen aus. Dafür ist er nicht nur bereit, sich selbst und sein Handeln in Frage zu stellen, sondern begreift die Interaktionen mit seiner Tochter als Lerngelegenheiten für beide Seiten:

»[D]aran **wächst du** und ich mein es **echt ernst** daran sind wir schon gewachsn also auch **Sachn, erklärn zu könn**, nich komplizierte **Fachsprache** zu *benützn*, **einfache Sprache** zu benützn dass es **nachvollziehbar**-blei-nachvollziehbar **bleibt**, auf die

eigene Sprache *aufzupassn*, und auf der andern Seite, schon so des was sie aufschnappt *an*, an **Rassismus** an **Sexismus** so was sie **mitbringt** schon nochmal, ihr so aufzuschlüssln dass sie sagt hey, i-i-**stimmt** ich will da nich mitmachn so, dis is-natürlich is des ne **Aufgabe** so, und des is auch ne Aufgabe im **wahrsten Sinne** also du g-gibst schon **ganz ganz viel** von dir **auf** ne und ich glaube, und *äh* dieses Aufgaben dieses eben *zurücksteckn* als **Vater** *da zu sein* und nich jetzt, deinen individuelln Wünsch *nachgehn* zu **könn** oder nachgehn zu **wolln** zumindestens für=ne bestimmtn Zeitabschnitt« (Z. 1037–1047).

Deniz und seine Frau begreifen die Interaktion mit ihrem Kind als Möglichkeit, daran zu »wachsen«. Auch wenn die Tochter Rassismen oder Sexismen »aufschnappt« und »mitbringt«, besteht die Aufgabe der Eltern darin, ihr diese »aufzuschlüssln«, sodass sie sagt »ich will da nicht mitmachn«. Mit dieser Aufgabe gibt Deniz zugleich viel von sich selbst auf. Als Vater muss er »zurücksteckn« und kann oder will seinen »individuellen Wünsch«, zumindest für eine begrenzte Zeit, nicht nachgehen. Anhand der Erziehungspraktiken lässt sich nachvollziehen, dass diese neben der Orientierung an der Individualität der Tochter und dem Respektieren ihres eigenen Willens auch Werte wie Rassismus- und Sexismuskritik beinhalten, die wiederum an Gleichberechtigung und Demokratisierung ausgerichtet sind. Ein Erziehungsziel ist damit, dass die Tochter die an sie herangetragenen Rassismen und Sexismen nicht reproduziert. Deniz macht durch verschiedene Beispiele erkennbar, wie sich dies im Rahmen der Erziehung niederschlägt. Er erzählt von einer Situation, in der seine Tochter die »erstn Fragn« (Z. 197) zum Thema »Jungs« (Z. 196) stellt. Die Eltern achten dabei bewusst darauf zu sagen, dass »die Option [...] nicht nur Jungs [sind, JB]« (Z. 198). Dies ist für die »Community« (Z. 199) aus der Deniz kommt, »unvorstellbar« (Z. 200). Wenn sie mit Freunden aus der Community zusammen sind und davon erzählen, bekommen sie Rückmeldungen wie »dis könnt ihr doch echt nich machn« (Z. 202) und dass man der Tochter diese Option »nich aufm Tab-Tablett präsentiern [muss, JB]« (Z. 203f.). Obwohl seine Tochter die Montessorischule¹¹ besucht, stellt Deniz fest, dass seine Tochter von »extrem konservative[n]« (Z. 205) Eltern und deren Kindern umgeben ist. Die Tochter reagiert mit »Kontra« (Z. 208) auf die Aussage ihrer Eltern, »obwohl sie genau weiß was wir meinen« (ebd.): »spinnst ihr wieso ne Frau ich bin doch ne Frau« (Z. 207). In diesem Abschnitt tritt nun auch Deniz Frau deutlich in Erscheinung, die in dieser Frage dieselben Werte wie Deniz

11 Deniz zeigt sich dem Regelschulbetrieb und dem deutschen Bildungssystem gegenüber ganz generell sehr kritisch. So soll die Tochter eigentlich schon mit der Einschulung auf ein Montessori-Grundschule gehen, bekommt aber keinen Platz und »war dann [...] die ersten vier Jahre im Regelbetrieb« (Z. 160), was er als regelrechten »Kampf« (Z. 161) beschreibt, da »dieser ganze Wissensdurst diese ganze Neugier von nem Kind, des in die Schule kommt [...] vernichtet [wird, JB]« (Z. 162f.).

vertritt. Die Eltern emanzipieren sich mit ihren Überzeugungen zudem auch davon, was ihre Community als Konsens formuliert. Konservatismus bildet hier einen negativen Horizont für Deniz, während er nach Progressivität, Liberalität und Gleichberechtigung strebt. Den Widerstand seiner Tochter kann Deniz einordnen und versteht dies als normalen Akt der Rebellion eines Kindes gegen seine Eltern.

Neben den Beispielen, die er anführt, um zu zeigen, welche Werte die Eltern der Tochter zu vermitteln versuchen, schildert Deniz im folgenden Auszug eine Situation, in der er von seiner Tochter den Impuls bekommt, sein Verhalten zu hinterfragen. Als sie im Kindergarten ist, fragt sie ihn, warum sie mit dem Auto und nicht mit dem Fahrrad zum Bäcker fahren. Damit versteht er, »was für=n Scheiß« (Z. 1239f.) er macht. Er nimmt diesen Impuls als Anlass zur Reflexion und ändert daraufhin sein Verhalten. Während er vorher »nur« (Z. 1243) Auto fährt, fährt er jetzt viel Fahrrad, nutzt öffentliche Verkehrsmittel und läuft viel (vgl. Z. 1243f.). Sein Anspruch ist es dabei, sich nicht »selbst in die Tasche zu lügen« (Z. 1245f.), indem er Umweltschutz predigt und trotzdem überall mit dem Auto hinfährt (vgl. ebd.). Deniz erkennt seine Tochter also als gleichwertiges Gegenüber an, von dem er lernen kann, seine politischen Überzeugungen tatsächlich in die Praxis zu transferieren. Weiterhin begreift er Kinder nicht als Kinder, sondern als »denkende Individuen die Verantwortung übernehm« (Z. 1258), wie sich bspw. an der Bewegung Fridays for Future zeigt. Deniz grenzt sich ab von einer Sichtweise, die Kindern das eigenständige Denken oder die Übernahme von Verantwortung abspricht. Damit vertritt er ein kompetenz- und ressourcenorientiertes Bild von Kindern, das einmal mehr seine politischen Ideale und deren Verflechtung mit seinem Vaterschaftskonzept und seinem Erziehungs- und Bildungsverständnis spiegelt.

Care

Die Orientierung an seinen politischen Idealen findet man auch in Deniz' Handlungspraktiken, die Care-Arbeit betreffen. Er übernimmt Verantwortung und verrichtet sowohl Organisations- als auch Haushalts- und Erziehungsaufgaben. Besonders ersichtlich wird dies am Beispiel der hauptverantwortlichen Kommunikation mit den Schulen, als der Übertritt seiner Tochter von der Grund- in die weiterführende Schule ansteht. Deniz ist in diesen Fragen der Hauptansprechpartner seines Kindes und wird auch von den Schulen als solcher wahrgenommen.¹²

Auf die immanente Nachfrage, wie Deniz seine Vaterrolle beschreiben würde, entfaltet er eine mit Beispielen angereicherte Argumentation über die Organisation des Zusammenlebens der Familie. Deniz' Konzept von Vaterschaft bzw. Familie beschreibt er mit dem Bild des Zusammenlebens (»wir lebn zusammen« (Z. 966)).

12 Wie schon im Unterkapitel zu Vaterschaft, soll dies an dieser Stelle nicht weiter vertieft werden, da hierauf im Rahmen der sinn- und soziogenetischen Typenbildung (4.2 und 4.3) genauer eingegangen wird.

Diese »Konstellation« (Z. 967) wird dadurch getragen, dass seine Frau und er die »finanziellen Kosten tragen« (Z. 968), weil ihre Tochter das »nicht kann« (Z. 969) und »sich mit etwas anderem beschäftigen soll« (ebd.). Darüber hinaus fallen sie »wirkliche Entscheidungen« (Z. 971) zusammen, die sich nicht nur darauf beziehen, wohin sie in den Urlaub fahren, sondern wie sie die Wohnung einrichten, wofür sie Geld ausgeben, wo sie sich engagieren, was sie in ihrer Freizeit machen und wie viel Zeit sie zusammen verbringen, bzw. wie viel Zeit jede:r individuell verbringt (vgl. Z. 971ff.). Diese Entscheidungen werden gemeinsam diskutiert und die Tochter hat »genauso ein Stimmrecht« (Z. 976) wie die Eltern. Entscheidungsfindungen folgen der Prämisse, dass »jeder sein kann« (Z. 989). Dieser Prozess stellt eine Herausforderung dar und »verlangt [...] ganz ganz viel sich selbst in Frage stelln« (Z. 991f.) und »gelingt auch sicherlich nicht immer« (Z. 992f.). Markant zeigt sich hier, dass das Zusammenleben »basisdemokratisch« organisiert ist, da alle Familienmitglieder ein gleichberechtigtes Stimmrecht haben und die Mehrheit entscheidet. Dass die Aushandlungsprozesse viel Zeit und Energie kosten, wird von allen in Kauf genommen und die elterliche Entscheidungsmacht nicht ausgenutzt. Damit leitet die Orientierung an politischen Idealen nicht nur Deniz' Handeln, sondern auch das seiner Frau und Tochter. Dies bildet also das Fundament des Zusammenlebens. Wie Care-Arbeit konkret zwischen den Familienmitgliedern ausgehandelt und aufgeteilt wird, zeigt sich in folgender Passage:

»Also in der Regel ist es so, dass wir **alle** dass wir **alle** kurz vor sieben **wach** sind und dann fängt des **erste Aushandeln** an nämlich **wer**, kommt **wie** in die-also ich **fahr**, **quasi** mein Weg is an der Schule vorbei von [**Tochter**], und vor allm ab April **radlich** und [**Tochter**] hat halt nich immer **Bock** und dann, geht-ist die **erste** Fragestellung so, fahrn wir **öffentliche Verkehrsmittel** **ich** fahr **Rad** so und wie kommst **du**, [**Frau**] kannst **du** [**Tochter**] **fahrn** so und des=is des **erste aushandln** und, wird wirklich **jedn** Tag in der **Früh neu verhandelt**, so beziehungsweise am Abend **vorher** wenn ma wenn ma Lust und Muße habn und uns irgendwie **sehn**, sag=mal so morgen so weiß einer wie=s Wetter wird so, wer **radelt** wer radelt **nich** so genau, des=is=des=erste und meine Frau is halt, dadurch dass sie ebn selbstständig is **immer** in der glücklichen **Situation** dass sie sogn kann so j-**jetzt geh** ich so und dadurch (2) hat **sie** für **sich** des so eingerichtet, dass sie Vormittags dort is dass sie ganz ganz viel Sachn die **sie macht fertig** macht und dann, ebn **heimgeht** oder sich mit **Freundinnen trifft** oder in die **Stadt** geht genau und dann fängt des zweite Aushandeln an [**Tochter**] hat **aus** so, geht [**Tochter**] in die **Stadt** so bin ich in der **Stadt** kommt sie zu **mir** geht sie zu, *Ding* oder, geht sie mit **Freundinnen** und sie spielt **Theater** oder geht sie-muss sie zum **Theater** so, kommt sie alleine **hin** abends meistens kann sie nich allein zurück so **wer holt sie**, so, [holt Luft] dieses aushandeln, genau und **dann**, stehn halt immer so, wirklich organisatorische **Fragn** an wie, wer **kocht**, was **essen=wa** wer kauft *ein*, genau das **Ganze**, so **Wäsche** is in der Waschmaschine tu doch bitte aus=m Waschmaschine in den Trockner *rein* leg sie

zusamm so, diese Sachn (werfen) wir uns halt **zu**, und, oftmals gibt=s Situationen wo ich sag hey ich hab **überhaupt** keine **Lust** oder meine Frau sagt **hey**, ich hab **kein Bock** so, und dann müss=mer halt schau wie mer=s machn und [Tochter] springt da echt **gerne** und oft **ein** nämlich immer in der Rolle zu sogn so, ich hab eigentlich **nichts** ich **könnte** dis so und dann über-b-bleibt=s halt ihr überlassn ob sie=s machen will oder **nich machn will** so und sie **macht=s** also wirklich des is überhaupt nich du **musst** jetzt **des machn** du musst jetzt das=machn=sondern sie räumt die Spülmaschine ein die räumt **aus** die kümmert sich um ihre **eigene Wäsche**, dass des in **Schrank** kommt, die-die macht ihr eigenes **Zimmer, selbstständig** immer **dann** wenn sie **Bock** drauf hat, **sauber**, so und d-d-des **funktioniert**« (Z. 1104–1133).

Als Antwort auf die exmanente Nachfrage zum Ablauf des Alltags erzählt Deniz, dass die Familie um kurz vor sieben Uhr aufsteht und dann das »erste Aushandeln« beginnt, das sich darum dreht, wer wie wohin kommt. Dies wird jeden Morgen neu verhandelt, manchmal auch schon am vorigen Abend, je nach »Lust und Muße« bzw. wenn die Familienmitglieder sich »irgendwie seh«. Durch ihre Selbstständigkeit ist seine Frau in der »glücklichen Situation dass sie sagen kann so j-jetzt geh ich«. Vormittags ist sie in ihrem Betrieb, macht »ganz ganz viel Sachn [...] fertig« und hat dann Freizeit. Das »zweite Aushandeln« beginnt, wenn die Tochter aus der Schule kommt und bezieht sich darauf, wie sie ihre Freizeit verbringt oder wer sie bspw. vom Theaterspielen abholt. Auch organisatorische Fragen, die sich bspw. auf das Kochen, Einkaufen und Wäschewaschen beziehen, werden ausgehandelt. Oftmals haben Deniz oder seine Frau »kein Bock« und dann »müss=mer halt schau wie mer=s machen«, oder aber die Tochter springt ein. Dennoch bleibt es ihr überlassen, »ob sie=s machen will oder nich machn will«. Obwohl es ihr die Eltern nicht vorgeben, räumt sie die Spülmaschine ein und aus oder kümmert sich selbstständig um ihr Zimmer. Damit ist der Alltag von Aushandlungsprozessen bestimmt, die es ermöglichen, dass die Bedürfnisse aller Familienmitglieder berücksichtigt werden können. Feste Aufgabenverteilungen oder Arrangements bestehen nicht, was der Familie größtmögliche Flexibilität erlaubt. Besonders interessant ist das Bild, dass Deniz von seiner Frau zeichnet. Da sie die Familienernährerin ist und zur Arbeit muss, scheint sie sich den Aushandlungen zu einem bestimmten Zeitpunkt entziehen zu dürfen. Es entsteht der Eindruck, dass Deniz auch am Nachmittag bezüglich der Freizeitgestaltung mehr im Austausch mit seiner Tochter steht, möglicherweise auch mehr Zeit verbringt als die Mutter. Die Rolle der Mutter erinnert hier auf den ersten Blick an einen traditionellen Vater, der hauptsächlich mit der Erwerbsarbeit beschäftigt ist und vor allem am Abend in Erscheinung tritt, wenn es darum geht, die Tochter z. B. vom Theater abzuholen. Was die organisatorischen Fragen betrifft, bleibt offen wie genau sich die Mutter und Deniz die Haushaltsaufgaben teilen, da er vor allem davon erzählt, wie seine Tochter sich im Haushalt einbringt. Festgehalten

werden kann jedoch, dass es sich bei Deniz' Frau scheinbar nicht um eine Gate-Keeperin handelt, da alle Familienmitglieder alle Haushaltsaufgaben verrichten können und auch verrichten. Gleichzeitig bestätigt dies die These, dass sich Deniz' Entwurf von Männlichkeit in erster Linie an Caring Masculinities orientiert und Deniz auch als neuer Vater gelten kann. Auch die Art und Weise wie Deniz hier erzählt, deutet darauf hin, dass die Aushandlungsprozesse zwar anstrengend, das Familienklima aber gleichzeitig locker und entspannt ist. Es ist in Ordnung, auch mal keine Lust zu haben. Zudem scheint sich die Freiheit und Selbstbestimmung, die der Tochter in ihren Entscheidungen zugestanden wird, positiv auf ihre intrinsische Motivation, sich am Haushalt zu beteiligen, auszuwirken. Deniz beschreibt seine Tochter als »enorm selbstständig« (Z. 1142), auch was ihre Freizeitgestaltung betrifft, in der sie sich mit »ganz ganz viele[n] Sachn« (Z. 1143) beschäftigt. Auch emotionale Arbeit, die einen Bestandteil von Care-Arbeit darstellt, wird innerhalb der Familie gleichberechtigt aufgeteilt. Abends lässt die Familie »den Tag Revue passieren« (Z. 1146) und sie leihen sich »gegenseitig [...] einfach so n Ohr« (Z. 1146f.), was Deniz als wichtigen Bestandteil des Abends bewertet. Weiterhin stellt er fest, dass diese Form und Organisation des Zusammenseins und -lebens schon seit 26 Jahren mit seiner Frau eine »gute Marschrout« (Z. 1077) darstellt und es für ihn »ebn nicht drum [geht, JB] in Rolln zu denkn sondern wir leben zusamm, ja« (Z. 1079f.). Dies ist nicht »auferlegt« (Z. 1081), sondern weil »wir (des=jetzt=im=Moment) so wähl'n, woll'n« (Z. 1081f.). Als Vater sieht er sich »gar nich so als Papa sondern als Mitbewohner dieser dieser WG [...] und ich glaub, meine Frau sieht des auch so« (Z. 1097). Ein negativer Horizont besteht für Deniz darin, in starren (Geschlechter-)Rollen zu leben, die die Gestaltung des Familienlebens vorgeben. Vielmehr strebt er danach, bedürfnisorientiert und gleichberechtigt zu leben. Das Zusammenleben bezeichnet er, ähnlich zu seinem Konzept von Vaterschaft als »pure Herausforderung« (Z. 1227). Statt in »Ehemann Ehefrau Kindrollen« (Z. 1231) zu denken präferiert er das »WG Verständnis« (ebd.), weil es viel »erleichtert« (Z. 1232) und auch ermöglicht, dass »bissl purer Ego-i-purer Egoismus für uns d-für uns alle drin [ist, JB]« (Z. 1233f.). Deniz grenzt sich einmal mehr von einer konservativen Sicht auf Familie ab und sucht stattdessen die Herausforderung des familiären WG-Lebens, das auch symbolisch für die in der Familie hoch bewertete Intellektualität steht.

Natio-Ethno-Kulturelle Zugehörigkeit

Deniz' Sicht auf die Kategorie natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit ist von einer im Lebenslauf gewachsenen Metaperspektive geprägt, die kulturelle Zuschreibungen verweigert, ein dynamisches Kulturverständnis sowie eine hohe Ambiguitätstoleranz aufweist. Was im folgenden Unterkapitel gezeigt werden soll, ist, dass Deniz stellenweise starre Zuschreibungen vornimmt, mit denen er versucht, sein Aufwachsen nachvollziehbar zu machen. Sein Blickwinkel ist vor allem durch eine frühe Erfahrung geprägt, die das Aufwachsen in einem kleinen Vorort bzw. den

späteren Umzug in die benachbarte Großstadt betrifft. Dieses Narrativ erfolgt sehr früh in der Eingangspassage und hat eine hohe biographische Relevanz für Deniz. Deniz' Sozialisation wird durch ein kleines »Örtchen« (Z. 15) und die »einheimische Community« (Z. 16) geprägt, die nur aus Deutschen besteht. Seine in »Anführungszeichen Muttersprache« (Z. 17f.) lernt Deniz mit sieben, weil er durch die Erwerbstätigkeit beider Elternteile »nur deutschsprachig aufgewachsen« (Z. 18f.) ist. Deniz wächst bei einer »Pflegetante« (Z. 20) auf, die er auch als »Nachbarin« (Z. 21) oder »Oma« (ebd.) bezeichnet, »die des nich beruflich gemacht hat« (Z. 20). Sein Aufwachsen ist von einem »Zwiespalt« (Z. 23) geprägt, »bei dem auf der einen Seite die »deutsche Kultur [...] Lebensart Lebensrealität [und auf der anderen seine Familie mit, JB] ihrn Regeln [...] gesellschaftlichen Tabus [...] Ritualen [...] Vorgehensweisen« (Z. 25ff.) stehen, die die Rückkehr in die Türkei erleichtern sollen (vgl. Z. 28). Deniz bezeichnet dies als »extremes Spannungsfeld« (Z. 30f.), was auch darin besteht, dass »du so-, Zuhause was anderes hast als in deiner Freizeit« (Z. 30f.). Seine Freunde haben im Unterschied zur Familie »ne ganz andere Art und Weise [...] zu leben [...], zu verstehn mit Sachen umzugehn« (Z. 32). In dieser Passage kann zunächst der Eindruck entstehen, dass Deniz in starren Kulturkategorien denkt, da er bspw. von der »deutschen Kultur« spricht. Durch die Anführungszeichen, in die er den Begriff Muttersprache setzt, deutet sich allerdings seine Kritik an diesem Konzept an. Plausibel scheint die These, dass Deniz hier auf eine doppelte Unterstellung rekurriert: Zum einen beinhaltet diese, dass Muttersprachler:innen »ihre« Sprache perfekt beherrschten und zum anderen, dass mehrsprachige Personen nicht (entwicklungs-)fähig seien, ein solches muttersprachliches Level ebenfalls zu erreichen (vgl. Knappik 2016, S. 230). In dieser Passage erzählt er ebenfalls, erst mit sieben Deutsch gelernt zu haben (»hab dann mit siebn Deutsch gelernt« (Z. 22)), was widersprüchlich erscheint. Letztlich kann und soll jedoch nicht geklärt werden, welche Sprache Deniz zuerst beherrscht, da es im Rahmen der Dokumentarischen Methode nicht darum geht, »Wahrheiten« zu überprüfen (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2021, S. 364). Die Sequenz kann vielmehr aufgrund ihrer sprachlichen Dichte und Bedeutungsverschiebungen als Ausdruck von Ambivalenz von Zugehörigkeitsgefühlen zwischen einer »türkischen« und »deutschen Identität« gedeutet werden. Da beide Elternteile erwerbstätig sind, ist die Familie auf »externe Kinderbetreuung« angewiesen.¹³ Diese wird von der »Nachbarin«, die für die Kinder zur »Pflegetante« bzw. zur »Oma« wird, geleistet.

13 Lange Zeit wurde in der Forschungslandschaft zu den sog. Gastarbeiter:innen ignoriert, dass nicht nur Männer angeworben wurden und auch nicht nur Männer erwerbstätig waren (vgl. z.B. Lutz und Huxel 2018, S. 77; vgl. ausführlich zur Geschichte von Frauen als Gastarbeiterinnen: Mattes 2005, S. 26ff.). Dementsprechend waren viele Familien auf die Kinderbetreuung durch Verwandte im Herkunftsland angewiesen (vgl. Herwartz-Emden und Waburg 2008, S. 14).

Die verschiedenen Bezeichnungen können auf die unterschiedliche Nähe-Distanz-Regulationen verweisen, die Deniz und seine Geschwister in den Beziehungen zu der Nachbarin und ihren Eltern aushandeln mussten. Die Betreuungsperson und die Freund:innen aus der frühen Kindheit stellen für Deniz die Vertreter:innen der ›deutschen Kultur‹ dar, während seine Familie die ›türkische Kultur‹ symbolisiert. Da Deniz letztere unter anderem mit Regeln und Tabus beschreibt, also mit Begriffen die (für ihn) eher negativ konnotiert sind, kann hier der Eindruck entstehen, dass er ein stereotyp-pauschalisierendes Bild von der ›türkischen Kultur‹ hat, das er ablehnt. Die starke Zerrissenheit, die er erlebt, drückt sich in der Dopplung der Synonyme aus, die er für diesen Zustand wählt: Zwiespalt bzw. extremes Spannungsfeld. Diese Situation beginnt sich, mit einem einschneidenden Erlebnis, dem Umzug von dem Vorort in eine Großstadt, zu ändern:

»[W]ir=hatten=dann=so=n **Bruch** (2) am **ersten August=äh=sechshundachtzig**, warum weiß ich des so wir sin nämlich von [Ort] in die [Stadt] gezogn und plötzlich war in meim **ganzen Umfeld**, Kinder von, damals in Anführungszeichen **Gastarbeiterfamilien**, aus **Jugoslawien** aus **Italien** aus **Griechenland** aus der **Türkei** ä-et cetera, und plötzlich war, mein Umfeld komplett **divers** und ich war natürlich in meiner Sozialisation komplett **weiß** sozialisiert war so=n so=n **Bruch** der, nicht nur bei **mir** sondern auch so bei der **Familie** bei mein Eltern zu nem Bruch geführt hat nämlich, die warn **auch nur** in nem deutschen **Umfeld**, und warn **jetzt plötzlich** in Anführungszeichen mit ihresgleichen konfrontiert und, **musstn** natürlich, in ner gewissen *Form*, nochmal, des wie sie gelebt habn die ersten **sechzehn Jahre** in Deutschland n **bisschen** in Frage stelln **revidiern** in Teiln auch, **zurückschraubn** oder über Bord werfen hm, war **spannend**, genau zu dieser Zeit hat mein Vater beschlossn so wir sind jetzt in **Deutschland** und wir leben in **Deutschland** und ich geh auch nich mehr **zurück**« (Z. 44–57).

Deniz beschreibt den Umzug als »Bruch« und setzt zum einzigen Mal im Interview eine konkrete Zeitmarke, indem er das genaue Datum nennt. »Plötzlich« ist sein Umfeld geprägt von Kindern aus »in Anführungszeichen Gastarbeiterfamilien«, die aus Jugoslawien, Italien, Griechenland und der Türkei kommen. Dadurch, dass Deniz Umfeld auf einmal »komplett divers« und er selbst »komplett weiß sozialisiert« war, entsteht ein Bruch für ihn und seine Familie. Seine Eltern sind bis dato auch nur von einem »deutschen Umfeld« umgeben und sind »jetzt plötzlich in Anführungszeichen mit ihresgleichen konfrontiert«. Deniz bewertet diese Zeit in der Retrospektive als spannend, da sein Vater zu dieser Zeit beschließt, dass die Familie nicht in die Türkei zurückkehrt. Durch die doppelte Bezeichnung des Erlebten als »Bruch« wird die Relevanz des Umzugs aber auch der Entscheidung des Vaters, mit der Familie in Deutschland zu bleiben für Deniz überdeutlich. Auch in diesem Abschnitt benutzt er zwei Mal die »Anführungszeichen«, um »Gastarbeiterfamilien« und die »ihresgleichen« der Eltern zu beschreiben. Damit zeigt er die Kritik an den

Begriffen an, die die beschriebenen Menschen homogenisieren und Zuschreibungen, Stereotype und Vorurteile verfestigen. Später im Interview kommt Deniz nochmal auf diese Situation zu sprechen. Bezeichnend ist, wie er dem Umzug empfindet:

»[I]ch und mein Bruder ham da echt **Tränen, geweint** wir wolltn da nich weg also unser ganzes Umfeld und so und, des **neue** Umfeld war halt **komplett anders** (also=so) **rausgerissen** alles Deutsch *Tobi Matthias Christian ähm*, wie hieß sie, äh **Sonja** äh (2) [...] und es war halt komplett **weiß** und dann kommst du, **boom** in ne-die pure Diversität« (Z. 362–368).

Die deutschen Vornamen stehen metaphorisch für das *weiße* Umfeld, das mit einem großen Knall (»boom«) auf- und abgelöst wird. Mit diesem, durch den Umzug bedingten, Umbruch und der Entscheidung, in Deutschland zu bleiben, beantragt der Vater die deutsche Staatsbürger:innenschaft für sich und seine Familie. Deniz erzählt, dass sie in seinem Freundeskreis die »ersten warn« (Z. 64), die deutsche Staatsbürger:innen und damit »nich mehr Türken« (ebd.) sind. Dies führt »natürlich zu Konflikten« (Z. 65). So wurde der Familie vorgeworfen, ihr Vaterland zu verraten und »nich stolz Türken zu sein« (Z. 66). Deniz konstatiert, dass ihn dieser Konflikt prägt:

»[D]es hat natürlich **schon geprägt** so, in ner Form geprägt wo ich sagen würde, ich bin **echt dankbar** ich bin echt **dankbar** und=ich=glaub meine Geschwister sind=s **auch**, äh weil die natür-also jeder hat dis natürlich für sich selbst v-**anders verortet**, jeder is anders damit **umgegangen** aber, so diesn so diesn extremen **Nationalismus** oder dieses ich bin **stolz irgendwer** zu sein, [atmet ein] obwohl ich gar nichts dafür kann und so, das hat **überhaupt** nicht Einzug erhalten in der Familie es war, war echt, auch **gut**, weil mir des **Freiheiten** gegeben hat Freiheiten gegeben hat wovon ich glaub ich heute, [...] **als Vater** und so, zuhause einfach **Sachen** anders gestalte wie wie vor, zwanzig Jahren oder dreißig Jahren meine family« (Z. 67–77).

Nationalismus oder der Stolz darauf, »irgendwer zu sein«, hat keinen Einzug in die Familie gehalten, wofür Deniz dankbar ist. Dies verschafft ihm und seinen Geschwistern mehr Freiheiten oder Möglichkeiten des individuellen Umgangs, als seine Familie diese hatte. Deniz grenzt sich von dem Konzept Nation¹⁴ und Nationalstolz ab und betont einmal mehr seinen positiven Horizont, Dinge selbstbestimmt und eigenverantwortlich entscheiden zu können. Diese Entwicklung führt zu seinem heutigen Kulturverständnis: »[I]ch glaube, Personen sind, Abbild, von Struktturn und von Verständnissn die gewachsn sin, und des is n koloniales Verständnis

14 Allemann-Ghionda (2011) weist darauf hin, dass Nation zwar ein politisches Konstrukt, in seiner Wirkmächtigkeit jedoch nicht zu unterschätzen ist: Obwohl Grenzen »imaginiert« (ebd., S. 444) sind, erzeugen und perpetuieren sie kulturelle Unterschiede (vgl. ebd.).

des gewachsen is in Europa, eurozentrisch beansprucht für sich Wissn beansprucht für sich Kultur definiern zu könn« (Z. 896ff.). Eindeutig erkennbar wird Deniz struktureller und historisch-reflektierender Zugang zu den machtvollen Zuschreibungen, die unter ›Kultur‹ subsumiert werden. Er positioniert sich hier kritisch und reflektiert gegenüber Kolonialismus und Eurozentrismus. Das Dilemma seiner Eltern und der gesamten Generation, »zwischen zwei Weltn sein und zwischn, nirgendwo dazugehörn aber überall dazugehörn wolln« (Z. 463f.), hat er für sich aufgelöst und identifiziert sich als einziger im Sample als nicht-weiß (vgl. Z. 736; 863ff.). Nicht zuletzt hat er gelernt, Widersprüche auszuhalten, die seine Zugehörigkeit betreffen. In der Eingangspassage erzählt er von einem »Widerspruch den ich heute noch nicht verorten kann« (Z. 98) und der darin besteht, dass er 25 Jahre lang »türkischen, traditionellen Volkstanz« (Z. 99) getanzt hat. Dieser war nicht beschränkt auf »irgendein«, sondern er »beherrscht[t] achtzehn Regionen in der Türkei so, und von dem her hab mich da, wirklich fit gemacht und des war so meins so« (Z. 100f.). Damit erinnert Deniz' Mehrfachzugehörigkeit an das Konzept der Hybridität, das von Mecheril (2011) durch zwei Punkte charakterisiert wird: zum einen weist es die Überschreitung bzw. Zurückweisung binärer Unterscheidungen zurück, zum anderen ist ihm Widerstand inhärent, da sich Hybridität dem »universellen Anspruch binär unterscheidender Schemata [widersetzt, JB] [...] [und, JB] die hegemoniale Praxis der dominanten Kultur unterwandert und unterläuft« (ebd., S. 538).¹⁵

Wie oben beschrieben, versucht Deniz als Kind, Zugehörigkeit herzustellen, indem er sich anpasst und bspw. ministriert, um nicht mehr vom Religionsunterricht ausgeschlossen werden zu können und wie die anderen Kinder Lichtbilder zu besitzen. Während er im Kindesalter, wenn auch nur für kurze Zeit oder nur punktuell, versucht Anpassungsleistungen an die Dominanzgesellschaft zu erbringen, finden sich in Erzählungen aus dem Erwachsenenalter keine weiteren Hinweise darauf. In einem kurzen Abschnitt, der sich erneut um das Aufwachsen in dem kleinen Vorort dreht, beschreibt Deniz, dass die Familie dort von allen akzeptiert wird: »[W]ir ham dort gewohnt und warn natürlich von dieser kompletten StraÙe, akzeptiert also wir=warn, wenn Grillfest war wenn Ding die Kiddies warn bei uns also auf-kompletten Kiddies warn bei uns wir warn bei denen so, war wirklich so ne, also da war dieser Unterschied eben nicht, äh Deutsch zu sein überhaupt nicht zugegen« (Z. 335ff.). Möglicherweise erwirbt Deniz auch durch die Sozialisation in einem weißen Umfeld einen ›weiÙen Habitus‹ bzw. kann Kapitalien akkumulieren, die ihm ein Passing¹⁶ ermöglichen. Mit Ahmed (2005) kann unter Passing verstanden werden, »als

15 Das Konzept der Hybridität geht ursprünglich auf den postkolonialen Denker Homi Bhabha zurück (vgl. Dietze 2013, S. 479).

16 Dieses Konzept ist vor allem in der Geschlechterforschung geläufig, kann jedoch auch auf andere Bereiche wie Religion oder Rasse übertragen werden (vgl. Ahmed 2005, S. 270). Für den Akt des Passing erzeugt »Rasse als gesellschaftsordnendes Prinzip [...] die konzeptualisierte

jemand anders zu passieren, [...] wahrgenommen zu werden oder auch irgendwo durchzukommen« (S. 270). Eine andere Deutungshypothese dessen ist, dass Deniz sich als sich politisierender Jugendlicher und später als Erwachsener aufgrund seiner machtkritischen, politischen Ideale und seinem Wissen über Rassismus sowie aufgrund seiner Mehrfachzugehörigkeiten bewusst oder unbewusst gegen aktive Anpassungsstrategien entscheidet.

Zusammenfassung

Deniz ist zum Zeitpunkt des Interviews 46 Jahre alt und Vater einer 13-jährigen Tochter. Er ist Sohn türkischer Gastarbeiter:innen, die zu Beginn der 1970er Jahre nach Deutschland migrieren. Die alle Vergleichsdimensionen durchdringende Orientierung und damit der Orientierungsrahmen besteht in der Ausrichtung an politischen Idealen. Diese umfassen Werte wie Systemkritik, Progressivität, Gleichberechtigung, Demokratisierung, die Verantwortung und der Wille, Gesellschaft zu gestalten, Freiheit, Selbstbestimmung und Ambiguitätstoleranz. Dementsprechend ist seine Männlichkeitskonstruktion stark am Konzept der Caring Masculinities orientiert. Zugleich zeigt er gerade hinsichtlich seiner Bildungs- und Berufsbiographie ›traditionell-männliche‹ Verhaltensweisen, die auf eine gleichzeitige Orientierung an hegemonialer Männlichkeit verweisen. Deniz erfüllt die Anforderungen an neue Vaterschaft, was sich ebenfalls an seiner Beteiligung an Organisations-, Erziehungs- und Haushaltsaufgaben zeigt. In Bezug auf den Umgang mit seiner natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit bzw. den ihm zugeschriebenen Migrationshintergrund zeigt er sich (macht-)kritisch reflektierend und verweigert die Reproduktion von Zuschreibungen.

4.1.2 Onur

Soziodemographische Daten

Onur ist zum Zeitpunkt des Interviews 42 Jahre alt, verheiratet und Vater von drei Kindern. Onurs Ehefrau, die während Interview ebenfalls anwesend ist, arbeitet in Teilzeit im Einzelhandel. Wie Onur hat auch sie einen türkischen Migrationshintergrund. Die älteste Tochter ist 16 Jahre alt und besucht die Realschule. Die mittlere Tochter ist 13 Jahre alt und besucht ein Gymnasium. Das jüngste Kind ist der vierjährige Sohn, der in den Kindergarten geht. Onur schließt die Hauptschule ab und macht dann eine Ausbildung zum Gas-Wasser-Installateur, um im Anschluss die Meisterschule zu absolvieren. Seither arbeitet er im gleichen Betrieb in Vollzeit in einer Position als Meister. Onurs Eltern migrieren zu Beginn der 1970er Jahre aus

Aufteilung in unterschiedliche Räume und Sphären. Wer wo *hineinpasst* wird aus machtvoller Perspektive vermeintlich eindeutig festgelegt« (ebd., S. 272, H.i.O.).

der Türkei nach Deutschland. Während sein Vater in der Türkei die Polizeischule besucht, absolviert er in Deutschland eine Ausbildung als Maurer und arbeitet fortan in dem Beruf.¹⁷ Onur ist in Deutschland geboren, hat einen älteren Bruder und eine jüngere Schwester. Er wächst mit seiner Familie in einem Viertel einer Großstadt auf, in dem viele »Ausländer« (Z. 34) leben.

Männlichkeit

In Bezug auf Männlichkeit orientiert sich Onur an dem Idealbild hegemonialer Männlichkeit. Er weist eine überaus hohe Identifikation mit seiner Erwerbsarbeit auf und versteht sich als Ernährer und Versorger der Familie, was als Kernelement hegemonialer Männlichkeit gesehen werden kann. Zugleich orientiert Onur sich, gerade was seine Bildungs- und Berufsbiographie betrifft, stark an den männlichen Personen in seinem Umfeld. Dies kann anhand des Narrativs über Onurs Schullaufbahn aus der Eingangspassage gezeigt werden: Onur besucht bis zur sechsten Klasse eine »Mischmasch Ausländer Schule« (Z. 51), bis er für dreieinhalb Jahre auf die Realschule wechselt. Hier besteht er eine Prüfung nicht, weswegen er zurück auf die Hauptschule wechseln muss. Nach seinem Abschluss absolviert er eine Ausbildung als Gas-Wasser-Installateur (vgl. Z. 52ff.). In der Berufsschule zeigt er gute Leistungen, hat sogar das »Gefühl [...] einer der besten in der Klasse [zu sein, JB]« (Z. 57f.). Mit 15 oder 16 Jahren hat er allerdings einen »Durchhänger« (Z. 58). Er verbringt viel Zeit mit Mitschüler:innen, »die au net so (2) äh, Meinesgleichn warn [weil sie, JB] Blödsinn gmacht ham« (Z. 60). Retrospektiv reflektiert er »dis war halt, die falsche Richtung und dann hab i alles versaut« (Z. 62). Sein Bruder besucht ebenfalls die Realschule, »zieht sie durch« und weicht damit mit seiner weiteren Bildungs- und Berufsbiographie deutlich von Onur ab (vgl. Z. 63ff.). Onur sagt über seinen Bruder: »also, die Bildung was er-was er hat also, [lachend] brauch mer ga net drüber redn« (Z. 65). Diese sehr dichte Passage ist aus sequenzanalytischer Perspektive besonders interessant, da Onur anschaulich von seiner Schullaufbahn erzählt, die er sich durch den »falschen Umgang« »versaut« (Z. 62) hat. Seine Mitschüler:innen üben einen »schlechten Einfluss« auf ihn aus, was er daran festmacht, dass diese nicht »seinesgleichen« sind, da sie sich »vom Gedanken her« von ihm unterscheiden. Hier kündigt sich eine der für den Fall kennzeichnenden Orientierungen an: Onurs Orientierung an »richtigem« und »falschem« Verhalten. Er strebt danach, »das Richtige« zu tun und wird durch den Einfluss Anderer in die »falsche Richtung« gelenkt. Dies zeigt sich eben exemplarisch in der Retrospektive auf seine, aus Onurs Sicht, misslungene Schulkarriere. Gerade im Vergleich zu

17 Onur erzählt über die Bildungs- bzw. Berufsbiographie seiner Mutter lediglich, dass sie die Schule irgendwann abbricht (»die hat au damals war=s ja so dass ma in bestimmten Klassen einfach abgebrochen hat« (Z. 399f.)). Ob und in welchem Rahmen die Mutter in Deutschland erwerbstätig ist, bleibt offen.

seinem Bruder wird ersichtlich, dass Onur hohe Bildungsaspirationen hat. Der Satzabbruch »also, die Bildung was er-was er hat also, [lachend] brauch mer ga net drüber redn und ich hab halt, nur äh,« zeigt dies augenfällig. Weiter erzählt er, dass er auf dem Weg ins Jugendhaus an einem Schaufenster mit einem Aushang, dass »Lehrlinge gesucht« (Z. 79) werden, vorbeikommt. Er bewirbt sich, absolviert eine dreitägige Probearbeit und wird eingestellt (vgl. Z. 83f.). Seit »siebenundzwanzig Jahren« (Z. 85) arbeitet er nun »im gleichen Betrieb« (ebd.), wo er »sehr zufrieden« (Z. 86) und auch »dankbar« (ebd.) ist. Er erfährt auf seiner Stelle viel Unterstützung (»wo es geht« (Z. 87)). Zudem beendet er die Meisterschule erfolgreich und besetzt nun einen »Meisterposten« (Z. 89). Er konkludiert: »also mir jetz-mir geht=s gut in der Hinsicht« (Z. 89f.). Eine Lesart dieser Erzählung könnte sein, dass Onur diese Form des Narrativs wählt, um zu verdeutlichen, dass er ›das Schlimmste‹ in letzter Sekunde abwenden konnte und es dank harter und guter Arbeit doch noch geschafft hat, einen ›ordentlichen‹ Beruf zu ergreifen und sich sogar zum Meister zu qualifizieren. Symbolisches Kapital bzw. soziale Anerkennung erhält er auch über seine langjährige Betriebszugehörigkeit. Damit sind auch traditionelle Werte wie Disziplin, Zuverlässigkeit und Loyalität verknüpft. In einer weiteren Passage, in der es um die Bildungs- und Berufsbiographie seines Bruders geht, findet Onurs Idealbild von Männlichkeit seinen Ausdruck:

»[A]lso mein **Bruder** der wie gesagt der hat (2) [holt Luft] *drei* ja=dann war=er, **Fachoberschule** und abschlossn=irgendeine Hochschule und=sonst=was und der hat sich wirklich weitergebildet=der=hat=s=äh=äh Ausbildung als Kommunikationselektroniker gmacht hat sei Techniker da gmacht, immer weiter und dann äh-hat er **wirklich** äh=auch=äh sehr viel Glück ghabt mit seim **Chef**, [holt Luft] und, [schnalzt], der hat ihn sehr viel unterstützt und dann hat er s-a-auf sein **Meister gmacht**, seine Diplomarbeit hat er gmacht, sei Bachelor, (was=weiß=i) sein **Master**, (und=zwar) is=er grad auch dabei sei äh Doktorarbeit zu machn in seim Beruf aber=der=hat sich jetzt *äh*, is ja=jetzt ganz andere Br-anche der=is=jetzt [schnalzt] wie heißt=s ähm, Qualitätsingenieur bei [**Autohersteller**] (also=der=is) der, is wirklich von der Elitetruppe ganz obn, und der is einfach der End Prüfer, und der ch-checkt alles durch [leiser] dann geht=s also der is wirklich tip also *der* wie gesagt der is jetzt auch w-, ja Mitte **vierzig**, und der, der is einfach wahnsinnig was so Bildung, der is=einfach nur, [holt Luft] der will einfach diesen Doktorarbeit macht er nur dass er einfach vor seinen Namen diesen, **DR Punkt** stehn hat **ja** [lacht] dis macht er einfach nur und wirklich, der is, wirklich d-ein **Topmann** in seinem Beruf, und der macht des auch gut und, natürlich auch die Bezahlung, top bezahlt« (Z. 246–262).

Die Bildungsbiographie von Onurs Bruder ist durch verschiedene Stationen, wie durch eine Ausbildung als Kommunikationselektroniker, den Besuch einer Fachoberschule, durch Weiterbildungen als Techniker und Meister, das Absolvieren eines

Bachelor- und Masterstudiengang sowie durch das Verfassen einer Doktorarbeit geprägt. Heute arbeitet der Bruder als Qualitätsingenieur bei einem großen Autohersteller und gehört damit zur »Elitetruppe ganz obn«. Onur belegt seinen Bruder mit bestimmten Prädikaten wie »tip«, »wahnsinnig was so Bildung [anbelangt, JB]«. Er macht seinen Job gut und wird »top bezahlt«. Damit ist der Bruder ein »Topmann in seinem Beruf«. Die Bildungs- und Berufsbiographie von Onurs Bruder beschreibt einen erfolgreichen Bildungsaufstieg¹⁸. Der Bruder wird im Laufe seiner Karriere den höchsten akademischen Grad erlangen und arbeitet darüber hinaus in einer hohen Position mit guter Bezahlung bei einem traditionsreichen und bekannten Unternehmen, dass ein für die deutsche Kultur(-geschichte) wichtiges Gut – Autos – produziert. Aus Onurs Sicht hat sein Bruder es »geschafft«, seine Bewunderung für ihn wird überdeutlich. Mit der Bezeichnung »Topmann in seinem Beruf« zeigt sich deutlich die Idealisierung der Verknüpfung von Männlichkeit und Erwerbstätigkeit im Sinne der hegemonialen Männlichkeit bzw. der Transnational Business Masculinity. Markant wird hier von Onur formuliert, dass nicht nur der Beruf, sondern auch der berufliche Erfolg den Kern industriegesellschaftlicher Männlichkeit ausmachen (vgl. Meuser 2009, S. 82). Dass Onur nur sehr kurz und fragmentarisch über seine Schwester spricht – obwohl auch diese die allgemeine Hochschulreife erlangt hat (vgl. Z. 285) – spiegelt seine Orientierung an männlichen Vorbildern in seinem Umfeld wider. Damit ein »Mann wahrhaft zum Mann« (Bourdieu 1997, S. 189) werden kann, ist er auf die Anhäufung von symbolischem Kapital durch die soziale Anerkennung anderer angewiesen.

Obwohl formal nicht vergleichbar erfolgreich wie sein Bruder, erfüllt Onur über Umwege ebenfalls die Anforderungen an industriegesellschaftliche Männlichkeit. Onurs Erwerbstätigkeit hat eine hohe identitätsstiftende Funktion für ihn (»wenn i nochmal auf die Welt kommen würde i mach den gleichn Beruf nochmal also ich

18 Unter einem Bildungsaufstieg wird in Anlehnung an King (2006) »der statistisch weniger wahrscheinliche Fall des im Verhältnis zur Herkunftsfamilie weiterreichenden Bildungserfolgs« (S. 27) verstanden. Ein Bildungsaufstieg bedeutet für ein Individuum, das (Bildungs-)Milieu der Herkunftsfamilie zu verlassen und damit einhergehend eine Distanzierung zu sozialen (Familien-)Beziehungen und soziokulturellen Praktiken zu erfahren. Für Kinder aus Arbeiter:innenfamilien mit und ohne Migrationshintergrund ist festzuhalten, dass diese im Vergleich zu autochthonen Kindern aus Akademiker:innenfamilien sehr viel mehr gesellschaftliche, soziale, institutionelle und psychosoziale Hürden nehmen müssen. Für Kinder mit Migrationshintergrund ergibt sich zudem oft ein besonderer Druck aus den Erwartungen der Eltern an ihren Bildungserfolg, die verwirklicht werden sollen, um den familialen Status zu verbessern und »den Erfolg des familialen Migrationsprojekts zu bestätigen« (ebd., S. 35). Zugleich sind sie sowohl im aber auch außerhalb des Bildungssystems verschiedenen Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen ausgesetzt, die auch durch den Bildungserfolg nicht kompensiert werden können (vgl. ebd., S. 28ff.).

liebe einfach [lacht] also=des is für mich ge-gemacht« (Z. 516ff.)).¹⁹ Darüber hinaus ist Onurs Männlichkeitskonstruktion als mit Rassismuserfahrungen verschränkt zu analysieren und zu verstehen:

»[U]nd i hab **nie** wirklich, also [klopft drei Mal auf den Tisch] wirklich toi toi toi **nie** irgendwie, [schluckt] so Beanstandungen ghabt nichts mit=den **Kunden** komm ich **super klar**, egal wo ich bin des=is=immer so a Sache bei Kundn natürlich bisch du **überall** und Neukundn und, **man is halt nunmal äh Ausländer** und man hat ja viele **Vorurteile** also i mein is halt **so** weil i hab ja **au Vorurteile** also, is ja nicht so und dann *äh*, der **erschte Blick** is immer und da merk ich scho **da** die denken [leiser] also=kann=der=überhaupt=was also mh dann schaut ma von Kopf bis Fuß erschtmal an und dann dann, innerhalb halber Stunde krieg i alles in Griff also dann, hab ich die alle so weit dass dann [lachend] wirklich nur Lob ausgesprochn wird [lacht] [holt Luft] da bin ich gut sagt ja auch mei Chef also, (heu-ha ha ja pf) nie so a schwierige Situation ghabt wo i, ja ratlos war und hab dacht (also) wie komm i jetzt zurecht also (einfach) glatt glaufn also mein Leben selber wirklich, was i auf die Beine gstellt hab muss i sogn wirklich, a-i bin stolz auf mich« (Z. 553–566).

Onur kommt bis dato mit Kund:innen »super klar«, obwohl es »immer so a Sache« ist, da »man« nun mal »Ausländer« ist und »man [...] ja viele Vorurteile« hat, wovon er sich selbst nicht ausnimmt. Am ersten Blick der Kund:innen merkt er, dass diese seinem Können nicht vertrauen (»also=kann=der=überhaupt=was«) und ihn von Kopf bis Fuß mustern. Innerhalb kürzester Zeit »kriegt er aber alles in den Griff«, sodass ihm nur noch Lob ausgesprochen wird. Dass er seine Arbeit gut macht, bestätigt auch sein Chef und dementsprechend erlebt er bis heute keine Situation, die ihn »ratlos« macht. Er konkludiert, dass sein Leben »glatt glaufn« und er stolz auf sich und auf das ist, was er auf »die Beine gstellt [hat, JB]«. Die Erwerbsarbeit stellt für Onur also einerseits eine Möglichkeit dar, anderen zu beweisen, dass er »trotz seines Migrationshintergrunds« ein guter Arbeiter ist. Andererseits ist es gerade die für ihn (identitätsstiftende) Erwerbsarbeit, durch die er immer wieder in Situationen gerät, in denen er rassistische Diskriminierung²⁰ erfährt und sich beweisen muss, was einen hohen Performancedruck auslöst. Wie sehr Onurs Selbstwert an die erfolgreiche Bewältigung seiner Arbeit geknüpft ist zeigt sich auch daran, dass er trotz siebenundzwanzigjähriger Berufstätigkeit und -erfahrung danach strebt,

19 Die Passage über Onurs Haltung zur Erwerbsarbeit und deren Interpretation wird an dieser Stelle nicht weiter vertieft, da diese im Rahmen der sinngenetischen Typenbildung (4.2.3) genauer dargestellt wird.

20 Wenn eine Person eine Ungleichbehandlung als durch eine Gruppenzuschreibung (wie in diesem Fall bspw. »Ausländer«) motiviert wahrnimmt, wird von rassistischer Diskriminierung gesprochen. Entscheidend ist, dass das Erleben von Diskriminierung in der Perspektive der betroffenen Person entsteht (vgl. El-Mafaalani et al. 2017, S. 178).

von den Kund:innen und dem Chef gelobt zu werden. Sein Chef scheint für Onur eine wichtige Größe in der Bewältigung seines (Berufs-)Lebens zu sein und tritt im Interview immer wieder als Bezugsperson auf. Auch in der Passage zum Werdegang seines Bruders erzählt Onur, dass dieser, genauso wie er selbst, während der Ausbildung ›Glück mit dem Chef‹ sowie viel Unterstützung erfahren hat. Was genau Onur darunter versteht, bleibt ungeklärt. Eine Lesart dieses Narrativs könnte darin bestehen, dass Onur aufgrund der vielfachen Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen im Laufe seines Lebens internalisierte, dass ein sozialer Aufstieg ohne die Hilfe und Anerkennung eines der Dominanzgesellschaft zugehörigen Mannes nicht möglich ist. Auch die Geste, drei Mal auf Holz zu klopfen deutet an, dass Onur etwas abzuhalten versucht, worauf er als Individuum nur bedingt Einfluss hat. Zwar versucht er, sich über gute und harte Arbeit auch vor Rassismus und Diskriminierung zu schützen, jedoch muss er sich immer wieder neu beweisen und ist zusätzlich auf die Unterstützung seines Chefs angewiesen.

Onurs Männlichkeitskonstruktion ist also in erster Linie an die Identifikation mit seinem Beruf geknüpft, was einer traditionell-konservativen Orientierung an hegemonialer Männlichkeit entspricht. Diese Orientierung geht auch mit einer Kategorisierung von Handlungen und Verhalten in ›richtig‹ oder ›falsch‹ überein. ›Richtiges‹, ›gutes‹ Handeln sowie ›richtige‹ Normen und Werte sind die traditionellen, die sich schon seit Generationen bewahrheiten. Damit übereinstimmt ebenfalls die Orientierung an männlichen Bezugspersonen in seinem Umfeld, wie an seinem Bruder, seinem Chef oder seinem Vater.

Vaterschaft

Onur sieht seine Vaterrolle in erster Linie geprägt durch die Verantwortung als Versorger und Ernährer und orientiert sich dabei wiederum an seinem eigenen Vater. Für seine Kinder hat er hohe Bildungsaspirationen und übernimmt die Funktionen als Bezugsperson und Ansprechpartner bei Problemen. Die Familie hat generell einen hohen Stellenwert für Onur.

Zunächst war der Übergang zur Vaterschaft bei Onur kein leichter. Auf die emanente Nachfrage, wie er die Ankündigung des ersten Kindes erlebt, spricht Onur von einer »Umstellung« (Z. 700), die nicht leicht für ihn war und die er »gar net geschallt« (ebd.) hat. Vielmehr dauert es »ewig« (Z. 702), dass »im Kopf irgendwas passiert is« (ebd.). Die innere Stimme sagt ihm, dass er jetzt Vater ist, ein »kleines Kind« (Z. 703) und damit eine »ganz andere Verantwortung« (Z. 704) hat. Onur ist mit der Situation überfordert (»wie soll i mi reagiern« (Z. 705)), und kann sich nur eingeschränkt freuen (»ok ich hab mich gefreut natürl- aber nicht so« (Z. 706), »dis Kind is halt da, was=soll=ma=machen« (Z. 707)). Obwohl er bei allen Geburten seiner drei Kinder dabei ist, stellt sich bei seinem ersten kein Gefühl wie »super« (Z. 709) oder »geil« (ebd.) darüber ein, dass er Vater geworden ist. Er muss nicht weinen (»nicht angefang irgendwie zu heuln oder sowas« (Z. 709)), sondern bleibt »ganz

trocken« (ebd.) und kehrt am nächsten Tag in seinen normalen Alltag zurück (vgl. Z. 707ff.). Als die Tochter ca. ein Jahr alt ist, kann er sich »wirklich äh, freun« (Z. 712). Nach der Arbeit will er seine Tochter so schnell wie möglich sehen (vgl. Z. 712ff.). Dies stellt sich allerdings »sehr sehr spät« (Z. 716) ein – im Vergleich zur zweiten Tochter, wo das Gefühl ein »anderes« (Z. 717) und »einfach da« (ebd.) ist und auch im Vergleich zum dritten Kind, das nicht geplant war (vgl. Z. 718). Da es sich bei seinem dritten Kind um »n Jungen au noch« (Z. 719) handelt, freut Onur sich »wahn-sinnig« (Z. 720). Onur argumentiert in dieser Passage, warum er so lange braucht, sich auf die neue Rolle als Vater einzustellen. Zunächst einmal ist er mit der Situation überfordert und irritiert darüber, dass sich die erwarteten Gefühle seiner Tochter gegenüber nicht einstellen. Es mutet fast despektierlich an, wie er laut darüber nachdenkt, dass es eine Möglichkeit gewesen wäre, zu weinen. Das Empfinden und Zeigen einer solchen Emotion scheint in Onurs Männlichkeitskonstruktion unmöglich. Möglicherweise stellt es einerseits eine Bewältigungsstrategie der massiv überfordernden Situation dar, direkt am nächsten Tag zur alten Ordnung überzugehen, die die Übernahme von Sorgearbeit ausschließt. Andererseits stellt Onurs Verhalten eher die Regel als die Ausnahme dar: Die meisten Väter nehmen (freiwillig oder unfreiwillig) während der Schwangerschaft und Geburt lediglich eine »Nebenrolle« (vgl. Kassner et al. 2022, S. 41) ein, die den Übergang in die neue Lebensphase erschwert.²¹ Deutlich wird in dieser Passage darüber hinaus Onurs positiver Horizont, der sich auf die Verantwortungsübernahme als Vater bezieht. Da die Verantwortung in einem traditionell-konservativen Verständnis aber in erster Linie in der Sicherung des Familieneinkommens besteht, ist es nicht überraschend, dass Onur am nächsten Tag in seinen (Berufs-)Alltag zurückkehrt. Erkennbar wird auch, dass es Onur über den Zeitverlauf gelingt, mehr (liebevoll) Emotionen zuzulassen und sich schneller auf die Kinder einzustellen. Das Wahrnehmen und Zulassen von Gefühlen jenseits von Wut und Aggression wird von Jungen und Männern über die Aneignung eines männlichen Habitus und insbesondere über die Teilnahme an den ernstesten Spielen des Wettbewerbs verlernt, die eine Orientierung am Außen und am Handeln erfordern (vgl. Böhnisch und Winter 1993, S. 129f.). Mit seiner traditionell-konservativen Orientierung geht auch eine Orientierung Onurs an Heteronormativität einher, die sich im Interview immer wieder, an dieser Stelle aber vor allem durch seine besondere Freude über die Geburt eines Sohnes ausdrückt. Auf die exmanente Frage nach der Beschreibung seiner Vaterrolle wird erneut die Orientierung an männlichen Bezugspersonen ersichtlich. In Bezug auf Onurs Vaterschaft stellt sein eigener Vater ein »Vorbild« für ihn dar:

21 Die Wichtigkeit der Einbindung von Vätern als eigenständiger Elternteil für die Realisierung einer neuen Vaterschaft von Anfang an (vgl. Kassner et al. 2022, S. 41f.) zeigt sich nicht zuletzt auf politischer Ebene in der Diskussion um die zweiwöchige bezahlte Freistellung von Vätern nach der Geburt, die in Deutschland ab 2024 gewährt werden soll (vgl. Hoyer 2023, o.S.).

»Also, Vaterrolle wenn i sag, [holt tief Luft] ich, nimm=mir, immer mein Vater als Voll-als **Vorbild** also für **mich** ok die **Erziehung** muss da also, muss schau dass i-äh also **Ausbildung**, **Schule vor allm** also, die **Bildung** vor allm, allgemein, und des muss alles passen also wir sind immer wirklich dahinter also egal was is, egal was sie brauchen für die Schule ok [holt Luft] äh ok v-, viel komm=ma ja mit den Hausaufgaben komm i jetzt langsam nicht mehr zurecht weil, meine Tochter is auf=m=äh, Gymmi **beide**, und ok die große is wieder zurück auf der Realschule genau und dann, da komm i net **mit** (bei) so kleinste, B-Br-Bruchaufgaben da hab i scho, Probleme natürlich äh, wir helfn dafür soweit=s geht und dann, kriegn=s halt **Nachhilfe** und alles wir si-wir sind echt dahinter also es is nicht so dass die neue Generation a-auch viel mehr auf die Kinder dann, eingeht, als wie die, die **erschte** Generation sag i mal d-w-des sind unser **ein und alles**, unsere Kinder, also wenn ich jetzt wie gesagt wenn ich jetzt mei-Vater an-äh-schau und der hat ja alles Mögliche gmacht und=äh die Kinder, auch wenn er nicht mehr da is, mei Vater dass wir was von ihm **habn** also der wird sie im Grab glaub ich tausend Mal umdrehn wenn er-wenn er **weiß** ok, ich war **da** für meine Kinder und dann, ham=s nix davon also dem-der will, wirklich was **erben** und, also dis=is, dis=is bei den **Türken** so wenn ich Kinder hab und die ham **nix** von mir also wirklich **nichts**, war halt mei Vater und=dann später dass uns b-besser äh geht gut geht und da- [holt Luft] also der wird **alles machn** dass dass **jedes**, also gu-äh-so gutes Anteil **bekommt** an, keine Ahnung finanziell weiß ich nich um dis geht=s ihm, und mir geht=s genauso, also ich würd wirklich alles machn für meine Kinder auch f-wenn ich nich da bin also wirklich **anspann**, [schnalzt] dass meine Kinder dann, wenn ich da bin später, dass da-äh-dass die dann sogn könn ok des hab i von meim Vater noch bekommen auch in **Lebenszeiten** natürlich Unterstützung ohne **Ende**, **wo=s geht** und dann später auch, des is sehr sehr wichtig, also wirklich **da**, da bin ich wirklich irgendwie, des **frisst mi auf**, wenn des tut mi echt **belasten** wenn i wenn i dann wirklich komplett pleite bin und sag **ok**, i-irgendwann schtirbsch weg und dann, **hasch nix** und Kinder ham **au nix** und, [holt Luft] und **ich will nicht hörn** wie=mein=Chef=**jeds=Mal** i=hab=ja=von=meim=Vater=nix=kriegt und hin und her dis, [holt Luft] und der ich [holt Luft] ich sag=s ihm **des geht bei uns net**, des klappt net also i **muss**, **schaun** dass i irgendwas für meine **Kinder** dann **hinterlasse** also des is doch, nich möglich und bei den **Türken vor allm** ich äh kenn das nur von den Türken dass die wirklich [holt Luft], **alles** für die Kinder tun« (Z. 722–752).

Onur nimmt sich seinen Vater bezüglich seiner eigenen Vaterrolle als Vorbild. Er muss (zusammen mit seiner Frau) sicherstellen, dass Erziehung, Schule und Ausbildung für die Kinder »passen«. Onur bemerkt, dass er mit den Hausaufgaben der Kinder langsam nicht mehr zurechtkommt, da die Töchter das Gymnasium bzw. die Realschule besuchen. Daher bekommen sie Nachhilfe. Die Kinder stellen bereits für seine Elterngeneration das »[E]in und [A]lles« dar. Schon sein bereits verstobener Vater hat »alles Mögliche gmacht«. Er würde sich »tausend Mal [im Grab, JB] umdrehn«, wenn er wüsste, dass er zwar für seine Kinder da war, ihnen aber nichts

vererben konnte. Dies ist, so Onur, bei »den Türken so«. Der Vater würde alles tun, dass es seinen Kindern später »gut geht« und jedes Kind seinen »Anteil« bekommt. Auch Onur würde alles für seine Kinder tun, womit er insbesondere das (An-)Sparen meint, sodass die Kinder sagen können »ok des hab i von meim Vater noch bekommen«. Auch zu »Lebzeiten« will Onur seinen Kindern »Unterstützung ohne Ende« bieten und »später auch«. Es belastet ihn sehr, »frisst [ihn regelrecht, JB] auf«, wenn er sich vorstellt, mittellos zu sterben und den Kindern nichts zu hinterlassen. Er »will nicht hörn« wie sein Chef immer wieder erzählt, dass dieser von seinem Vater »nix=kriegt« hat, denn »des geht bei uns net, des klappt net«. Er »muss schaun«, dass er den Kindern etwas hinterlässt. Onur kennt es »nur von den Türken«, dass diese »alles für die Kinder tun«. Im Rahmen dieser Passage, die aufgrund ihrer hohen Dichte als Fokussierungsmetapher gelten kann, entfaltet Onur die den Fall prägenden Orientierungen. Zunächst bezieht sich dies auf die Orientierung am eigenen Vater, der eine Vorbildfunktion für Onur einnimmt. Onurs Vater erfüllt seine Verantwortung als Vater und als »Türke«, seinen Kindern ökonomisches Kapital zu vererben und alles für seine Kinder zu tun.²² Dies ist wiederum kongruent mit der Orientierung an Traditionen und auch damit, dass diese Form der Fürsorge bereits durch die Elterngeneration erfolgt ist. Wie hoch der emotionale und finanzielle Druck ist, zeigt sich markant in der Sequenzanalyse der Passage. Die Vorstellung, dieser Verantwortung nicht nachkommen zu können, belastet ihn enorm. Dies findet ebenfalls Ausdruck darin, dass es für Onur schier unerträglich ist zu hören, dass der Vater seines Chefs, der ebenfalls eine wichtige männliche Bezugsperson für ihn darstellt, (finanziell) nicht für ihn (vor-)gesorgt hat. Sein Vater ist aber nicht nur in finanzieller Hinsicht ein Vorbild für Onur, sondern erfüllt auch die Funktion des Ansprechpartners und Unterstützers und ist für Onur die primäre Bezugsperson: »[A]lso, mit=meim Va-Vater konnt ich die Sachn, a bissl besser also konnt ich besser aussprechen des Ganze also was ich- auch wenn=s mir schlecht ging also da bin ich nicht zu meiner Mutter immer grannt sondern, mein Vater war immer für mi-uns da« (Z. 183ff.). Onurs Erklärung dafür, dass er sich dem Vater besser öffnen kann, besteht darin, dass der Vater immer für ihn und seine Geschwister da war, außerdem ruhiger ist und auch über »mehr Bildung« als Onurs Mutter verfügt (vgl. Z. 398f.). Erneut wird der positive Horizont der guten (Aus-)Bildung ersichtlich, die sich auch auf seine Kinder bezieht und der auch von seiner Frau geteilt wird. In einem Abschnitt, in dem es um Onurs Wünsche für die Zukunft geht, nennt er unter

22 Onur bezieht sich hier auf ein Erlebnis, von dem er in der Eingangspassage erzählt. Mit 19 Jahren kommt er mit 1500 Mark Schulden aus dem Urlaub zurück und will bei der Bank einen Kredit über 2000 Mark aufnehmen. Der Bankberater ist irritiert, da auf seinem Konto 46000 Mark sind. Es stellt sich heraus, dass sein Vater das Kindergeld seit der Geburt für jedes einzelne Kind angespart hat (vgl. Z. 152ff.).

anderem die Ausbildung seiner Kinder (»dass ma wirklich alle, [holt Luft] die Ausbildung abschließen wirklich äh dann, einfach äh selber sich, äh zurechtfinden im Leben« [Z. 993f.]). Onurs Frau stimmt darauf ein und führt fort:

»F.: Guten Job natürlich (2) ich tu jetzt schon zum Beispiel den Mädels, des so einflößn dass se einfach so=n Job **annehmen** wo sie auch, **wenn** sie Kinder=abena-a Kinder haben dann irgendwann mal später **arbeiten** können also, so Lehrerin oder was weiß i, kannst ja locker arbeitn wenn=d, des Kind dann im Kindergarten is oder Krippe kannst no **arbeitn** also, dass sie einfach auf den, **selber** auf den Beinen stehn und auf **keinen** angewiesen sind, auch wenn=s n,

O.:

L Ja des vor allm

F.: N dann mal n Mann habn und des **läuft net** [holt Luft] und, klar können=se sich **scheiden** lassn sonst, nicht wie alle **Türkn** nein des musst du durchhalten oder so *aber*, mh einfach dass se was auf die Beine stelln« (Z. 995–1004).

Onur validiert die Haltung seiner Frau, die einen »[g]uten Job« für die Kinder wichtig findet. Dieser Job soll den »Mädels« die Vereinbarkeit von Beruf und Familie garantieren. Als Lehrerin könnten sie bspw. »locker« arbeiten, wenn das Kind fremdbetreut wird. Onurs Frau ist es wichtig, dass ihre Kinder auf eigenen Beinen stehen und »auf keinen angewiesen sind«. An dieser Stelle bestätigt Onur die Aussage seiner Frau und betont durch seine Ergänzung »des vor allm« die Wichtigkeit der (finanziellen) Unabhängigkeit seiner Töchter. Seine Frau elaboriert ihre Haltung weiter und ergänzt, dass es auch wichtig ist, dass die Kinder etwas »auf die Beine stelln«, sodass sie sich scheiden lassen können, falls die Ehe nicht »läuft«. Im Gegensatz zu »alle[n anderen, JB] Türken« ist sie nicht der Meinung, dass ihre Kinder eine nicht-funktionierende Ehe aushalten müssen. Wie bereits angesprochen, zeigen sich hier nicht nur die hohen Bildungsaspirationen der Eltern, die bspw. ein Lehramtsstudium für die Kinder vorsehen, sondern auch das Konzept der Heteronormativität, das eine heterosexuelle Orientierung und die traditionell-konservative Form der Ehe als Gestaltung der Partnerschaft für die Kinder vorsieht.

Care

Onur übernimmt, jenseits seiner Funktion als Bezugsperson, wenig Care-Arbeit. Insbesondere für organisatorische und haushaltsbezogene Aufgaben ist seine Frau allein zuständig. In Erziehungsaufgaben fungieren die Eltern jedoch als Team. Ihre Erziehung orientiert sich an konservativen Werten, deren Begründungslogik sich an der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit orientiert. Auf die exmanente Nach-

frage nach der Aufteilung von Aufgaben in Haushalt und Erziehung entfaltet sich eine Diskussion zwischen Onur und seiner Frau²³:

- »I.: Mich würd nochmal intressiern wie **teilt** ihr euch denn so Aufgaben auf in **Haushalt** und **Erziehung** wie macht ihr des, mit den Kids wie macht ihr des
 O.: Mh=*ja* [F. schmunzelt] ja i bin **mehr** immer wenn,
 F.: L Er is nur am **Arbeiten** [lacht]
 O.: Und wenn ich da bin hab ich immer **Zeit** eigentlich für, da spiel ma mal ne Stunde oder sowas, mi=m Kleinen und=wenn=die=Mädls=irgendwelche=Fragn=au am **Wochenende** simmer immer=ham ma immer mach ma wirklich so kleine **Ausflüge** da bin ich immer **da** und wenn mer raus wolln irgendwie=da=bin=i=da=aber=wenn äh, größtenteils macht=s meine Frau eigentlich=immer, aber so, mit den Ki-
 F.: Also Kochen mach **ich** () keine Ahnung [lacht]
 O.: L Also **Haushalt**, ja kochen tu i **ab und zu** mal mei aber i
 F.: L Ja dis, dis gibt=s bei uns, ja, dis, **dis gibts bei uns Türkn nicht, gibt=s einfach nicht** is **einfach** so, **fertig**
 O.: Naja aber wir sind, lass mi bissle **Türke** sein hier, ok [alle lachen]
 F.: **Gibt=s einfach nicht** und *ähm*, auch wenn du-arbeit-auch wenn die Frau **arbeitet**, muss sie kochen muss sie **putzen** muss sie **wasch**-Wäsche waschen, dis is einfach so, klar tut er mal mithelfen mal staubsaugen oder Müll raus was weiß i [O. lacht leise] *pf* keine Ahnung
 O.: [Leiser] Kömm=ma=jetzt, mal aufwiegen [F. und I. lachen]
 F.: Aber, so im großen Ganzen macht=s schon die Frau ja=und, [räuspert sich] also=ich=kenn=jetzt **keine** türkische Frau die jetzt Vollzeit arbeitet, des au net geht keiner eigentlich voll arbeiten, [räuspert sich] und so bleibt halt eben der **Frau** dann Zeit um des Ganze zu erledigen weil der **Mann** geht ja Vollzeit arbeiten und des is dann natürlich, joa [lacht]« (Z. 829–854).

Auf die exmanente Frage der Interviewerin, beginnt Onur mit den Worten zu ringen. Seine Frau unterbricht ihn und formuliert ihre Sicht auf die Dinge pointiert: »Er is nur am Arbeiten«. Daraufhin elaboriert Onur, dass er »immer Zeit« für seine Kinder hat, wenn er da ist. Dann spielt er »mal ne Stunde« mit dem Sohn oder ist für »Fragn« der Töchter ansprechbar. Am Wochenende machen sie kleine Ausflüge. Größtenteils jedoch, resümiert er, »macht=s meine Frau eigentlich=immer«. Seine Frau ergänzt, dass sie für das Kochen verantwortlich ist. Onur positioniert sich antithetisch, indem er für sich beansprucht auch ab und an zu kochen. Daraufhin proponiert seine Frau die Begründung für diese Aufteilung, die in der natio-

23 An dieser Stelle schaltet sich Onurs Frau das erste Mal aktiv in das Interview ein. Möglicherweise ist dies dem Umstand geschuldet, dass die Interviewerin durch ihre Frage suggeriert, die Eltern würden sich Care-Arbeit teilen.

ethno-kulturellen Zugehörigkeit bzw. im zugeschriebenen Migrationshintergrund besteht. Onur bezieht sich wieder antithetisch auf seine Frau, indem er sagt: »Naja, aber wir sind, lass mi bissle Türke sein«. Onurs Frau wiederholt ihre Erklärung daraufhin (»Gibt=s einfach nicht«) und führt fort, dass (türkische) Frauen – auch wenn sie erwerbstätig sind – in der Verantwortung stehen zu kochen, zu putzen und zu waschen. Onur hilft mit, in dem er »mal« staubsaugt oder den Müll rausbringt. Durch seinen gegenläufigen Beitrag hält Onur nur mit geringem Widerstand dagegen (»Kömm=ma=jetzt, mal aufwiegen«). Onurs Frau konkludiert, dass »im großen Ganzen« die Frau für den Haushalt verantwortlich ist. Sie kennt »keine türkische Frau«, die Vollzeit arbeitet, weswegen die Frauen Zeit haben, um »des Ganze zu erledigen«. Im Rahmen der Sequenzanalyse zeigt sich anhand Onurs initialer Reaktion (»Mh=ja«), dass er erst kurz überlegen und innehalten muss, während seine Frau bereits schmunzelt. Da Onur in der gesamten Passage wenig klare Worte findet, kann vermutet werden, dass die Frage der Interviewerin einen Reflexionsprozess bei ihm über seine tatsächliche Beteiligung an Care-Arbeit auslöst. Mit einer weiteren Lesart kann davon ausgegangen werden, dass Onur sich durchaus über innerfamiliäre Sorgearbeitsarrangement bewusst ist, durch das öffentliche Sprechen im Rahmen der Interviewsituation jedoch Gefühle wie Schuld und Scham ausgelöst werden, da er durch die Anwesenheit seiner Frau nicht sozial erwünscht antworten kann.²⁴ Dies könnte auch dadurch verstärkt werden, dass seine Frau die von vielen Müttern nahezu allein getragene Belastung durch Care-Arbeit explizit benennt. Onur tritt demgegenüber eher als ›Freizeitpapa‹ auf, der vor allem am Wochenende Zeit mit seiner Familie verbringt. Ein geringes Enaktierungspotential kann aus dem positiven Horizont ›immer da zu sein‹ aber gleichzeitig aufgrund der Erwerbstätigkeit ›nur‹ »mal ne Stunde« mit dem Sohn zu spielen zu können, herausgelesen werden. Die elterlichen Rollen sind also klassisch definiert und mit geschlechterstereotypen Aufgaben besetzt – was einmal mehr auf die ›türkische Herkunft‹ zurückgeführt wird. Deutlich wird hier, dass Onurs Verständnis von Vaterschaft und der Beteiligung an Erziehungsaufgaben davon geprägt ist, eine Bezugsperson für seine Kinder zu sein. Dies ist allerdings nicht gleichbedeutend damit, möglichst viel Zeit mit den Kindern zu verbringen. Vielmehr möchte er als Ansprechpartner gelten, sobald Probleme auftreten. So ist er in Erziehungsaufgaben involviert, wenngleich er in dieser Rolle vor allem im Team mit seiner Frau auftritt. Dies zeigt sich an einer etwas längeren Passage, in der es zunächst darum geht, dass die ältere Tochter ihre gymnasiale Laufbahn durch ihr pubertäres Verhalten »versaut[e]«:

24 Interessant ist diese Passage auch im Hinblick auf Intervieweffekte (vgl. Kap. 3.3.2). Onur liest die Interviewerin als weiblich und damit möglicherweise als eine ›Verbündete‹ seiner Frau, was ihn vielleicht verunsichert. Das gemeinsame Lachen der beiden Frauen auf Onurs Vorschlag, die Care-Arbeiten aufwiegen zu können, kann tatsächlich als Solidarisierung und eine hohe Indexikalität aufgrund der weiblichen Geschlechtszugehörigkeit interpretiert werden.

»I.: Und so **Erziehungsaufgaben** wie macht ihr des, keine Ahnung, die=Kids habn *irgendwelche Probleme*, gibt=s da

F.: L Jaja wird schon besprochn

O.: Mhm, also eigentlich zusammen **immer** (2) meine große Tochter die hat jetzt (einfach), gottseidank is des jetzt rum mit der Pubertät glaub oder

F.: Net ganz

O.: () aber, //F.: **Katastrophe** [lacht]// war=se wirklich kaum **ansprechbar** und dann ham=mer wirklich aber au Abstand glassn einfach ihre Ruhe glassen mal, *und des* hat-

F.: L Die hockt, oben im Zimmer nur () runter [lacht]

O.: L Des hat mi bissi gstört dass sie eigentlich, dass sie eigentlich nie **da** war so richtig für sie auch aber-d-äh, von ihr is es ja auch nich so kommen also sie hat mir ja auch nich, hat ja mich auch=nich **gesucht** dass irgendwie, da hab ich wirklich drei vier Monate, ham=mer wirklich=s, [schluckt] **nötigste** halt mit ihr so **besprochn**, aber, sie wollte einfach sie wollte au **Abstand** und dann ham=mer gsagt lass mer sie einfach in **Ruhe** (2) es, es hat mich bisschen gestört aber, mittlerweile geht=s wieder, **die war ja au aggressiv** und dann, wie=gesagt Pubertät is i weiß net, die Eltern sind **scheiße** die wissn ja gar nix die=sind ja bissle zurückgebliebn ()

F.: L () nein, und ich darf gar **nix** () nix [l. lacht]

O.: L Obwohl sie, ok=äh alles dürfen wir auch nicht **erlauben**

F.: Durch die Pubertät hat sie ihr Gymnasium **versaut** im Endeffekt, kein Bock mehr ghabt zu le-lernen, aber wozu braucht=s eigentlich **Gymnasium**, sie will ja **sowieso Polizistin werden** und und da braucht man nur mittlere Reife reicht scho, so hat=s dann

O.: L Obwohl sie sehr sehr fleissig war also wirklich

F.: Und so hat=s dann, aber jetzt is sie natürlich *ah* (2) auch selber enttäuscht

O.: L Is ihr bewusst ja was was los-was **Sache** ist jetzt

F.: Jetzt is sie enttäuscht dass sie des nicht durchgezogen hat () aber ja is zu **spät** einfach kann=ma nix mehr **machen** und [räuspert sich] **ja** sowas bewältigen wir eigentlich zusammen

O.: Ja und=s klappt auch=halt relativ gut also, mir=ham=ja=immer a **Lösung** also wenn was, nit, passt, dann, schau=mer dass ma a gemeinsame Lösung dann findn und **dann**, [holt Luft] läuft des, läuft ganz-ganz gut soweit ja

F.: Also bei uns, dürfen die Töchter auch **raus** [lacht leise] [l lacht] dis is nich so nega- wie des alle immer so **rumtun** [lacht] [holt Luft] die dürfen au selber **weg** auch in die Stadt was weiß i bei Freundn übernachten oder **sowas** also es is jetzt wirklich nich so dass bei uns n-, so **krass** alles **abläuft** aber, **klar** würd ich jetzt nicht dass sie da **hin und her** mit sechzehn (oder) mit fuchzehn so wie=s, [holt Luft] viele, **d-eutsche Familien** sag=mer mal so, [leise] in also mit Anführungszeichen *ähm*, mit **da** n Freund dann hier mal n () Freund **da dann hier** ins [leise] Be-

da d-des gibt=s natürlich bei uns Tür- natürlich net dis is bei uns einfach Gang und Gäbe [lauter] **gibt=s einfach nicht (2) des wird auch so bleibn** also

O.: L Des sind einfach ja halt deswegen, mhm wird=auch=in=hundert=Jahr=noch so sein« (Z. 855–897).

Die Interviewerin stellt eine exmanente Nachfrage zum Umgang mit Erziehungsaufgaben, woraufhin Onurs Frau proponiert, dass diese gemeinsam besprochen werden, was Onur validiert. Er proponiert gleichzeitig ein neues Thema, nämlich dass die Pubertät der Tochter nun »gottseidank« vorbei ist und beendet die Aussage fragend, an seine Frau gewandt (»glaub oder«). Seine Frau verneint dies jedoch, woraufhin Onur erzählt, dass die Tochter »kaum ansprechbar« war, was seine Frau wiederum validiert (»Katastrophe«). Onur erzählt, dass es ihn zu dieser Zeit stört, dass seine Tochter »nie da war so richtig«. Sie hat ihn »nicht gesucht«, weswegen die Eltern einige Zeit nur das Nötigste mit ihr besprechen. Da die Tochter Abstand will, aggressiv ist und die Eltern als »scheiße« und »zurückgeblieben« empfindet, entschließen sich die Eltern dazu, sie in Ruhe zu lassen. Die Tochter, so ergänzt Onurs Frau, ist der Meinung, nichts zu dürfen. Onur reagiert darauf, indem er sagt, dass sie ihr »auch nicht [alles, JB] erlauben« dürfen. Onurs Frau wiederum proponiert ein neues Thema, indem sie erzählt, dass die Tochter durch die Pubertät das Gymnasium »versaut[e]«, da sie »kein Bock« mehr hatte, zu lernen, was Onur validiert. Seine Frau ergänzt, dass die Tochter jetzt »natürlich« auch »selber enttäuscht« ist. Onur konstatiert, dass ihr nun bewusst ist, »was Sache ist«. Onurs Frau konkludiert das Thema, indem sie Onur nochmals validiert und bestätigt, dass sie »sowas« in der Regel zusammen »bewältigen«. Onur validiert dies wiederum und ergänzt, dass dies »relativ gut« klappt und sie immer »a gemeinsame Lösung« finden. Daraufhin proponiert Onurs Frau ein neues Thema, indem sie erzählt, dass bei ihnen die »Töchter auch raus [dürfen, JB]« und es nicht so ist, »wie des alle immer so rumtun«. Die Töchter dürfen selbstständig in die Stadt gehen oder bei Freund:innen übernachten. Jedoch würde sie nicht akzeptieren, dass die Töchter mit 15 oder 16 Jahren wechselnde Partner haben, wie es in »viele[n], d-utsche[n] Familien« ist. So etwas gibt es bei »uns Tür-[ken, JB]« nicht und »des wird auch so bleibn«. Onur stimmt ein: »auch=in=hundert=Jahren=noch«. Sichtbar wird, dass es eine hohe Übereinstimmung der Eltern gibt, was Erziehungsfragen betrifft. Sie verstehen sich als »Erziehungsteam« und streben (bei Problemen) das Finden gemeinsamer Lösungen an, was einen geteilten positiven Horizont darstellt. Dass Onurs Frau näher an den Kindern und ihrem jeweiligen Entwicklungsstand ist, zeigt sich in ihrem Kommentar, der sich auf Onurs Fehleinschätzung zum Ende der Pubertät der Tochter bezieht. Über das widerständige und die Eltern ablehnende Verhalten zeigt sich Onur irritiert, bisweilen verletzt, da er (zumindest vorübergehend) keine Bezugsperson (mehr) für sie darstellt. Dass die Tochter die Eltern

als »zurückgeblieben« wahrnimmt und das Gefühl hat, »gar nix« zu dürfen, kann als Hinweis auf den Konservatismus der Eltern gedeutet werden. Dieser entfaltet sich, wenn es darum geht, dass die Kinder aus der Sicht der Eltern Freiheiten haben, indem sie altersgemäße Dinge wie ›bei Freundn übernachten‹ oder ›in die Stadt‹ gehen dürfen. Geht es um romantische Paarbeziehungen, sprechen sich aber beide Eltern dafür aus, nicht ›alles‹ zu erlauben, was wiederum auf die ›türkische Herkunft‹ zurückgeführt wird. Besonders interessant ist die Vehemenz, mit der von beiden Eltern daran festgehalten wird, dass die ›Dinge so bleiben wie sie sind‹. Nicht nur Deniz, sondern auch seine Frau orientieren sich also an Tradition und Konservatismus.

Nicht zuletzt bezieht sich Onurs Beschützerrolle als Vater und die Zusammenarbeit in Erziehungsfragen mit seiner Frau ebenfalls auf die Rassismuserfahrungen seiner Kinder, wie sich in folgendem Auszug zeigt:

»[A]lso meine meine Ki-äh meine **Töchter** ham au in der **Schule** vom **Lehrer** erfahra-also hörn müssen ob die für Erdogan=irgendwie sind oder äh-also **wirklich**, meine-meine **Toch**-die große wie-al-welche Klasse warn die siebte oder so, da kommt se irgendwie dann ham=mer glei anrufen natürlich ham gsagt was des sein soll also ob des wirklich so Stoff für den **Unterricht** is einfach Erdogan also die solln irgendwas **machn**, was=weiß=ich [zu seiner Frau] (war) **Mathe** oder Englisch ge, die Lehrerin, war Englischlehrerin ge //F: **ne**, glaub nich, irgendwas anderes// sag=i des hat doch mit Englischunterricht nix zu tun, und solche Sachn dis **nervt** einfach« (Z. 384–391).

Onur erzählt, dass seine ältere Tochter in der Schule durch die Lehrkraft dazu aufgefordert wurde, ihre Position zu Erdogan preiszugeben, worüber Onur sich empört. Daraufhin rufen die Eltern sofort in der Schule an und fragen »was des sein soll« und ob Erdogan wirklich Unterrichtsstoff ist. Er resümiert, dass solche »Sachn« einfach nerven. Onur beschützt seine Kinder, indem er die Schule bzw. die Lehrerin deutlich in ihre Schranken weist, indem er betont, dass das Unterrichtsfach nicht in Beziehung zur politischen Gesinnung der Familie steht. Zudem wird der positive Horizont der Zusammenarbeit von Onur und seiner Frau mit Blick auf Erziehungsfragen erneut sichtbar.

Natio-Ethno-Kulturelle Zugehörigkeit

Onur kann mit Blick auf natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit als Vertreter eines statischen Kulturverständnisses gesehen werden, da er klare Kategorisierungen von ›Deutschen‹ und ›Türken‹ vornimmt und diese einander laufend gegenüberstellt. Die Frage nach seiner Zugehörigkeit erlebt er als Dilemmasituation, da ihm die Zugehörigkeit zur Dominanzgesellschaft über die Lebensspanne hinweg immer wieder abgesprochen wird.

Für diese Vergleichsdimension ist besonders interessant, dass Onur als erste Reaktion und als einziger Interviewpartner auf den Einstiegsimpuls von seiner frühesten Rassismuserfahrung erzählt:

»**Ja** (2) o-o also Lebensgeschichte äh f (2) äh=f ich fang mal da an wo ich mich, einfach äh f (an) des was ich erinnere sag=i=mal [lacht, holt Luft] also, ich kann wirklich, Zeitpunkt ab-äh wo ich im Kindergarten **war**, da äh des kann ich mich er-äh an des kann ich mich halt erinnern, und da was mich wirklich äh bis **heute** noch eigentlich nich vergessen kann, [schnalzt] was man wirklich, da war=s halt, ein gar nicht bewusst dass ma in so=m fremdn Land lebt also dass dass des nicht gut also wirklich ich föhl mich wirklich deutsch und, mir geht=s gut und meine Frau (also) meine Kinder, die föhln sich wohl [holt Luft] bloß, wo ich als **Kind**, im Kindergarten war da hab ich erst-, dis=erschte Mal gmerkt dass ich einfach, **doch** anders bin [holt Luft] und war=mit meim **Bruder**, wir warn **zusamm** und, und äh warn die einzign glaub ich äh, die **damals**, [leise] was=weiß=i des war, Anfang achtziger Jahre oder sowas [holt Luft, schluckt] als **Kind**, also, i denk [laut] i weiß net wie viele Ausländer damals im Kindergarten warn äh ich kann mich wirklich n-ur, einfach so bissl dumpf, äh dran erinnern, *und* wir warn die einzign **Türkn** glaub ich, und dann ha-gab=s irgendwann mal Mittagessen, dann ham alle Kinder irgendwie so, wirklich so, Wiener-äh-würschtl bekommen, und dann ha-at es, also wirklich äh=i=hab=dacht Alter hey hoffentlich krieg-äh-krieg i au mal n Würschtle irgendwann mal und=dann=is=äh-ham wir wirklich so Käse-äh-Käsebrötchen bekommen und dann hab ich dacht [leiser] hey was is **des** jetzt [lacht] wieso darf ich des nicht essen und dann ham mer halt nachgefragt und die äh, die Erzieherin hat halt gmeint ja halt wir dürfen des nicht hin und her und dann hab ich auch natürlich meine Eltern gleich davon erzählt und dann äh=hab=i=dacht, ja gut, und dann ging=s immer so weiter, im-äh also wir ham **immer** dis, immer was anderes bekomm zum Essen und dis hat mich wirklich gestört damals und dis hat wirklich *dis* a-und=dis, wie gesagt also da war ich noch klein ich kann, an **gar nichts mehr**, also an m-m a Zeit wo=äh was=weiß=i da war i vier fünf keine Ahnung, bis auf die Situation also=äh, alles andere hab i **vergessen**« (Z. 8–33).

Onur beginnt mit seiner Erzählung ab dem Zeitpunkt, ab dem er sich an etwas erinnert. Dieser bezieht sich auf eine Situation im Kindergarten, die er bis heute nicht vergessen kann. Zu diesem Zeitpunkt ist ihm (noch) nicht bewusst, dass er in einem »fremden Land« lebt. Er schiebt ein, dass er sich »wirklich deutsch« und auch seine Frau und Kinder sich wohl föhlen. Im Kindergarten bemerkt er zum ersten Mal, dass er »doch anders« ist. Sein Bruder und er sind Anfang der 1980er »die einzign Türkn« im Kindergarten. Als es eines Tages Mittagessen gibt und alle anderen Wiener Würstchen bekommen, denkt Onur: »hoffentlich krieg-äh-krieg i au mal n Würschtle irgendwann mal«. Stattdessen bekommen sein Bruder und er Käsebrötchen. Onur fragt erst sich und dann die Erzieherin »hey was is des jetzt [...] wieso darf ich des nicht essen«, worauf diese antwortet »ja halt wir dürfen des nicht

hin und her«. Zuhause erzählt Onur seinen Eltern davon, aber es »ging immer so weiter«. Obwohl nicht von Onur als solche benannt, beschreibt seine früheste und prägendste Erinnerung aus dem Kindergarten eine Erfahrung des Otherings. Als muslimisch gelesenes Kind bekommt er anderes Essen als die anderen, wodurch er »verändert« wird – was er trotz seines jungen Alters bewusst wahrnimmt und was in ihm die Erkenntnis auslöst, dass er in einem fremden Land lebt. Dies beschäftigt ihn so sehr, dass er sich damit an seine Eltern wendet. Ob diese das Gespräch mit der Institution suchen, geht nicht aus dem Interview hervor. Festgehalten werden kann jedoch, dass sich diese Erfahrung, von außen »anders gemacht« zu werden, für Onur noch oft wiederholt, was er als störend empfindet. Auch aus sequenzanalytischer Perspektive ist diese Passage aufgrund ihrer Dichte, der Formulierungen und Satzabbrüche besonders interessant. Das »Anderssein« ist eine Zuschreibung von außen, die an einer vermeintlichen Nationalität, Religion oder kulturellen Zugehörigkeit festgemacht wird. Dieser Zuschreibungsprozess bleibt für das Kind undurchdringbar, führt daher zu einer großen Verletzung, Ohnmachtserfahrung und zu Hilflosigkeit. So beschreibt er bspw., dass es »einem« nicht bewusst ist, dass »man« in einem »fremden Land« lebt. Onur entpersonalisiert die Erzählung möglicherweise, um sich emotional zu distanzieren. Die Erfahrung ist so prägend, dass er sich scheinbar überhaupt (nicht mehr) mit Deutschland identifizieren kann, was sich in der Bezeichnung »fremde[s] Land« zeigt, obwohl Onur in Deutschland geboren und aufgewachsen ist. Zudem zeigt sich die Einprägsamkeit und auch in seiner Schilderung, die Situation bis heute nicht vergessen zu können. Durch die Wiederholung des Adverbs »immer« zeigt Onur die Erfahrung der permanenten Wiederholung der Diskriminierungserfahrung an (»dann ging=s immer so weiter, im-äh also wir ham immer dis, immer was anderes bekomme zum Essen«). Gleichzeitig betont er, dass er sich wirklich deutsch fühlt und seine Frau und Kinder sich wohl fühlen. Hier drückt sich eine positive emotionale Verbundenheit zu Deutschland und dem »Deutsch sein« aus²⁵. Hier kündigt sich das hohe Konfliktpotenzial, das Onur in Bezug auf die Frage nach Zugehörigkeit erlebt, bereits an. Onurs Zerrissenheit wird durch weitere Rassismuserfahrungen, die sich über die Lebensspanne hinweg ziehen, befeuert. So erzählt er im Verlauf des Interviews von einer weiteren, für ihn sehr prägenden Situation:

»[U]nd die **Kinder** ham wirklich gar nich **geschallt** dass die wirklich, wie bei mir also ich-hab hör des ja auch meine Freunde von meine Freunde dass [holt Luft]

25 Dabei kann es sich ebenso um einen Intervieweffekt handeln, nämlich den durch die Interviewerin als Vertreterin der Dominanzgesellschaft verspürten Druck, sich mit Deutschland identifizieren zu müssen, um somit bspw. »Integrationswillen« zu beweisen oder dem Bild des »Mustermigranten« zu entsprechen.

wirklich nich sch-äh, **schnalln**, dass sie in-nem fremden, **Land** leben also dis is eigentlich **fremd** ja net fremd sondern w-**wo ma halt Kind is**, dis is einfach gar nicht, das Land *äh*, was **uns gehört** einfach=mal sag ich mal so, was unser Land is, dass ma einfach *äh*=a **Fremder** is, und d-äh egal wo=s jetzt=is diese Dinger ham mer immer egal, was des, also weil=s g=äh, wir ham ja früher ham=mer **Fussball** *äh gspielt* *äh*, bis in die Nacht *äh*, und dann ham=mer irgendwann mal n Bus verpasst dann ham=mer gsagt komm, die Zeit verbring mer bis der nächste Bus kommt da=war=ma=sechzehn **siebzehn** oder sowas dann=geh=ma=in=so=ne=Kneipe rein dis=war=n=auch=lauter, da war=ma, zu **acht** oder sowas sind=mer in so a Kneipe nei, ham wirklich nur Kakao getrunkn und **dann ham sich die Leute woah**, [holt Luft] über uns **los=glassen** also **wirklich**, die warn **knallhart** ham-**alles Mögliche** ham=mer uns sagn lassn also=wirklich wir **müssn alles hörn über Türkn über Ausländer** (ham=mer=gsagt) nix wie raus hier, aber=aber dis, aber unser, da-damals hat=mer so heiße Schokolade getrunkn aber=des=ham=se=gekriegt (volle Ke-äh) und dann aber, des war **echt böse**, solche Sachn, passiert nich oft aber, [leise] is halt, schade //F.: [leise] Gibt halt immer solche Leute// **dass mer nicht dazu gehörn** *äh* wiss mer auch jetzt langsam, isch=scho=gut« (Z. 612–629).

Wie er selbst verstehen auch seine Freunde nicht, dass sie in einem »fremden, Land« leben, das nicht »[ihnen, JB] gehört«. Man ist (und bleibt) ein Fremder. Onur erzählt, wie er als Siebzehnjähriger abends nach dem Fußballspielen mit seinen Freunden in eine Kneipe geht, um Kakao zu trinken, da sie die Zeit, bis der nächste Bus fährt, überbrücken möchten. Als sie die Kneipe betreten, werden sie von den Leuten dort übel beschimpft (»dann ham sich die Leute woah, über uns los=glassen also wirklich«). Die Leute dort sind »knallhart« und sagen »alles Mögliche« über »Türken über Ausländer«, sodass die Gruppe entscheidet: »nix wie raus hier«. Onur konkludiert, dass so etwas zwar »nich oft« passiert aber dass das »echt böse« war und er es »schade« findet. Seine Frau kommentiert, dass es »solche Leute« immer gibt. Onur endet damit, dass sie langsam begriffen haben, »dass [sie, JB] nicht dazu gehören«. Onur macht als Jugendlicher erneut eine schwerwiegende Rassismuserfahrung, die das Gefühl verstärkt, in einem »fremden« Land zu leben und nicht dazuzugehören. Hier rekurriert er nun darauf, dass es sich bei dem Fremdheitsgefühl in seinem Fall nicht um ein Einzelschicksal handelt, sondern dass seine Freund:innen dieses Gefühl teilen.²⁶ Die Gruppe möchte sich die Zeit vertreiben, möglicherweise auch Schutz (z.B. vor Kälte) suchen und gerät dabei in eine Situation, in der sie rassistisch angegriffen wird. Obwohl Onur zu diesem Zeitpunkt bereits deutlich älter ist, drückt sich

26 Es kann davon ausgegangen werden, dass es sich bei seinen Freund:innen ebenfalls vor allem um migrantisierte Jugendliche handelt. Onur erzählt zum einen davon, in einem Viertel mit vielen »Ausländern« aufgewachsen zu sein (vgl. Z. 34), zum anderen berichtet er, »nur ausländische Freunde« (Z. 559) und »nur a=paar *äh* deutsche Freunde so« (Z. 560) gehabt zu haben.

in dieser Passage erneut das Gefühl von Verletzung und Ohnmacht aus, dass er bereits in seiner Erfahrung im Kindergarten beschreibt. Mit dem Bild der Jugendlichen, die lediglich eine heiße Schokolade trinken möchten, zeichnet er ein dem öffentlichen Diskurs widersprechendes Bild von jungen migrantisierten Männern, die vor allem im Zusammenhang mit Gewalt und Kriminalität wahrgenommen werden, was wiederum auf ihre ›Kultur‹ zurückgeführt wird. Von seiner Gruppe geht jedoch keinerlei Gefahr aus, sodass der Schmerz über die rassistische Gewalt umso größer scheint. Im Rahmen seiner Konklusion spricht er darüber hinaus von einem generalisierten »mer«, also von einem »wir«, dass neben der Erfahrung seiner Freund:innen, nicht zugehörig zu sein, auch seine Familie einschließen könnte (»dass mer nicht dazu gehörr äh wiss mer auch jetzt langsam, isch=scho=gut«). Dies ist vor allem vor dem Hintergrund des Kommentars seiner Ehefrau anzunehmen (»Gibt halt immer solche Leute«). Damit verweisen beide auf einen konjunktiven Erfahrungsraum. Gleichzeitig werden Onurs große Frustration und Resignation darüber sichtbar, die sich im letzten Satz ausdrücken. Es kann die These formuliert werden, dass Onur viele Ootheringerfahrungen machen muss(te), die immer wieder dazu führen, dass er sich der Dominanzgesellschaft nicht zugehörig fühlt oder das Gefühl hat, sich nicht zugehörig fühlen zu dürfen. Es deutet sich an, dass Onur noch lange an dem Wunsch festhält, sich der Dominanzgesellschaft zugehörig zu fühlen und nicht akzeptieren will, dass ihm seine Selbstdefinition immer wieder abgesprochen wird. Diese Erfahrung zieht sich durch Onurs Leben, wie an mehreren Textstellen im Interview sichtbar wird: So blickt er auf seine Kindheit zurück und resümiert: »Des ha-kriegt ma auch leider hab ich als Kind auch, viel mitbekommen ein-fach, dass ich nich dazugehöre oder obwohl mer will, dis is äh hört sich bissel blöd an aber [holt Luft]« (Z. 41ff.). Gleichzeitig verweist diese Aussage auf ein geringes Enaktierungspotential, denn Onur strebt nach Zugehörigkeit, die ihm aber im außen immer wieder abgesprochen wird. Zugleich zeigt sich die Schwierigkeit, die wiederum auf die Männlichkeitskonstruktion verweist, über die Schmerzhaftigkeit dieser Erfahrungen zu sprechen.²⁷ Dass es sich »bissel blöd« anhört kann nicht zuletzt auf die Erfahrung der Abwehr und Relativierung von Rassismuskritik durch Angehörige der Dominanzgesellschaft hindeuten.²⁸ Dass Onur auch als Erwachsener immer wieder in solche Situationen gerät, zeigt sich an folgendem Zitat:

»[[ich hab mal mit, ja mit unserm **Dozenten**, da=war=ma=im Urlaub also, **Meisterschule**, der hat mich gfragt wo i wo i in Urlaub war hab i gsagt in der **Türkei**, hab ihm halt erzählt wo i war hin und her, [holt Luft] und=dann=hat=er=gsagt=**ja**=

27 Das Sprechen über diese Erfahrungen kann für Onur auch durch die Anwesenheit der Interviewerin zusätzlich erschwert werden, da diese als der Dominanzgesellschaft zugehörig gelesen werden kann.

28 Vgl. dazu Kap. 4.3.1.

wenn=s=dir=so=schön=gefällt=wenn=s=wirklich=so=schön=is=dann=geh=geh =halt=für=immer=zurück=sag=i, u-d-d-ha-e=und=dann also des find ich wirklich, **wirkli einfach so** du, darf ich nich mal sagen dass Türkei schön is ok (dis=halt) **is halt**-ha a schönes Land aber deswegen **will ich ja nich zurück was=soll=i=sagn=dass=da** einfach alles sch-alles **scheiße** is ich sag auch dass in der Türkei viele sch-äh () viele Seiten hat wo wirklich **beschissn is**, aber da wo ich a-äh-wo-ich-d-w-der=hat=mich=gfragt=wie=äh=mei=Urlaub=war=hab=ich=gsagt =super, super Gegend super schön, alles ok, ja=dann=geh=halt=wieder=zurück und wenn=s der **Italiener** sagt, wenn der Italiener sagt hey Italien=is=n=äh=is=n schönes Land und dann sagn die, ja, des is a **wunderschönes** Land, da kommen se mit so nem () also (ja) des find ich, a-na **Türkn** die w-äh sind ja auch nich so gerne angesehen also beim, bei vieln Sachn (2) hab ich dis Gefühl« (Z. 649–662).

Als Onur seinem Dozenten in der Meisterschule erzählt, dass er im Urlaub in der Türkei war, entgegnet ihm dieser, dass Onur »für immer« zurück gehen soll, wenn es dort wirklich so schön ist. Onur ist entrüstet darüber und fragt sich, ob er »nich mal« sagen darf, dass die Türkei ein schönes Land und ob er stattdessen lieber sagen soll, dass in der Türkei »alles scheiße« ist. Er will lediglich von seinem Urlaub erzählen, aber nicht, weil er »zurück« gehen will. Wenn »der Italiener« sagt, dass Italien ein schönes Land ist, »sagn die«, dass Italien tatsächlich ein »wunderschönes Land« ist. »[B]ei vieln Sachn« sind die »Türken [...] nich so gerne angesehen«, so Onur. In dieser sprachlich sehr auffälligen Fokussierungsmetapher wird einerseits Onur hohe emotionale Betroffenheit und sein Unverständnis über diese Unterstellung sichtbar. Andererseits verweist er hier auf einen weiteren Aspekt, der im Fall von muslimisch gelesenen Personen zum Tragen kommt: den antimuslimischen Rassismus. Mit Attia (2009) lässt sich darunter die Konstruktion und Essentialisierung »der:des Anderen« als Muslime oder islamisch fassen. Der Begriff verweist auf die diskursive Verschränkung des Islam bzw. der islamischen Religionszugehörigkeit mit Kultur, Gesellschaft und Politik (vgl. ebd., S. 55; vgl. dazu auch: Attia 2017, S. 181ff.). Die Homogenisierung und Stereotypisierung aller als muslimisch bzw. türkisch gelesenen Personen zeigt sich in Onurs Narrativen darin, dass diesen oftmals unterstellt wird, sich mit dem Koran (vgl. Z. 590ff.) oder der Politik Erdogans (vgl. Z. 384ff.) auskennen und sich dafür rechtfertigen zu müssen.

Die wiederkehrende Aufforderung »zurückzugehen«, führt bei Onur dazu, dass er sich »ein paar Mal« (Z. 312) überlegt, »Deutschland [zu, JB] verlassen« (Z. 312f.). Gleichzeitig stellt er sich dabei »immer=die=Frage« (Z. 313) nach dem Warum, da es ihm und seiner Familie in Deutschland »doch wirklich blendend« (Z. 314) geht. Die Türkei ist »wirklich fremd für uns« (Z. 314f.), so Onur. Nachfolgend argumentiert er, warum die Türkei ein fremdes Land für ihn und eine Rückkehr damit nicht möglich ist. Sich etwas in der Türkei aufzubauen, ist für ihn und seine Familie unmöglich, da die »Bevölkerung da unten« (Z. 319) »eine ganz andere Einstellung« (Z. 319) hat.

Zudem kann man sich nicht mit den »Leuten [...] verständigen« (Z. 320), denn das von den »Türken hier« (Z. 321) gesprochene Türkisch gleicht einer »Umgangssprache« (Z. 322). Außerdem, erzählt Onur, »fehlt« in der Türkei die »ganze Disziplin« (Z. 329). Markant zeigt sich, dass Onur den Druck spürt, sich für seine Entscheidung, in dem Land, in dem er geboren und aufgewachsen ist, leben zu wollen, rechtfertigen zu müssen.²⁹ Zugleich wird sein statisches Kulturverständnis von ›deutscher‹ und ›türkischer‹ Kultur und die (aufoktroierte) Idee, sich für eine Seite ›entscheiden zu müssen‹ erkennbar. Die Dilemmasituation für Onur besteht darin, dass er sich einerseits durchaus als ›deutsch‹ identifiziert (»ich fühl mich wirklich deutsch« Z. 13), andererseits eben auch als ›Türke‹, was sich z.B. in seinem Bestreben, den Kindern etwas zu hinterlassen, in seiner Legitimation des Erziehungsstils oder in der klassischen Rollenverteilung zwischen seiner Frau und ihm zeigt. Die ›Selbsteθνisierung‹ von Menschen mit Migrationshintergrund, wie sie sich in Onurs Äußerungen über ›die Türken‹ zeigt, deutet Ha (2000) als Reaktion auf ›Fremdethnisierung‹ bzw. als »Reaktion auf das Scheitern [ihrer, JB] Assimilierungsbestrebungen« (vgl. ebd., S. 378), die sich bspw. auf die Anpassung an die herrschenden Standards in Kultur und Sprache sowie das Streben nach *weißen* Schönheitsidealen beziehen, und sich gleichzeitig in einer »sozio-ökonomische Anspruchslosigkeit« (ebd.) und dem Verzicht auf politische Teilhabe äußern (vgl. ebd.). Da der Weg über die Assimilation nicht funktioniert, wird versucht, »Kontinuität durch das unerschütterliche Festhalten am eigenen Ursprung herzustellen« (ebd., S. 379). In rassistischen Gesellschaften wird dadurch ein »positives Selbstbild [ermöglicht, JB], indem die eigene ethnische Herkunft vom Zeichen der Minderwertigkeit und Unterlegenheit zum identitätsstiftenden Privileg umgewertet wird« (ebd.).³⁰

Seine traditionell-konservative Orientierung begründet Onur also mit seiner natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit bzw. den Zuschreibungen zu dieser. Onur verfügt über keine Strategie, diese Dilemmasituation aufzulösen, und lebt daher in einer ständigen Zerrissenheit. Als Strategie, sich anzupassen bzw. Zugehörigkeit herzustellen, lässt sich allerdings nochmals auf seinen Beruf verweisen. Durch seine Kompetenzen und seine langjährige Berufserfahrung begegnen ihm Kund:innen, die der Dominanzgesellschaft angehören, mit Respekt und Anerkennung. Nicht zuletzt wegen seiner Bedeutung als Bewältigungsstrategie ist sein Beruf in hohem Maße identitätsstiftend für Onur.

29 Auch der Rechtfertigungsdruck kann durch die Person der Interviewerin verstärkt worden sein.

30 Diese Dynamik wird von Mecheril und Rangger (2022) mit den Begriffen ›Kulturalisierung‹, ›kulturalisierende Essentialisierung‹ bzw. ›Selbsteessentialisierung‹ gefasst. Diese wird dann zum Problem, wenn sie dem »Denken in Essenzen verpflichtet« (ebd., S. 109) bleibt und dies bekräftigt. Gleichzeitig ist diese Praxis als eine der Selbstermächtigung zu begreifen und muss in ihrer Ambivalenz verstanden werden (vgl. ebd.).

Zusammenfassung

Onur ist zum Zeitpunkt des Interviews 42 Jahre alt und Vater von drei Kindern, die 16, 13 und vier Jahre alt sind. Er ist Nachfahre türkischer Gastarbeiter:innen, die zu Beginn der 1970er Jahre nach Deutschland migrieren. Die alle Vergleichsdimensionen durchziehende Orientierung und damit der Orientierungsrahmen besteht in der Ausrichtung an Tradition und Konservatismus, was sich vor allem in seiner Befürwortung traditionell-konservativer Normen und Werte äußert. Dementsprechend orientiert sich Onurs Männlichkeitskonstruktion mit der Betonung von Erwerbsarbeit und stark am Idealbild hegemonialer Männlichkeit. Dies wirkt sich auch auf sein Vaterschaftskonzept aus, was in erster Linie durch die Rolle als Ernährer und Versorger der Familie geprägt ist. Folglich übernimmt er jenseits seiner Funktion als Bezugsperson für die Kinder und ›Mitentscheider‹ in Erziehungsfragen kaum Care-Arbeit, insbesondere kaum organisatorische oder haushaltsbezogene Aufgaben. Mit Blick auf seine natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit kann Onur als Vertreter eines statischen Kulturverständnisses gesehen werden, der die Frage seiner Zugehörigkeit als Dilemmasituation erlebt.

4.1.3 Kontrastierung der Fälle Deniz und Onur

Die zusammenfassende Gegenüberstellung der beiden Fälle erfolgt entlang derselben Dimensionen, die die Grundstruktur der Falldarstellungen bilden. Mit Blick auf die soziodemographischen Daten gleichen sich die Fälle von Deniz und Onur stark. Sie sind ungefähr gleich alt (Deniz ist 45, Onur 42 Jahre alt), sind beide gegengeschlechtlich verheiratet und haben mit ihrer Ehefrau ein, bzw. mehrere leibliche(s) Kind(er). Beide Männer haben eine Tochter im selben Alter (13 Jahre). Sowohl Deniz' als auch Onurs Eltern sind in den frühen 1970er Jahren aus der Türkei nach Deutschland migriert. Beide Männer sind in Deutschland geboren und aufgewachsen. Während Deniz vor dem Umzug in die Großstadt in einem Vorort mit ›weißem Umfeld‹ aufwächst, verbringt Onur bereits seine Kindheit und Jugend in einem Viertel mit hohem Migrationsanteil. Beide verfügen nicht über eine akademische Ausbildung. Deniz höchster formaler Bildungsabschluss ist der Realschulabschluss. Über Umwege und viele bildungs- und berufsbiographische Stationen arbeitet er heute als Trainer in der Erwachsenenbildung. Onur hingegen beendet die Hauptschule und macht eine Ausbildung zum Gas-Wasser-Installateur. Später absolviert er die Meisterschule und arbeitet zum Zeitpunkt des Interviews seit 27 Jahren im selben Betrieb. Jenseits dieser Gemeinsamkeiten stehen die Fälle in einem maximalen Kontrast zueinander, der aus ihren Orientierungsrahmen hervorgeht. Bei Deniz wird dieser durch die Ausrichtung an seinen politischen Idealen und bei Onur durch die Ausrichtung an Tradition und Konservatismus geprägt.

In Bezug auf ihre Männlichkeitskonstruktionen stehen sich Deniz als Repräsentant von Caring Masculinities mit seiner Ausrichtung an Demokratisierung sowie

Gleichberechtigung und Onur mit seinem Streben nach hegemonialer Männlichkeit und dem starken Fokus auf die Erwerbsarbeit diametral gegenüber. Obwohl auch Deniz mit Blick auf seine Männlichkeitskonstruktion traditionelle Elemente einer hegemonialen Männlichkeit wie Dominanz und ›Machertum‹ aufweist, hält er nicht an der klassischen Versorger- bzw. Ernährerrolle fest, was sich bspw. daran zeigt, dass seine Frau die Hauptnährerin der Familie ist. Im Gegensatz dazu ist die Rolle des ›Brotverdieners‹ sowohl für Onurs Männlichkeits- als auch für seine Vaterschaftskonstruktion fundamental. Onur definiert sich über seinen Beruf und seinen beruflichen Erfolg.

Sowohl Deniz als auch Onur wollen bezüglich ihrer Vaterschaft gleichermaßen Bezugspersonen und Ansprechpartner für ihre Kinder sein. Bei Deniz äußert sich dieser Anspruch so, dass er viel Zeit mit seinem Kind verbringt, seine (neue) Vaterrolle offen und dynamisch konzipiert und seine Tochter als eigenständiges, freies und selbstbestimmtes Individuum sieht. Dies wirkt sich konkret auf seine Erziehungspraktiken aus, indem er bspw. den Fragen seiner Tochter mit Ernsthaftigkeit begegnen will und sich von ihren Perspektiven und ihrer Lebenswelt inspirieren lässt. Deniz lehnt Verbote ab und möchte seine Tochter dabei unterstützen, ihren eigenen Weg zu gehen. Onur hingegen füllt sein Verständnis von sich als Bezugsperson für seine Kinder anders aus. Er begreift sich in erster Linie als Versorger und Ernährer der Familie und sieht seine größte Verantwortung darin, das Familieneinkommen sicherzustellen, bzw. den Kindern etwas zu hinterlassen. Er vertritt einen eher autoritativen Erziehungsstil und hat hohe Bildungsaspirationen für seine Kinder. Onur will darüber hinaus Ansprechpartner bei Problemen für seine Frau und Kinder sein. Nach Feierabend und am Wochenende verbringt er seine Freizeit mit der Familie, die einen hohen emotionalen Stellenwert für ihn hat.

Die Verteilung von Care-Arbeit betreffend orientiert sich Deniz konsequent an seiner politischen Überzeugung, was dazu führt, dass die Organisation des Alltags sehr ernst genommen und aufgeteilt wird. Entscheidungen werden ausgehandelt und auf einer ›Vernunftgrundlage‹ gemeinsam und gleichberechtigt getroffen. In Onurs Fall ist seine Frau nahezu für alle Care-Arbeit allein verantwortlich. Die klassische Rollenverteilung des Ehepaars wird auf die ›türkische Herkunft‹ zurückgeführt und nicht weiter in Frage gestellt. Die an konservativen Werten ausgerichtete Erziehung begreift das Paar allerdings als Teamarbeit. Was beide Fälle darüber hinaus eint, ist das breite Spektrum an Rassismuserfahrungen, die die beiden Männer während ihres Aufwachsens, aber auch im Erwachsenenalter machen. Beide beobachten dies auch bei ihren Kindern, weswegen sie darauf bedacht sind, ihre Kinder so gut wie möglich davor zu schützen. Dies stellt ebenfalls einen integralen Bestandteil der Erziehungspraktiken bei beiden Vätern dar.

Hinsichtlich der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit der beiden Männer lässt sich festhalten, dass Deniz in seiner Orientierung eine Metaperspektive einnimmt, indem er die Reproduktion kultureller Zuschreibungen verweigert und

eine hohe Ambiguitätstoleranz aufweist. Für Deniz scheinen seine intellektuelle Beschäftigung mit Politik und Philosophie sowie seine berufliche Tätigkeit Bewältigungsstrategien seiner frühen biographischen Erfahrung des Aufwachsens im ›Zwiespalt‹ und im Umgang mit den zahlreichen Rassismuserfahrungen darzustellen. Er kann die strukturelle und historische Verankerung von Rassismus als Privatperson reflektieren und hat sich dies auch zur beruflichen Ressource gemacht. Dagegen weist Onur ein statisches Verständnis von Kultur auf, das sich in seiner starren Gegenüberstellung von ›Deutschen‹ und ›Türken‹ widerspiegelt. Er erlebt die Positionierung zu seiner kulturellen Zugehörigkeit als Dilemmasituation, da er sich einerseits ›deutsch‹ fühlt – was ihm von Angehörigen der Dominanzgesellschaft immer wieder abgesprochen wird – andererseits steht er aber auch in der Tradition ›türkischer Normen und Werte‹. Seine harte Erwerbsarbeit professionell und tadellos zu verrichten, setzt Onur als Strategie ein, um von der Dominanzgesellschaft anerkannt zu werden. Er nimmt diese beiden Aspekte seiner Identität, als miteinander unvereinbar wahr, was zu einer großen Spannung führt. Es zeigt sich, dass der kollektive Erfahrungsraum, als Kinder von Gastarbeitenden in Deutschland geboren zu werden und aufzuwachsen, von Deniz und Onur sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede in der Bewältigung dieser Situation mit sich bringt.

4.2 Sinngenetische Typenbildung: Basistypik Männlichkeit

Auf Grundlage der erzählten Handlungspraxis in den biographisch-narrativen Interviews konnten »zentrale Orientierungsfiguren oder (Sinn-)Muster« (Nentwig-Gesemann 2013, S. 297) rekonstruiert und fallintern bzw. fallübergreifend verglichen, spezifiziert und abstrahiert werden. Damit kann jeder einzelne sog. Typ oder Typus von den anderen differenziert werden (vgl. ebd.). Wie bereits beschrieben, konnten aus den Orientierungsrahmen der sechs Fälle insgesamt drei Typen gebildet werden, die damit die auf das Erkenntnisinteresse der Arbeit zurückgehende Basistypik Männlichkeit bilden (vgl. Bohnsack et al. 2019, S. 32). Dazu wurden die Ergebnisse der reflektierenden Interpretation der sechs Interviews in vier Vergleichsdimensionen (Männlichkeit, Vaterschaft, Care und Natio-Ethno-Kulturelle Zugehörigkeit) strukturiert und systematisiert. So ergaben sich drei Ausprägungen der Basistypik: Typ I: Idealist, Typ II: Pragmatiker, Typ III: Traditionalist. Es wird jedoch unter Rückbezug auf die Methodologie der Dokumentarischen Methode davon ausgegangen, dass diese nicht nur die individuellen Habitus der interviewten Männer, sondern eben auch die kollektiven Habitus repräsentieren. Dies ist als Reflexionsfolie mitzudenken, auch wenn im Folgenden die Typen im Singular bezeichnet werden. Damit einhergehend ist zu problematisieren, dass aufgrund des kleinen Samples lediglich ein Fall dem Typus des Idealisten (Typ I) zugeordnet

werden konnte. Zudem konnte der Anspruch an eine mehrdimensionale Typologie im Rahmen der vorliegenden Arbeit aus Zeitgründen (und dementsprechend einem kleinen Sample) nicht erfüllt werden.³¹

Sinn- und soziogenetische Typenbildung (Teil I)

		Sinngenetische Typenbildung			
		Basistypik Männlichkeit			
			Typ I: Idealist	Typ II: Pragmatiker	Typ III: Traditionalist
Soziogenetische Typenbildung	Rassismuserfahrungen	Zugeordnete Fälle	Deniz	Wolfgang, Timothee, Niam	Onur, Jorgos
		Vergleichsdimensionen			
		Männlichkeit	In Bezug auf seine Männlichkeit lässt sich der Idealist als Repräsentant von Caring Masculinities bezeichnen, obwohl er ebenfalls traditionell-konservative Konstruktionselemente einer hegemonialen Männlichkeit wie Dominanz und die Funktion des Beschützers zeichnet. Demgegenüber hält er nicht an der Ernährer- und Versorgerrolle fest oder definiert sich über die Erwerbsarbeit. Gerade hinsichtlich seiner Familie zeigt er eine von Gleichberechtigung und Demokratisierung geprägte Orientierung.	Der Pragmatiker zeigt sich in Bezug auf seine Männlichkeitskonstruktion ambivalent. Während er Elemente eines traditionell-konservativen Entwurfs von hegemonialer Männlichkeit aufweist wie bspw. das Streben nach der Erfüllung der Ernährerfunktion oder die Betonung des Wettbewerbs, zeichnet er sich gleichzeitig durch seine Emotionalität und Fürsorglichkeit aus. Der Pragmatiker pendelt zwischen teilweise konservativen Geschlechterrollenvorstellungen und der Übernahme von Care-Arbeit. Auch der Pragmatiker lässt sich den Caring Masculinities zuordnen.	In Bezug auf Männlichkeit orientiert sich der Traditionalist an konservativen Konstruktionselementen von hegemonialer Männlichkeit und weist eine überaus hohe Identifikation mit seiner Erwerbsarbeit auf. Er versteht sich als Ernährer und Versorger der Familie und lebt in seiner Familie eine klassisch-konservative Rollenverteilung.
Vaterschaft	Auch mit Blick auf Vaterschaft ist die ausgeprägte Orientierung an (politischen) Idealen wie Gleichberechtigung und Demokratisierung des Idealisten zu verzeichnen, die seine Haltung bspw. in Bezug auf Erziehung prägt. Zudem möchte er eine Bezugsperson für sein(e) Kind(er) sein. Der Idealist lässt sich als neuer Vater charakterisieren.	In Bezug auf Vaterschaft lässt sich als einendes Element die große Verantwortungsübernahme dieses Typus festhalten. Der Pragmatiker orientiert sich an den Bedürfnissen seine(r/s) Kind(er/es) und stellt eine Bezugsperson dar. Auch der Pragmatiker stellt eine Ausprägung eines neuen Vaters dar. Geprägt sind seine Orientierungen in Bezug auf Vaterschaft aber vor allem durch seinen Pragmatismus.	Der Traditionalist sieht seine Vaterrolle in erster Linie geprägt durch die Verantwortung als Ernährer. Für sein(e) Kind(er) übernimmt er die Funktion der Bezugsperson und Ansprechpartner für Probleme. Insgesamt hat die Familie einen hohen Stellenwert für diesen Typus.		

31 Vgl. dazu Kap. 3.3.1.

Sinn- und soziogenetische Typenbildung (Teil II)

Soziogenetische Typenbildung	Rassismuserfahrungen	Sinngenetische Typenbildung			
		Basistypik Männlichkeit			
			Typ I: Idealist	Typ II: Pragmatiker	Typ III: Traditionalist
		Zugeordnete Fälle	Deniz	Wolfgang, Timothee, Niam	Onur, Jorgos
		Vergleichsdimensionen			
		Care	Die Orientierung an seinen (politischen) Idealen findet man auch in den Handlungspraktiken des Idealisten, die Care-Arbeit betreffen. Die Verrichtung von Organisations-, Haushalts-, und Erziehungsaufgaben wird dementsprechend paritätisch aufgeteilt.	Der Pragmatismus dieses Typus ist auch die leitende Orientierung in Bezug auf die Beteiligung an Care-Arbeit, wobei jeder Pragmatiker eine unterschiedliche Begründungslogik aufweist. Biographische Erfahrungen wie das Älterwerden (Wolfgang), die Normalisierung der Verrichtung von Care-Arbeit durch Erziehung und Sozialisation (Timothee) bzw. Verantwortungsübernahme aufgrund der chronischen Erkrankung der Ehefrau sowie Professionswissen (Niam) fungieren als Basis, die eine pragmatische Übernahme von Sorgearbeit fundiert. Ideale wie Gleichberechtigung werden ebenfalls genannt, stellen aber keine primäre Orientierung dar.	Der Traditionalist übernimmt jenseits seiner Funktion als Bezugsperson kaum Care-Arbeit. Insbesondere für organisatorische und haushaltsbezogene Aufgaben sind die (Ehe-)Frauen allein zuständig. Allerdings weisen die Traditionalisten unterschiedliche Begründungslogiken für diese Rollenverteilung auf. Dazu wird auf biologistische Begründungsmuster (Jorgos) und die Argumentation über die natio-ethnokulturelle Zugehörigkeit (Onur) zurückgegriffen.
		Natio-Ethno-Kulturelle Zugehörigkeit	Der Idealist nimmt eine Metaperspektive auf natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit ein und verweigert stereotype Zuschreibungen. Somit vertritt er ein dynamisches Kulturverständnis. Er verfügt zudem über eine ausgeprägte Ambiguitätstoleranz.	Der Pragmatiker vertritt ein statisches Kulturverständnis. Er pendelt zwischen den unterschiedlichen Facetten seiner natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit. Diese wird als positives Distinktionsmerkmal (Wolfgang) begriffen, oder mit der Strategie des „best of both worlds“ (Timothee) positiv gerahmt. Die Frage nach Zugehörigkeit kann hingegen auch als sehr konflikthaft oder belastend wahrgenommen werden (Niam).	Der Traditionalist weist ein statisches Kulturverständnis auf und identifiziert sich stark mit seiner familiären Migrationserfahrung bzw. dem ihm zugeschriebenen Migrationshintergrund. Er unterscheidet sich allerdings in Bezug auf sein Konflikterleben. Während sich ein Fall eindeutig positioniert (Jorgos), erlebt ein anderer einen starken Zugehörigkeitskonflikt (Onur).

4.2.1 Typ I: Idealist

Männlichkeit

Obwohl der Idealist wegen seiner starken Orientierung an Gleichberechtigung und Demokratisierung als Vertreter von Caring Masculinities bezeichnet werden kann, weist er in Bezug auf seine Männlichkeit gleichzeitig klassische hegemoniale Konstruktionselemente wie Dominanz, ›Machertum‹ und Durchsetzungsvermögen sowie die Beschützerfunktion innerhalb der Familie auf. Gleichzeitig hält er nicht an der Ernährer- und Versorgerrolle fest oder definiert sich (ausschließlich) über die Erwerbsarbeit. Bestenfalls kann der Idealist seine Überzeugungen auch in seiner Berufstätigkeit ausleben.

In folgendem Auszug, in dem es um eine Phase beruflicher Umorientierung geht, werden zum einen die dem männlichen Geschlecht typischerweise zugeschriebenen Verhaltensweisen besonders deutlich (in westlichen Gesellschaften wird von Männern erwartet »aggressive, tough-minded, taciturn, rational, analytic and promiscuous« (Connell und Pearse 2015, S. 42) zu sein). Zum anderen zeigt sich hier das auffälligste Charakteristikum des Idealisten: Der hohe Stellenwert und die alles leitende Orientierung an seinen Idealen. Hier geht es um eine Phase in Deniz' Leben, in der er aufgrund der überraschenden Insolvenz des vorherigen Arbeitgebers arbeitslos wird und sich neu orientieren muss:

»[G]enau, bin dann **hin** und dann, wollt ich mich quasi **arbeits-suchend meldn** und bin dann rein=zu=der=Dame und n die hat mir dann so=n **Stapel** Papiere in die Hand **geben**, und=hat=gesagt **ausfülln**, und dann **bringen** und dann hab=i=mir=dacht=**ne=ihr=könnt=mich=mal** bin **runter** in den-in **die**, in **die Job-börse**, hab da n bisschen **geschaut** und hab dann ne Anzeige entdeckt ähm, [**Autovermietung**], suchn **jemandn** äh den se **einstelln**, quasi Kaufmann für Büro-kommunikation, **heute**, ne und ich hatte ja **nich**, ich hatte keine **Lehre gemacht**, hab einfach Mittel-, bin dann **hin** und, bin dann **direkt hin** so z-quasi die warn am [**Ort**] bin **hin** und=hab=gsagt so ich hab die Stelle so, Ding, [ahmt Mitarbeiterin nach] ja schickn se Bewerbung sag=i was für ne **Bewerbung=ihr=habt=doch** die Stelle ausgeschriebn **so**, ne, ja=**ok** dann hat=sie=gsagt komm sie nächste **Woche** da kommt unsere **Distriktleiterin** und ähm, ähm, Ding und hat dann n paar **Sachn notiert Schulabschluss** und **was weiß ich was**, [holt Luft] und ich war da in dem Gespräch und war total **geil**, sie ham **keine Bewerbungsunterlagen** seh ich gerade ne hab ich **nich**, so, und=was ham sie **gemacht** und dann, sind=ma **irgendwie** auf, (2) äh ich hatte n **Ohrring** damals dann=hat=sie=gesagt würdn sie den Ohrring **abnehm**, während der Arbeit, sag ich **ne** den nehm ich ab wenn **ich** den abnehmen will aber nich weil sie des **sagn**, ne und dann=hat=se=gsagt ah ok, sie sind dann doch **schon so, aufmüpfig**, dann=sag=ich ja kommt **aus**, aus meim, aus meim **politischen Verständnis** und dann sim=mer **irgendwie** in **Politik** und sie war ne ausgemachte **Hegelianerin** ne und ham dann **quasi**, ne dreiviertel

Stunde über **Hegel gesprochen** und, bin dann **raus** und, war noch nicht **zuhaus** und hattn angerufen so=jetzt=könn=se=anfang hab dann **dort angefang**« (Deniz, Z. 620–643).

Deniz setzt sich über die Aufforderung der Mitarbeiterin des Arbeitsamts, einen »Stapel Papiere« auszufüllen hinweg und ermächtigt sich der Situation. Er recherchiert nach Jobs und findet ein Angebot einer Autovermietung, das ihm, trotz seiner fehlenden formalen Qualifikation, passend scheint. Anstatt sich an die Vorgaben des Bewerbungsprozesses zu halten, sucht er die Autovermietung direkt auf und fordert ein persönliches Gespräch ein, das für ihn »total geil« verläuft. Auch in diesem Gespräch hält er sich nicht an die Formalia und verneint die Frage, ob er seinen Ohrring in der Arbeitszeit herausnehmen würde. Als Legitimation seiner »Aufmüpfigkeit« führt er sein politisches Verständnis an. Deniz' selbstbewusstes und widerständiges Auftreten erinnert einerseits an hegemoniale Männlichkeit, andererseits zeigt sich an diesem Narrativ deutlich, dass Deniz in erster Linie nach seinen Überzeugungen handelt und auch bereit ist, dafür negative Konsequenzen in Kauf zu nehmen.

Gleichzeitig lässt sich der Idealist als Repräsentant von Caring Masculinities beschreiben. Dies zeigt sich vor allem an einigen Stellen im Interview, in denen Deniz von seiner Involvierung in den Übertrittsprozess von der Grund- in die weiterführende Schule seiner Tochter erzählt. Während beide Eltern den Übertritt in eine Montessorischule befürworten, entscheidet sich die Tochter für ein »Elitegymnasium« (Z. 757). Deniz sucht daraufhin das Gespräch mit einer Lehrerin aus der Grundschule, die ihm versichert: »kein Problem, schafft sie locker« (Z. 769). Einige Zeit später rät dieselbe Lehrerin der Tochter, sich das Gymnasium »aus dem Kopf zu schlagen«. Deniz sucht daher erneut das Gespräch mit der Lehrerin, zu dem er seine Tochter mitnimmt und sich über den aktuellen Notenstand der Tochter informieren lässt. Diese verspricht, im Laufe der nächsten Wochen mündliche Noten zu vergeben, anhand derer sich die Schüler:innen verbessern können – so auch Deniz Tochter. Als Notenschluss ist, kommt seine Tochter nachhause und berichtet keine mündliche Note von der Lehrerin erhalten zu haben, woraufhin Deniz erneut das Gespräch sucht (vgl. Z. 771ff.). Deniz weist sie auf ihr Versprechen hin aber die Lehrerin entgegnet »ja hab ich gesagt, ja das stimmt auch aber ich hab entschieden die [Tochter] sollte nich auf=s Gymnasium gehn« (Z. 795f.). Die Lehrerin revidiert ihre vormalige Einschätzung und vertritt nun die Meinung, dass die Tochter das Gymnasium nicht schaffen wird (vgl. Z. 798). Die Tochter ist trotz dieser Empfehlung fest entschlossen, den Probetag im gewünschten Gymnasium zu absolvieren und zu beweisen, »dass sie des kann« (Z. 803). Deniz' Tochter besteht den Probetag, weswegen er zu einem Gespräch mit der Vertrauenslehrerin des Gymnasiums gebeten wird:

»[U]nd dann bin ich an die **Schule**, ne dann hat mich dis Gymnasium **angerufn** dis [**Gymnasium**] die **Vertrauenslehrerin**, und um nen Gespräch gebetn und ich

hab mir gedacht **so** ich muss jetzt nochmal **hin** weil **Probetag** und *irgendwie* muss noch ne **Formalie** erfüllt werdn so was weiß ich ne Unterschrift oder so und=dann=so=ok und dann war ich **dort** so im-im-m Sekretariat **angemeldet** hab kurz gewartet die Dame is **gekomm** wir sind dann in ein **Besprechungszimmer**, und dann saß sie **vor mir**, **so** [macht Lehrerin nach] (2) mich nich angeschaut, und dis erste was sie gesagt hat, sie wissn ja die [Tochter] hat *den* **Probetag geschafft**, mhm, aber bei Eltern bei *äh-äh* **migrantischen Familien** wo, **kein Deutsch Muttersprachler is** empfehn wir **nicht** auf=s **Gymnasium** zu gehn, so, und schaut mich nich an, hab=ich=gesagt=so also **erstens** schau sie mich an wenn sie mit mir **redn** ne **zweitens**, **merken sie irgendwas** an meiner **Sprache** (2) so wie **komm** sie auf die **Idee**-ja des=is **erfahrungsgemäß** und die Kinder **schaffn=s nich**, weil die **Eltern nich helfen könn**, dann=sag=ichalso=wart=mal=kurz sie **kenn nicht** meinen meine **Bildungsbiographie** sie kenn nicht die **Bildungsbiographie** meiner **Frau** so, wie **komm** sie auf die **Idee**, **ja ne** und wir **müssen** diese wir **müssen** diese Empfehlung aussprechen hab=ich=gsagt ok des Gespräch is beendet, die [Tochter] kommt auf diese **Schule**, und **fertig** so, und, ob sie des **schafft** oder nich schafft **ist nicht ihre Entscheidung fertig** und bin dann natürlich raus, **total angefressn** ja und, weil des ebn struktureller **Rassismus is**« (Deniz, Z. 811–832).

Wider Erwarten wird Deniz nicht wegen fehlender Formalitäten zum Gespräch gebeten. Die Lehrerin des Gymnasiums rät vielmehr davon ab, dass Deniz' Tochter trotz bestandenen Probetags das Gymnasium besucht. Dies empfehlen die Lehrerin, bzw. die Schule »migrantischen Familien wo ähm, kein Deutsch Muttersprachler is« generell, da die Kinder es aufgrund mangelnder Unterstützung der Eltern erfahrungsgemäß nicht schaffen würden. Deniz' Wut und Entrüstung über diese Empfehlung zeigen sich deutlich. Die Lehrerin weicht nicht nur seinem Blick aus, sondern reproduziert Stereotype und Stigmata, denen Menschen mit Migrationshintergrund immer wieder ausgeliefert sind. So nimmt die Lehrerin an, dass sie allein aufgrund des zugeschriebenen Migrationshintergrundes Rückschlüsse auf die »Sprache« und »Bildungsbiographie« der Eltern ziehen kann. Dass Kindern mit Migrationshintergrund häufig keine Gymnasialempfehlung ausgesprochen wird, ist lange bekannt. Dies wird zumeist auf die den Familien mit Migrationshintergrund schwerer zugänglichen verschiedenen Kapitalsorten (ökonomisch, sozial, kulturell) zurückgeführt (vgl. z.B. Braun und Mehringer 2010, S. 74f.). Deniz erkennt und benennt die Verweigerung der Übertrittsempfehlung seiner Tochter für das Gymnasium als »strukturelle[n] Rassismus«. Prägnant wird an dieser Textstelle die intersektionale Verschränkung von Rassismus(erfahrungen) und Männlichkeit(en) sichtbar. Deniz' scharfe und bestimmende Äußerungen sowie sein dominantes Auftreten könnten hier abseits der Lesart eines hegemonialen Habitus als Reaktion auf die Diskriminierung und Marginalisierung sowie als Aufbäumen gegen die erlebte Ohnmacht gedeutet werden. Zugleich zeigt sich in diesem Absatz, dass Deniz als Repräsentant von Caring Masculinities gelten kann, da er die Verantwortung für die

Kommunikation mit der Schule übernimmt und hier als Bezugsperson seiner Tochter fungiert, die er in ihren Entscheidungen unterstützt. Dies resultiert möglicherweise auch aus der Rollenverteilung, die in Deniz' Familie gelebt wird: Deniz' Frau ist selbstständig und erfüllt die Funktion der Familienernährerin (vgl. Z. 708ff.). Deniz respektiert darüber hinaus die Entscheidungsautonomie seiner Tochter und tritt für ihren Wunsch, aufs Gymnasium zu gehen, ein. Er bindet seine Tochter in die Gespräche an den Schulen ein und nimmt sie als gleichberechtigte Partnerin in ihrer Beziehung ernst, was wiederum aus seinen politischen Überzeugungen resultiert.

Der Idealist stellt einen Vertreter von Caring Masculinities dar, der seine Männlichkeit – neben klassisch-hegemonialen Elementen – entlang seiner politischen Ideale wie Gleichberechtigung und Demokratisierung konstruiert.

Vaterschaft

Auch in Bezug auf seine Vaterschaft ist die ausgeprägte Orientierung des Idealisten an (politischen) Idealen wie Gleichberechtigung und Demokratisierung zu verzeichnen. Er lässt sich als neuer Vater charakterisieren und möchte eine Bezugsperson für sein(e) Kind(er) darstellen.

Die dominierende Orientierung des Idealisten zeigt sich in Deniz' Fall an folgender Sequenz, in der es um die Art und Weise geht, wie seine Familie ihr Zusammenleben gestaltet:

»[W]enn [Tochter] mit zwanzig auch noch bei uns wohn will, **auch dann** lebn wa aber **zusamm** und dann **lebn** wa aber zusamm und **genau**, und dann muss des Leben hier halt **organisiert** werd'n und des we-glaub-ich-den wirklich ne, **Organisationsfrage** eben worauf lass ich mich **ein** worauf lass ich mich **nich** ein und was bedeutet es wenn ich mich **nicht** drauf einlassn **will**, nämlich zu sag'n dann, die andern müss'n sich dann auf **mich** einlassn sondern=sagn=dann=müss=dann=machi also **mach'n** die auch so, es=gibt ganz viele Sonntage wo **jeder, irgendetwas macht** von uns und dann gibt=s ganz viele **Sonntage** oder, ganz viele Feiertage oder ganz viele Tage wo wir **zusamm** sind, wo ma sag'n hey jetzt m-woll'n ma aber einfach **zusamm** was **mach'n** so und dann handel'n=ma halt **aus** was ma mach'n **woll'n** und, kann **sein** dass des eben nich **des is**, was wa, für heute uns **geplant hatt'n** aber, auch damit kann ich mich **arrangieren** und, muss halt für **mich** dann **abwägen will** ich des **heute** oder hab ich da **Lust** oder kann ich mich drauf **einlassn, genau**, und das machen=wa **echt** also des is, oftmals **schwierig** weil=s halt, manchmal **lang** dauert ja, *aber ähm*, wir fahr'n **gut** damit genau **so** würd ich meine **Rolle**, als *Papa* und, gar nich so als Papa sondern als Mitbewohner *dieser* dieser **WG sehn**« (Deniz, Z. 1082–1097).

Auch wenn Deniz' Tochter älter ist, muss das Zusammenleben der Familie organisiert werden. Die »Organisationsfrage« bezieht sich vor allen Dingen darauf, worauf sich die Familienmitglieder einlassen wollen und worauf nicht. So ist es in der Fa-

milie bspw. nicht gesetzt, dass Sonn- und Feiertage miteinander verbracht werden. Verbringt die Familie gemeinsame Zeit, wird flexibel ausgehandelt, was sie machen möchten. Jedes Familienmitglied muss für sich abwägen: »[W]ill ich des heute oder hab ich da Lust oder kann ich mich drauf einlassn«. Dieser Aushandlungsprozess stellt sich oftmals schwierig dar und kann lange andauern. Jedoch resümiert Deniz, dass die Familie gut damit fährt. Er legt seine Vaterschaft abschließend damit dar, dass er sich nicht so sehr als »Papa«, sondern vielmehr als »Mitbewohner« einer »WG« sieht. Deniz lehnt die Orientierung der Organisation des familialen Zusammenlebens an festen Vorgaben oder traditionellen Rollenverständnissen ab. Vielmehr organisiert sich die Familie »basisdemokratisch« und bedürfnisorientiert. Unabhängig von den klassischen Eltern- oder Kinderrollen und den damit einhergehenden innerfamilialen Hierarchien zählen in Deniz' Familie das Individuum und individuelle Bedürfnisse. Mit der Metapher der »WG,« in der alle gleichberechtigt sind, zeichnet Deniz ein Bild davon, wie sich seine Orientierung an seinen Idealen im Familienalltag niederschlägt. Mit einem Wort bezeichnet er seine Vaterschaft als »pure Herausforderung aber, nicht nur Vaterschaft, sondern auch mit jemandem zusammenleben, is genau die gleiche Herausforderung bei uns is es halt bloß so dass jetzt noch jemand dazugekomm is so« (Z. 1227ff.). Übereinstimmend mit der obigen Passage zum (Schul-)Übertritt seiner Tochter spiegelt sich die Orientierung an Gleichberechtigung und Demokratisierung wider, die eine den Eltern gleichgestellte Position der Tochter im Familiengefüge fundiert.

Dennoch resultiert die Orientierung an den Idealen nicht in einer Negation von klassischen Erziehungsaufgaben durch den Idealisten, wie sich in folgender, dichter Sequenz zeigt. Deniz erzählt von einer Situation, in der seine Tochter ihn fragt, wie »des mit den Tagn [abläuft, JB]«:

»[I]ch wachse **enorm** weil du natürlich, schon mit Sachn konfrontiert wirst wo *du*, wo *du* **schluckst**, also, ich hab sie mal von der **Schule** abgeholt und stehn an der **Verkehrsampel** und so war=s für mich dieses **einschneidende** [lachend] Erlebnis es *war* da *war sie* gerade zwölf **gewordn**, und stehn so an der **Ampel**, *und äh* ich hab halt konzentriert auf die Verkehrsampel geschaut und auf **Ding** und dann sagt se, du Papa ich möcht mal fragn, sag ma wie l-läuft denn des mit den **Tagn** ja, und ich hab, [schluckt] **echt geschluckt** also so **puhfff**, ja und hab mich **umgedreht** und sie hat=s sie hat=s **gemerkt** und hat selber gesagt **Papa, alles cool, alles cool** ich möcht dich hierbei jetzt **nich**, in die Bredouille bring [lachend] ich frag **Mama** so wo ich dann sag **ja** und wo ich dann schon sag du [Tochter], ich kann dir dazu **nur, technisch** was sagn so, is **nich** meine **Lebensrealität** und was des **bedeutet**, womit du dann zu **kämpfn** hast, worauf du, plötzlich **acht gebn musst** oder nich acht gebn musst des kann ich dir nich *sagn* ich kann dir=s ich kann dir=s nur *beschreibn* und, des is ne Lebensrealität von der **Mama** und dann musst **du** glaub ich des mit **ihr auskartln** und **gar nich** weil ich mich **drückn** will aber, des sind dann schon so Situationen die dir dann, weißt=du w-weil man ja oft dazu **neigt** ähm, **ja**

klar weiß ich des ja, des is halt äh, deine **Regel** die bekommst du **alle vier Wochen**, ja hat **den und den Hintergrund** ja, aber zu sogn ich **kann dafür nich sprechn** so, des is schon so ne Situation die ich mit [Tochter] gelernt habe nämlich zu sogn, ich kann=s dir nich beantwortn und des gar nich als, wie steh ich denn dann **da** als **Papa** sondern zu sogn **hey** und wenn mir dann gelegen is dann müssen wir dann muss **ich mich** genauso wie [**Tochter**] drum **kümmern** so, dass ich **des** kann« (Deniz, Z. 1011–1033).

Deniz wächst durch seine Vaterschaft und die Konfrontation mit seiner Tochter in Situationen wie dieser. Jedoch muss er zunächst schlucken und scheint überfordert, weswegen seine Tochter ihn von der Beantwortung der Frage freispricht. Deniz kann zu dieser Frage nur »technisch« Stellung beziehen, da diese nicht seine »Lebensrealität«, sondern die der Mutter berührt. Er will sich zwar nicht vor der Beantwortung der Frage drücken, aber er »kann dafür nich sprechen«. Mit seiner Tochter lernt er zuzugeben, etwas nicht zu wissen, ohne dass ihn dies als »Papa« infrage stellt. Vielmehr muss er sich »drum kümmern so, dass [er, JB] des kann«. Deniz begreift seine Vaterschaft als Lerngelegenheit, in der er »enorm wächst«. Seine Tochter und er pflegen ein enges (Vertrauens-)Verhältnis, welches es ihr ermöglicht, sich mit intimen Fragen an ihren Vater zu wenden. An dieser Form der Beziehungsgestaltung zeigt sich deutlich, dass der Idealist neue Vaterschaft und Caring Masculinities zugleich repräsentiert, was sich nicht zuletzt in der Infragestellung von als »typisch männlich« kodierten Verhaltensweisen ausdrückt – in Deniz' Fall im Eingestehen und Kommunizieren seiner Unwissenheit und Unsicherheit. Deniz nimmt zudem eine wertschätzende und ressourcenorientierte Perspektive auf Kinder ein, indem er konstatiert, dass diese »denkende Individuen sind, dass sie ebn Verantwortung übernehm wie mit *fridays for future* mit Engagement gegen Rassismus wo du dir halt denkst, wieso soll des ne Lebensrealität von Kindern sein genau, und des is total spannend ich genieß es voll« (Z. 1258ff.).

Der Typus des Idealisten repräsentiert neue Vaterschaft. Der Dreh- und Angelpunkt ist dabei die Orientierung an Idealen wie Gleichberechtigung und Demokratisierung. Der Idealist möchte eine Bezugsperson darstellen und nimmt eine ressourcenorientierte Perspektive auf sein(e) Kind(er) ein.

Care

Auch in den konkreten, direkte und indirekte Care-Arbeit betreffenden Handlungspraktiken des Idealisten findet sich seine Orientierung an (politischen) Idealen wieder. Die Verrichtung von sowohl Haushalts- als auch von Erziehungsaufgaben stellt für ihn eine Selbstverständlichkeit dar, die nicht infrage gestellt wird.

In einer Passage über den Ablauf des Familienalltags erzählt Deniz, dass sämtliche Absprachen innerhalb der Familie jeden Tag neu ausgehandelt werden.³² Das »erste Aushandeln« (Z. 1105) bezieht sich darauf, dass besprochen wird, welches Familienmitglied wie in die Arbeit oder zur Schule kommt und wer das Kind begleitet. Das »zweite Aushandeln« (Z. 1117) beginnt, wenn die Tochter aus der Schule kommt und es um ihre Freizeitgestaltung geht. Auch hier geht es bspw. um Fragen, wer die Tochter wo hinfahren oder abholen kann. »[O]rganisatorische Fragen« (Z. 1121), die die Mahlzeiten der Familie, das Einkaufen oder Wäsche waschen betreffen, werden ebenfalls immer neu ausgehandelt. Hierbei ist es in Ordnung, wenn seine Frau, seine Tochter oder er selbst mal »kein Bock« (Z. 1126) haben. Die Tochter agiert bereits sehr selbstständig und bringt sich zu großen Teilen in den Haushalt ein. Der Alltag der Familie ist damit von flexiblen Aushandlungsprozessen bestimmt, die sich an den Bedürfnissen der einzelnen Familienmitglieder orientieren und feste Aufgabenverteilungen ablehnen. Da Deniz' Frau die Familienernährerin ist und zu geregelt(er)en Zeiten in die Arbeit gehen muss, entzieht diese sich den (teilweise langwierigen) Aushandlungsprozessen manchmal (vgl. Z. 1104ff.). Deniz scheint einen Großteil des Aushandlungsprozesses mit der Tochter abzuwickeln und stark in die Organisation der Familie sowie in Haushalts- und Erziehungsaufgaben eingebunden zu sein, wie sich bereits im Narrativ über die Kommunikation mit der Schule, die Deniz hauptverantwortlich übernimmt, zeigt.

In einem weiteren Auszug aus der Eingangspassage, in der es um seine Tochter geht, spiegelt sich wider, inwiefern die idealistisch motivierten Aushandlungsprozesse auch (die Vorstellung von) Erziehung fundieren:

»[A]lso durch diesn Freiraum den sie a in der **Schule** hat und b auch **Zuhause** hat Sachn **selbst** zu entscheidn und ob=s sie=s machn will oder **nich** machn will, hat natürlich ne **extrem** ähm (2) wie würd ich sogn, ne extrem kritische **Person** auch aus ihr **gemacht** also die, die [räuspert sich] die wenn sie für **sich** wenn sie-wenn Sachn für **sie** keinen vernünftigen **Sinn**, ergebn, sie nich bereit is sich dem **äh** zu **unterwerfn** so, also eigentlich alles ziemlich gut gelaufn aus meiner **Perspektive** und, was wir schon merkn isch=s jetzt natürlich mit **dreizehn** mit **vierzehn** so diese **Widersprüche** die einfach, in der Sozialisation n jugendliches Mädchen **aufmacht**, gegenüber ihren **Eltern**, also, unabhängig davon wie viel Freiheitn sie hat oder **nich hat verortet** sie sich natürlich anders und so dieses rebellische is jetzt **da**, die letztn **zwei Jahre** sind **schon**, dass=sie=schon **unsere Grenzn** nochmal **aufzeigt** nämlich in der Form so, wie viel **lässt** man denn dann zu also die Frage is wirklich, permanent **da** und wir versuchen=s halt so zu lösen dass wir sogn **alles** was

32 Da die Aufteilung von Haushaltsaufgaben im Interview mit Deniz nur an einer Stelle im Interview explizit beschrieben wird und diese bereits im Rahmen der Falldarstellung ausführlich vorgestellt und interpretiert wurde, wird hier nur eine kurze Zusammenfassung ebendieser aufgeführt (vgl. dazu Kap. 4.1.1).

nicht **unbedingt**, in Anführungszeichen für **sie** ne **Gefahr** und da mein ich gar nich so später hat sie dann kein **Beruf** oder was weiß ich sondern wirklich ne Gefahr für **Leib**, und **Lebn**, is, is **ok** ne, darf sie **entscheidn** und, ich merk aber des **reicht ihr nich** also, so dieses-diesen-Gren-diese Grenzn **aus probiern** dieses **herausfordern** is **schon da** [lachend] sie tut sich natürlich schwer weil, **wir** des halt nich als **Herausforderung** sehn sondern ja dann **mach halt** so und des **reicht ihr nich** weil sie ja diese **Reibung** auch, **vermut** ich zumindestens *diese diese diese* Reibung auch **braucht**« (Deniz, Z. 175–195).

Der Freiraum, Entscheidungen selbst zu treffen, macht aus seiner Tochter eine »extrem kritische Person«, die sich nur unterwirft, wenn »Sachn« einen vernünftigen Sinn für sie ergeben. Dies bewertet Deniz positiv. Gleichzeitig bemerken die Eltern, dass die pubertierende Tochter sich seit einiger Zeit trotz ihrer vielen Freiheiten gegen die Eltern aufzulehnen beginnt. Damit stellt sich für die Eltern die Frage, was sie alles zulassen sollen. Der Lösungsversuch besteht darin, der Tochter die Entscheidungsmacht für alles, was keine Gefahr für »Leib, und Lebn« darstellt, zu übertragen. Die Tochter tut sich schwer damit, dass dies für ihre Eltern keine Herausforderung darstellt. Sie testet die Grenzen aus und fordert ihre Eltern heraus. Erkennbar wird die konsequente Orientierung der Erziehung an politischen Idealen: So stellt es bspw. aufgrund von Deniz' Systemkritik keine »echte« Gefahr dar, »kein Beruf« zu haben.³³ Das Freiheitsstreben und Werte wie Selbstbestimmung und Gleichberechtigung des Idealisten sind der Orientierung an festen Hierarchien oder Regeln übergeordnet und werden stärker gewichtet. Auch wenn die Auseinandersetzung mit der Tochter große Anstrengungen erfordert, wählt Deniz nicht den Weg des geringsten Widerstands, der darin bestehen würde, die »Papakarte« (Z. 1008) zu spielen. Vielmehr priorisiert er die Orientierung an seinen Idealen.

Für den Idealisten stellt die Verrichtung von Care-Arbeit in Form von Organisations-, Haushalts- und Erziehungsaufgaben eine Selbstverständlichkeit dar. Dies ist wiederum auf seine Ideale zurückzuführen, die die konkreten Praktiken zudem durchziehen.

Natio-Ethno-Kulturelle Zugehörigkeit

Eine metaperspektivische Sichtweise auf das Thema Kultur ist kennzeichnend für den Idealisten. Er verweigert kulturelle Zuschreibungen und steht für ein dynamisches

33 Diese Haltung ist vermutlich auch durch die Berufs- und Bildungsbiographien seiner Frau und seiner selbst geprägt. Beide gehen nicht den vorgegebenen und klassischen Bildungsweg und sind trotzdem erfolgreich und können sich im Rahmen ihrer Tätigkeiten verwirklichen. Deniz' höchster Bildungsabschluss ist sein Realschulabschluss. Über berufliche Umwege arbeitet er heute als Trainer in der Erwachsenenbildung. Deniz' Frau hat zwar das Abitur, aber bricht ihr Studium später ab, um sich nach einer beruflichen Zwischenstation im Bereich der Gastronomie selbstständig zu machen (vgl. dazu Kap. 4.1.1).

sches Kulturverständnis. Zugleich verfügt er über eine ausgeprägte Ambiguitätstoleranz im Umgang mit der Frage nach seiner Zugehörigkeit.

Die Fähigkeit, Widersprüche auszuhalten, erlernt Deniz im Laufe seines Lebens.³⁴ Sein Aufwachsen ist davon geprägt, dass er in einem konservativen, mehrheitlich *weiß*en Vorort groß wird (vgl. Z. 274f.). Zusätzlich sind beide Elternteile erwerbstätig, weswegen eine »Nachbarin« (Z. 21), die Deniz auch als »Pflegetante« (Z. 20) oder »Oma« (Z. 21) bezeichnet, für die Betreuung der Kinder hinzugezogen wird. Die Betreuungsperson und seine Freund:innen aus der frühen Kindheit stellen für Deniz Vertreter:innen der ›deutschen Kultur‹ dar, während seine Familie die ›türkische Kultur‹ symbolisiert (vgl. Z. 14ff.). Dies resultiert darin, dass er sich in einem »Zwiespalt« (Z. 23) befindend aufwächst, den er erst später zu überwinden lernt. Sein heutiges Verständnis von Kultur spiegelt sich darin wider, dass Deniz Personen als »Abbild[er], von Strukturen und Verständnissen« (Z. 896f.) begreift, die von einem eurozentristischen »kolonialen Verständnis« (Z. 898) geprägt sind, welches für sich beansprucht, »Kultur definieren zu können« (Z. 899). Damit zeigt sich Deniz' intellektuell-theoretischer und machtkritischer Zugang zu diesem Thema. Dementsprechend verortet er das Dilemma »nirgendwo dazugehören aber überall dazugehören wollen« (Z. 463f.) in der Generation seiner Eltern, welches er scheinbar für sich selbst aufgelöst hat. Er identifiziert sich zudem als einziger Mann im Sample als nicht *weiß* (Z. 736, 836ff.). Aufgrund seines ›Nicht-weiß-Seins‹ macht er immer wieder Rassismuserfahrungen.³⁵ So auch, als er sich nach einer Auszeit beruflich neu orientieren will. Deniz konzipiert und führt bereits seit einigen Jahren auf kommunaler Ebene »n Haufen Projekte zu Diversität« (Z. 728) durch, als ihm eine Stelle in diesem Bereich angeboten wird. Obwohl er sich aufgrund seiner Erfahrung und Expertise gute Chancen ausrechnet, bekommt er die Stelle nicht, sondern »die hat n Weißer gekriegt« (Z. 737). Deniz konstatiert: »klar war, dass sie, ne deutsche Person nehm und niemandn mit Migrationshintergrund« (Z. 752f.). Dieses Erlebnis repräsentiert für ihn strukturellen Rassismus:

»[U]nd plötzlich wird des halt zu nem zu nem **Bestandteil** von *dir* dass du sagst auf die Stelle **brauch** ich mich nich zu **bewerbn egal** ob ich qualifiziert bin, ich werde **nich genomn, es wird ein Weißer bevorzugt** und, in den **meistn** Fällen **is**

34 Da diese Entwicklung bereits im Rahmen der Falldarstellung ausführlich vorgestellt und interpretiert wurde, wird hier nur eine kurze Zusammenfassung eben dieser aufgeführt (vgl. dazu Kap. 4.1.1).

35 Im Rahmen der sinngenetischen Typenbildung werden die Rassismuserfahrungen der Fälle von Deniz (Typ I: Idealist) und Onur (Typ III: Traditionalist) nur kurz thematisiert. Diese sind genauer in den jeweiligen Falldarstellungen nachzulesen (vgl. dazu Kap. 4.1.1; 4.1.2). In den Ansätzen der soziogenetischen Typenbildung werden die Rassismuserfahrungen der verbleibenden vier Fälle (aus Typ II: Pragmatiker und Typ III: Traditionalist) genau beleuchtet, um Redundanzen zu vermeiden (vgl. dazu Kap. 4.3.1).

es so und dann fängst du an dich **zurückzuschrauben** dich *zurückzunehmen* so, dich äh zu **begnügen** mit **weniger** mit **nicht dran zu komm und so weiter und so fort genau** (2) und des mein ich mit strukturellm Rassismus der **mich**, nach wie vor noch begleitet« (Deniz, Z. 869–875).

Der Begriff des strukturellen Rassismus wird oftmals mit dem der strukturellen Diskriminierung gleichgesetzt. Bei letzterem handelt es sich um ein hochkomplexes und schwer zu durchdringendes Phänomen, unter dem »Praktiken der Herabsetzung, Benachteiligung und Ausgrenzung [gefasst werden, JB], die gegen Angehörige bestimmter Gruppen bzw. Gruppen gerichtet sind« (Gomolla 2016, S. 73). Entscheidend dabei ist, dass »Mechanismen institutioneller Diskriminierung unabhängig von individuellen Vorurteilen oder negativen Absichten operieren und aufrechterhalten werden können [...] sie kann sogar im Handeln wohlmeinender Akteure zustande kommen« (Gomolla 2017, S. 134). Einerseits drückt sich in Deniz' Feststellung seine große Frustration über die sich wiederholende Benachteiligung aus, die er an dieser Stelle sprachlich auch als konjunktiven Erfahrungsraum ausdrückt. Das Wissen und die Reflexionsfähigkeit über Rassismus scheinen für Deniz andererseits eine Bewältigungsstrategie seiner Rassismuserfahrungen darzustellen. Generell scheint die intellektuelle Beschäftigung mit seinen politischen Idealen Deniz darüber hinaus zu befähigen, den Zugehörigkeitskonflikt zu bewältigen und die ihm inhärenten Widersprüche in seine Identität zu integrieren.

Zusätzlich verweist Deniz auf die intersektionale Verschränkung von Differenzkategorien, indem er auf die zusätzliche Benachteiligung durch seine fehlende formale Qualifikation in seinem Beruf aufmerksam macht. So verdienen seine Kolleg:innen aufgrund ihres Studiums mehr, obwohl Deniz »inhaltlich den Ton angibt« (Z. 843). Wenn er Seminare leitet, wird ihm oft rückgemeldet, dass er »gut Deutsch« (Z. 846) spricht und gleichzeitig wird ihm mit großem Misstrauen begegnet, weil er kein Studium vorweisen kann (»und, ach ham sie des studiert so und wenn ich dann in Seminarn bin, könn sie des überhaupt« (Z. 847f.)). Gleichwohl kann Deniz seine Berufstätigkeit als Bewältigungsstrategie seiner Diskriminierungserfahrungen nutzen, weswegen er sich privilegiert fühlt:

»Und ich glaub deswegen bin ich auch co-find ich=s so cool dass ich in dem Bereich jetzt arbeite also weil ich des natürlich ständig **A** anprangern kann und **B** Wege und Möglichkeiten und Tools aufzeigen kann wie=s eben anders auch **sein kann** und, da natürlich jetzt **ganz ganz viel Erfahrung**, habe **ganz ganz viel** äh, **Know-How** habe **ganz ganz viel Sachn** entwickelt habe **für mich** und mit andern, Kolleginnen zusammen, neue Ansätze entwickelt habe und n-nachdem ich Betroffener bin natürlich auch mir leicht tu jetzt, mit solchn Sachn **umzugehn**, Sachn **in Frage zu stelln** auch **aufzulösn** des=is natürlich **cool**, ja, die Möglichkeit hat nich jeder und daher wieder **weiß** und **elitär** also **bin ich, ja**, muss man, muss man so **seh'n** ha-ich hab **schon**, natürlich bin ich **betroff'n** aber auf der andern Seite hab ich auch

Zugänge ja, Zugänge die, beispielsweise n **Geflüchteter** nich hat also auch des muss man sich eingestehn« (Deniz, Z. 913–924).

In seinem Bereich kann Deniz diese Missstände »anprangern« und Wege und Werkzeuge aufzeigen, wie es »anders auch sein kann«. Viel Erfahrung, Know-How, die Offenheit für Neues und nicht zuletzt die Erfahrung als Betroffener helfen ihm, Dinge »in Frage zu stelln auch aufzulösn«. Dies bezeichnet er als »weiß und elitär«, da andere diese Möglichkeit nicht haben. So hat er z.B. im Vergleich zu einem Geflüchteten »Zugänge«, die er nutzen kann. Einmal mehr zeigt sich die hohe Bedeutung seines Idealismus für Deniz: Seine Erwerbsarbeit nutzt er zusätzlich, um die Gesellschaft zu gestalten und um Strukturen zu mehr Gleichberechtigung zu verändern.

Seine Ideale dienen dem Idealisten dazu, einen metaperspektivischen Zugang auf Kultur einzunehmen, Zuschreibungen abzulehnen und Widersprüche auszuhalten. Scheinbar ermöglichen sie ihm nicht zuletzt die Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen und die Auflösung des für viele migrantische bzw. migrantisierte Menschen hochkonflikthaften Erlebens der Frage nach Zugehörigkeit.

4.2.2 Typ II: Pragmatiker

Männlichkeit

Der Pragmatiker ist in Bezug auf seine Männlichkeitskonstruktion ambivalent: Einerseits weist er Elemente eines traditionell-konservativen Entwurfs von hegemonialer Männlichkeit auf. Andererseits zeigt er Verhaltensweisen, die ihn zugleich als Vertreter von Caring Masculinities erscheinen lassen. Im Gegensatz zum Idealisten, bei dem es die (politischen) Ideale sind, die seinen Entwurf als Repräsentant von Caring Masculinities fundieren, ist es beim Pragmatiker der Pragmatismus, der seine handlungsleitende Orientierung darstellt.

Wolfgang ist einer der Pragmatiker. Er definiert sich einerseits als »Macher«, als jemand, der Dinge durchzieht, und hart im Nehmen ist. Dies zeigt sich an der folgenden Passage, in der Wolfgang über seine Ausbildung in einer Autowerkstatt spricht:

»[D]iese drei Jahre warn irgendwie, also jetzt net unbedingt die **schönste** Zeit für mich, aber i hab=s **durchzogn**, weiß au net i war-i bin halt so a Typ wenn i anfang dann mach i=s fertig [klatscht in die Hände] irgendwie *und* des hat mi aber jetzt wenn i immer so **zurückdenk**, wahnsinnig viel gebracht in meim Leben also ich bin dadurch, **härter** gwordn auch de-grad wenn=s **Winter** war, hat der zu mir gsagt jetzt tut=ser erstmal **sneeschippen** der hat da überhaupt keine **Gnade** [holt Luft] wir=warn, **total nasse Haare** uns=hat=s=gfrorn war dem **scheißegal**, wir ham=s gmacht ham=s durchzogn, [holt Luft] und, [klatscht] eigentlich bin ich

dankbar für diese Erfahrungen=die=i=in=meim=Lebn=gmacht=hab« (Wolfgang, Z. 130–138).

Obwohl ihn die Ausbildung nicht besonders interessiert (»scheißegal mach ich, ich hatte keine Ahnung von Autos keine Au-wirklich, null, aber egal i hab des gmacht« (Z.118f.)) und der Chef hart mit den Angestellten umgeht, »zieht er sie durch«. Durch diese Erfahrung wird er härter, was ihm »wahnsinnig viel gebracht« hat. Abgesehen von der Erwerbsarbeit prägen seine beiden Leidenschaften, die Musik und der Fußball, Wolfgang's Leben. Da er beiden intensiv nachgeht, ist er immer viel unterwegs und sehr eingespannt, worauf er irgendwann »kein Bock« mehr hat: »[J]a war, n ja au ne spannende Zeit also des immer unterwegs zu sein des hat mir immer gefallen erst B-Band, dann mit=m Fußball und dann irgendwann hat i dann kein Bock mehr [leiser] weil=dann=hab=i=gsagt jetzt hab i Bock auf Familie« (Z. 467ff.). Hier kündigt sich die Begründungslogik seines handlungsleitenden Pragmatismus an: Wolfgang hat sein »Leben gelebt« – hat sich beruflich verwirklicht, seine Leidenschaften und Interessen ausgelebt. Erst dann kann er sich dem Familienleben widmen. In folgendem Auszug spricht er über die tägliche Routine, die beinhaltet, dass er seine Kinder jeden Morgen mit dem Fahrrad zum Kindergarten bringt. Danach fährt er weiter ins Büro und nutzt diese Zeit als »tägliche Meditation« (Z. 671f.). »[J]a da fahr ich und da muss i an nix denken und ich genieß das voll aber i muss ganz ehrlich sogn um drei schau i scho wieder auf die Uhr, dann is Feierabend damit ich heim kann, um meine Kinder zu sehn und, des is für mich schon ne ganz große Erfüllung« (Z. 672ff.). Es scheint, als könnte Wolfgang es nicht erwarten, zu seinen Kindern nachhause zu kommen und Zeit mit ihnen zu verbringen. Die Tatsache, sein »Leben gelebt« zu haben, erlaubt es ihm nun, voll in der Familie aufgehen zu können. Pointiert lässt sich mit Helfferich (2012) sagen: »[M]en have to be men before they can start a family« (ebd., S. 160). Damit ist seine Entscheidung für ein Leben, in dem nicht mehr er selbst, sondern seine Familie an erster Stelle steht, eine pragmatische. Nachdem er nicht nur eine wichtige Bezugsperson für seine Kinder darstellt, sondern sich auch fürsorglich zeigt und sich in Care-Arbeit einbringt, stellt er einen Vertreter von Caring Masculinities dar.

Auch Timothee kann als Repräsentant von Caring Masculinities gelten, wenngleich auch er sich dabei in erster Linie am Pragmatismus orientiert. So berichtet er, dass hauptsächlich er für das Kochen verantwortlich zeichnet. Allerdings ordnet er die Sorgearbeit der Erwerbsarbeit nicht über: Nachdem er in seinem ehemaligen Job sowieso erst nachmittags zur Arbeit geht, kocht er mittags. Doch auch nach einem Jobwechsel arbeitet er viel von zuhause, weswegen er auch heute noch in der Hauptverantwortung für das Kochen ist (vgl. Z. 1627ff.). Seine Haltung zu Sorgearbeiten, die den Haushalt betreffen, scheint sehr pragmatisch. Um seine hohe Beteiligung an Care-Arbeit (besser) in seine Konstruktion von Männlichkeit integrieren

zu können, rahmt er seine Argumentation zusätzlich als kompetitiven Vergleich. Im folgenden Auszug spricht Timothee darüber, wie er es erlebt, Windeln zu wechseln:

»[I]ch hab **viele Freunde** die dann irgendwie dann *ähm* n **Kind** habn und dann sagen **oah** die Windeln stinkn ich kann ihm die Windeln nich wechseln weil sie **stinkt** [holt Luft] und dann is das Kind halt irgendwie **drei Monate alt** und kriegt noch und kriegt noch **Muttermilch** und da **stinkt** das doch nich also wart mal ab bis du dem **Fisch** gegeben hast ja dann hast du=**n anderes Problem** ja [holt Luft] und das sind halt so Sachn da bin ich halt, w-**weniger empfindlich** für sowas ja also ich **mach das dann** weil es halt so **is** dann mach ich das [holt Luft] **beschwer** mich aber jetzt nich **da**-darüber dass es **stinkt** dass es stinkt **wissen wir alle** das=**is=klar** aber m-w-w-deswegen **wechsel** ich ja **trotzdem** die **Windel** ja deswegen hab ich da so ne ganz andere Einstellung **dazu**« (Timothee, Z. 1555–1564).

Während sich viele Freunde von ihm weigern, ihren Kindern die Windeln zu wechseln, weil diese stinken, ist Timothee »weniger empfindlich für sowas«. Er »mach[t, JB] das dann weil es halt so is« und beschwert sich nicht darüber. Daran zeigt er nicht nur seine pragmatische Orientierung, sondern auch, dass er das Verrichten von Sorgearbeit, wie bspw. das Windeln wechseln, als ernstes Spiel des Wettbewerbs für sich umdeutet. Er ist nicht so »zimperlich« wie andere Väter, sondern packt an und tut, was getan werden muss. Ob Timothee von seinen Freunden dafür tatsächlich symbolisches Kapital, also soziale Anerkennung, erhält, bleibt an dieser Stelle offen. Festgehalten werden kann aber, dass diese Rahmung es Timothee ermöglicht, sich in seiner Männlichkeit gegenüber anderen Männern aufzuwerten.

Auch Niam lässt sich dem Typus des Pragmatikers zuordnen. Seine Männlichkeitskonstruktion entfaltet sich vor allem entlang der Metapher des Kampfes, der ebenfalls den traditionellen Elementen von hegemonialer Männlichkeit zugeordnet werden kann. Niam kämpft sowohl mit seinen Eltern³⁶, als auch im Sport und gegen die Krankheit seiner Frau. Sport spielt schon immer eine große Rolle in Niams Leben. So hat bspw. das gemeinsame Fußballspielen mit den Kindern aus der Nachbarschaft schon früh einen großen Stellenwert für ihn (vgl. Z. 498ff.). Nach der Trennung von einer Ex-Freundin muss er seine Wut kanalisieren und beginnt zusammen mit seinem Bruder im jungen Erwachsenenalter professionell zu kickboxen (vgl. Z. 567ff.). Die Brüder kämpfen sich sogar so weit hoch, dass sie im Kader Deutschlands bzw. im Kader eines Bundeslandes spielen. Niam lebt also einerseits die ernstesten Spiele des Wettbewerbs in ihrer Reinform. Andererseits kämpft er zusammen mit seiner Frau den Kampf gegen ihre chronische Erkrankung. Im folgenden Auszug spricht er darüber, dass er sich für sich und seine Familie, aber vor allem für seine Frau, Gesundheit wünscht. Er begründet dies wie folgt:

36 Darauf wird später genauer eingegangen.

»[W]eil=s schon **einfach** m-m die **Familie** schon, **stark beeinträchtigt** [holt Luft] weil sie ja **schon** einfach (2) mpf würd ich sagen des **meiste schmeißt**, und wenn sie halt einfach **ausfällt** [holt Luft] da gab=s ne Zeit, **genau** des is vielleicht noch zu **erwähnen** da gabs ne **Zeit** wo man nich **wusste** was sie **hatte** also die [holt Luft] hat dann angefangen **Schmerzen** zu bekommen und konnt des **Bein** nich mehr bewegen [holt Luft] und konnt nich mehr **aufstehen** also auch so **weit** dass ich sie wenn sie [holt Luft] zum **Pieseln** musste aufs **Klo** getragen hab dass sie=dass sie **pieseln kann** und [holt Luft] des **ging** glaub ich über **ein Jahr** da war die [Tochter] grad, [schluckt] n **Jahr alt** und dann war sie **hier** mal ne **Woche** im **Krankenhaus** da mal ne Woche im **Krankenhaus** und keiner **wusste** [holt Luft] was sie **hatte**« (Niam, Z. 1151–1160).

Was sich hier zeigt ist, dass Niam – zumindest in der Vergangenheit – extensiv Sorgearbeit für seine Frau und Tochter leistet. Seine Frau kann aufgrund einer zunächst nicht diagnostizierten Krankheit teilweise nicht mehr gehen, sodass er sie auf die Toilette tragen muss. Bis zur Diagnose folgen einige Krankenhausaufenthalte, in denen Niam hauptverantwortlich für seine einjährige Tochter ist. Niam erhält in dieser Zeit zwar viel Unterstützung von seiner Schwiegermutter (vgl. Z. 1175), dennoch kann er »fast n Jahr nich [arbeiten, JB]« (Z. 1172). Generell leistet er auch heute noch in Bezug auf seine Kinder viel Care-Arbeit, wie sich später noch zeigen wird. In Bezug auf die Aufgabenverteilung zwischen seiner Frau und ihm äußert er sich folgendermaßen:

»[W]obei=s n-nich **klassisch is** weil *wir* weil wir da **eher altertümlich** sind sondern weil=s halt einfach **praktischer** is [holt Luft] weil sie des halt einfach gut **kann** die **Sachen Kochen** würd ich mir **wünschen** dass ich **öfter koche** mir macht des **Spaß** aber es passt halt einfach zeitlich [holt Luft] **oft nicht rein** weil ja ich bin dann halt für **grillen zuständig** solche **Sachen** also es is schon, es is schon, würd ich **sagen** dass unser Familienbild schon eher **klassisch** *aber* (2) **m** wir fahren damit beide **sehr gut** und *ähm* es is auch glaub ich des was wir beide **wollen** ohne jetztt irgend- wie **konservativ** zu sein oder so« (Niam, Z. 1076–1083).

Die Rollenverteilung zwischen seiner Frau und sich bezeichnet er als »klassisch«. Dies resultiert jedoch nicht daraus, dass das Paar »altertümlich« ist, sondern weil es »halt einfach praktischer« ist und weil »[Niams Frau, JB] des halt einfach gut kann«. Beide »fahren« gut damit und befürworten dieses Modell, jedoch nicht, weil sie konservativ sind. Wie auch bei Wolfgang und Timothee folgt die Aufgabenverteilung bei Niam und seiner Frau einer pragmatischen Logik.

Die Vertreter des Typus Pragmatiker grenzen sich bewusst vom Konservativismus ab und hinterfragen die von ihnen gelebten Rollenmodelle, auch wenn es nicht Werte wie Gleichberechtigung sind, die ihr Handeln in erster Linie leiten. Als Legitimation für ihr Handeln führen sie ihren Pragmatismus als Orientierung an, egal in

welche Richtung das Pendel schwingt: Für Wolfgang war es für seinen Übergang zur Vaterschaft fundamental, sich vorher »auszuleben«. Timothee gelingt es, die von ihm verrichtete Sorgearbeit neben seiner pragmatischen Orientierung über die kompetitive Komponente der ernstesten Spiele des Wettbewerbs in seine Männlichkeitskonstruktion zu integrieren. Auch Niam integriert seine Fürsorge mittels seines Pragmatismus in seine Männlichkeitskonstruktion. So sind die Pragmatiker zwischen hegemonialer Männlichkeit und Caring Masculinities zu verorten.

Vaterschaft

Die Orientierung an Pragmatismus ist ebenfalls in Bezug auf Vaterschaft handlungsleitend. Fälle, die dem Typus des Pragmatikers zugeordnet werden können, vereint darüber hinaus, dass sie viel Verantwortung innerhalb der Familie übernehmen und sich an den Bedürfnissen ihrer Kinder orientieren. Sie stellen Bezugspersonen für ihre Kinder dar und bringen sich in hohem Maße in Care-Arbeit ein. Damit können sie zugleich als neue Väter gelten.

Im Fall von Wolfgang zeigt sich zunächst die enge Verzahnung von Männlichkeit und Vaterschaft. In folgender Passage bezieht er sich darauf, dass die Vaterschaft ein »Weichei« aus ihm gemacht hat:

»[A]lso ich könnt=ma=mei Lebn ohne meine Kinder und meine Frau gar nimmer **vorstelln** dis is, is meine Erfüllung muss i echt sogn ja **kam au genau** zur **richtigen Zeit** (2) ich bin aber seit ich **Vater** gewordn bin bin i n **Weichei** gwordn weil=also **plötzlich** macht ma sich über **Sachn Gedankn**, die ma vorher=nich=gmacht=hat=also, [holt Luft] also meine Kinder habn mir eins **gelehrt** dass ich **nicht** der wichtigste Mensch auf der Welt bin es gibt jetzt **drei, drei Menschen** die wichtiger sind=im-im Leben **als wie ich ja**, aber ich versuch des au net zu **übertreibn** es gibt ja au **Eltern**, also jetzt grad wo=mer, wenn=ma **Vater** wird, so in=ner=neuen=Rolle und mir-mir sind immer diese Eltern so aufn **Sack** gangn, die ständig **nur** über ihre Kinder erzähl, des hab i versucht immer zu **vermeiden**, [holt Luft] natürlich kommt ma da au an () des-des lässt sich **gar net richtig vermeiden** aber [holt Luft] ich **versuch** mit dem **Ganzn**, möglichst **unaufgeregt** und **normal** umzugehn, gelingt mir nicht **immer** aber ich **versuchs** jedenfalls« (Wolfgang, Z. 675–687).

Wolfgang bezeichnet seine Familie hier als seine »Erfüllung« und betont einmal mehr, dass seine Vaterschaft genau zur richtigen Zeit kam. Jedoch ist er dadurch zum »Weichei gewordn«, da er sich plötzlich Gedanken um Dinge macht, die vorher nicht relevant für ihn waren. Durch seine Kinder hat er gelernt, dass nicht er selbst der wichtigste Mensch »auf der Welt« ist, sondern seine Frau und Kinder. Eltern, die nur über ihre Kinder sprechen, wertet er vor seiner eigenen Vaterschaft ab. Als Vater merkt er jedoch, dass sich dies kaum vermeiden lässt. Es gelingt ihm nicht immer, »normal« und »unaufgeregt« mit seiner Vaterschaft umzugehen. Die Vater-

schaft als neue Lebensphase ermöglicht es Wolfgang somit offenbar, Emotionen, die in der Konstruktion des Ideals hegemonialer Männlichkeit nicht vorgesehen sind, wahrzunehmen und zuzulassen.³⁷ Durch die Externalisierung, also durch das Verlernen der Wahrnehmung von Emotionen jenseits von Wut und Aggression als Teil des Erwerbs eines männlichen Habitus (vgl. Böhnisch und Winter 1993, S. 129f.), ist Wolfgang dies vorher nicht oder nur eingeschränkt möglich. Die vorher gelernte Abwertung des Weiblichen³⁸ zeigt sich jedoch noch immer in dem Begriff »Weichei«, oder auch im Narrativ über die Eltern, die ständig über ihre Kinder sprechen bzw. im aufgeregten, »hysterischen« oder »unnormalen Umgang« mit Elternschaft. Die Transition zur Vaterschaft zeigt sich bei Wolfgang also vor allem im Umgang mit seinen Gefühlen (für die Kinder). Auf die Nachfrage nach der Beschreibung seiner Rolle als Vater antwortet er:

»[E]s=is halt immer **schwer** dis=über sich selber so Dinge zu sagen also wenn jetzt, des=müsstesch eigentlich mei **Frau** fragen aber wahrscheinlich würd=**würd=se sagen**, dass ich n **super** Vater bin weil natürlich wie ich vorher scho gsagt hab die die die Kinder kriegn von mir alle Aufmerksamkeit, die se, **benötigen**, und, **Liebe** im **Überschuss** also, ich bin auf jeden Fall **immer da** wenn se mich brauchn des wissn se auch, wir=ham=a=sehr s-s-son Vertrauensverhältnis, **da** n großes und, [holt Luft] dis Gute is auch, ich versuch dene immer zu sogn **hey** lügt=s mi net an sagt=s mir lieber die Wahrheit und des machen die dann auch irgendwie« (Wolfgang, Z. 775–782).

Wolgangs Frau würde über ihn sagen, dass er ein »super Vater« ist, da er seinen Kindern Aufmerksamkeit und Liebe im »Überschuss« bietet. Er ist immer da, wenn sie ihn brauchen. Sie pflegen ein »Vertrauensverhältnis«, was sich zum Beispiel darin äußert, dass die Kinder Wolfgang in der Regel nicht anlügen. Das Interesse an einer eigenständigen und engen Beziehung zu den Kindern, das typisch für neue Väter ist, demonstriert sich im Fall von Wolfgang sehr eindrücklich. Nachdem neue Vaterschaft gesamtgesellschaftlich als (neues) Ideal wahrgenommen werden kann,

37 Dies erinnert stark an Onurs Übergang zur Vaterschaft, der in Kapitel 4.1.2 aufgearbeitet wurde.

38 Interessanterweise kann davon ausgegangen werden, dass »when fathers are active in infant care, boys develop an intimate knowledge of masculinity, which makes them less likely to devalue the feminine, whereas when fathers are rarely around, boys lack a clear sense of masculinity and construct their identities in opposition to things feminine by devaluing and criticizing women« (Coltrane 2004, S. 226). Für Wolgangs Fall ist kennzeichnend, dass sein Vater die Familie in einer »Nacht-und-Nebel-Aktion« verlässt und nach Griechenland zurückkehrt, woraufhin die Mutter und die beiden Kinder auf einen Schlag auf sich gestellt sind. Dadurch muss Wolfgang schon früh viel Verantwortung für seinen kleinen Bruder übernehmen und wird für ihn zu einer Vaterfigur (vgl. Z. 567ff.). Dies kann einen Erklärungsansatz für die Verhaltensweise Wolgangs darstellen.

ist es Wolfgang durch das Ausfüllen seiner Vaterrolle, das er mit dem antizipierten Prädikat seiner Frau als »super« bezeichnet, möglich, seine Vaterschaft zum ernststen Spiel des Wettbewerbs zu machen und symbolisches Kapital anzuhäufen. Interessant ist darüber hinaus, dass die Mutter offenbar ebenfalls das Konzept der neuen Vaterschaft befürwortet und ihren Mann darin positiv bestärkt.

In Timothees Fall zeichnet sich ab, dass die Pragmatiker ihre Vaterschaft verantwortungsbewusst gestalten und ihre Rolle in Bezug auf Themen wie Gleichberechtigung innerhalb ihrer Partnerschaft reflektieren. Timothee sieht seinen »Auftrag als Vater ob jetzt mit Migrationshintergrund oder nicht« (Z. 1223f.) darin, seinen Kindern »Werte mitzugeben« (Z. 1225), die »gesellschaftlich akzeptiert« (ebd.) sind. Dazu zählt für ihn die Ablehnung von Sexismus und Homophobie (vgl. Z. 1226f.) und dass es für seinen Sohn »normal is, dass irgendwie n Schwarzer mit ner Weißen zusammen is und umgekehrt« (Z. 1228f.). Diese Werte, die wiederum Ausdruck von Caring Masculinities sind, haben für Timothee universell Gültigkeit. Doch sein Pragmatismus ist zweifellos die leitende Orientierung in Bezug auf seine Vaterschaft. Dies zeigt sich exemplarisch an folgendem Auszug, in dem es darum geht, wie Timothee damit umgeht, dass sein Kind aufgrund der häufigen Schließungen von Kindertagesstätten und Kindergärten während der Covid-19-Pandemie viel zuhause ist, während er selbst ebenfalls anwesend ist, aber im Homeoffice arbeitet:

»[N]aja wenn=s nicht anders geht dann is halt des **Kind halt da** ne ich hab auch schon **hier mit Kunden** telefoniert und [Sohn] hat halt hier **rumgespielt** und dann hab ich denen halt gleich m-zu **Beginn des Telefonats** gesagt ja ich bin im **Homeoffice** [holt Luft] nicht=**e-rschrecken** wenn da irgendwie n **Kind** im Hintergrund is des is halt mein **Sohn** ja also [holt Luft] is mittlerweile auch in der Gesellschaft **angekommen** sowas ja also ich hab jetzt bis jetzt **kein Kunden** gehabt der gesagt hätte **ne** ich leg jetzt auf ich kann nicht mit ihnen telefonieren [...] **ähm so** Geschichten also, [schluckt] dass man halt einfach damit äh-ähm damit **umgehen** kann oder einfach s-sagt **ok** [holt Luft] ich hab keine andere **Wahl**=es=is=halt so, ne ich bin halt eher der **Pragmatiker** und sag **ok, is** nun mal mein Kind was soll ich jetzt mit dem Kind **machn** ja und **nur** die Verantwortung auf die **Mutter abzuwälzen** is halt irgendwie auch nich so die **feine Art**«(Timothee, Z. 1585–1599).

Wenn es nicht anders geht, ist das »Kind halt da«, während er arbeitet. Timothee weist Kund:innen zu Beginn eines Telefonats darauf hin, dass sein Sohn im Hintergrund ist und konstatiert, dass dies mittlerweile in der Gesellschaft angekommen ist. Er bezeichnet sich selbst als »Pragmatiker«, der in einer solchen Situation »keine andere Wahl« hat. Die Verantwortung auf die Mutter allein abzuwälzen ist für Timothee »nich so die feine Art«. Hier wird deutlich, wie eine pragmatische Orientierung mit einer fürsorglichen Männlichkeit verschränkt sein kann, auch wenn diese

auf den ersten Blick eher handlungsbezogen und lösungsorientiert, als durch Werte motiviert, erscheint. Nachdem Timothee sich ebenfalls an Gleichberechtigung und Demokratisierung orientiert, kommt es für ihn nicht in Frage, seiner Frau allein die Betreuung für das Kind zu überantworten, die darüber hinaus ebenfalls erwerbstätig ist. Somit übernimmt er die Betreuung zuhause, auch wenn die Situation für seine Erwerbsarbeit nicht optimal ist.

Im Fall von Niam lässt sich das Streben nach Verantwortungsübernahme und der Rolle als Bezugsperson im Rahmen seiner pragmatischen Orientierung für die Kinder ebenfalls belegen. Niam spricht bspw. in einer Passage davon, dass er viel mit seinen Kindern macht und gerne mit ihnen spielt, was aber unter der Woche nur abends möglich ist (vgl. Z. 891ff.). Abends ist er von der Arbeit »durch« (Z. 894) und auch seine Frau und die Kinder sind »durch« (ebd.) vom Tag. Insofern sind die Akkus von allen in »Situationen wo [sie, JB] zusammenkommen« (Z. 895f.) meistens schon fast aufgebraucht. Die Wochenenden empfindet er als »schöner« (Z. 897), weil er »von früh bis spät« (Z. 898) mit seinen Kindern »Sachen machen« (Z. 898) kann. Hier kann zunächst der Eindruck entstehen, dass Niam vor allen Dingen als »Freizeitpapa« agiert. Dagegen spricht jedoch Niams Involvierung in Care-Arbeit, wie noch gezeigt wird. Darüber hinaus lässt sich in Niams Fall die Orientierung an den Bedürfnissen der Kinder beobachten, wie in folgender Passage deutlich wird, in der er darüber spricht, dass die Kinderplanung zwischen seiner Frau und ihm aus wirtschaftlichen Gründen abgeschlossen ist:

»[A]lso zwei reichen ich mein man muss auch die **wirtschaftliche Seite sehn** wir sin ja von [Ort], die Wohnung die wir sehr **geliebt** haben **umgezogen** in quasi, n **kleineres Dorf** mit einem Zimmer **mehr** klar die Wohnung is, wunderschön is neu gebaut worden Zweitausendachtzehn oder Zweitausendneunzehn Zweitausendneunzehn, **ja** is halt=dann-sin=mer aber nur *hingezogen* weil wir noch=n Kind bekommen *weil mir* oder **uns** des schon wichtig is dass jedes Kind sein **Zimmer** hat jetzt **grade** wenn=s auch **Junge** und **Mädchen** sind dann noch **mehr noch** n **Kind** würde heißen **nochmal umziehen**« (Niam, Z. 918–926).

Niam erzählt, dass die Familie aus einer Wohnung, die sie sehr liebte, in eine Wohnung mit einem zusätzlichen Zimmer in einem »kleinere[n] Dorf« zog – »aber nur«, weil sie ein weiteres Kind bekamen und es den Eltern wichtig ist, dass die Kinder eigene Zimmer haben – gerade, wenn es sich um einen Jungen und ein Mädchen handelt. Niam und seine Frau entscheiden sich offenbar bewusst und nach Abwägung einiger Faktoren für oder gegen Kinder. Der finanzielle Aspekt scheint dabei großen Einfluss zu nehmen. Maßgeblich ist, dass ein bestimmter Lebensstandard für die Kinder gewährleistet werden kann. In einem Fortsatz dieses Narrativs wird darüber hinaus Niams Konzept von Vaterschaft deutlich:

»[N]och=n Kind auch aus **finanzieller Sicht** also *wär* für mich **gar** keine Option weil ich kann, oder **ich will nicht** noch mehr arbeiten weil dann hab ich-klar ich könnt irgendwelche **Nebenjobs machen** um des zu finanzieren aber ich-mein ich **bin ja Vater** und ich will **Zeit** mit den Kindern **verbringen** [holt Luft] **und** bin aber auch noch der [Niam] und möchte auch noch Sachen machen die **mir Spaß** machen **und** möchte=ja=noch=nebenher=auch=äh=**Zeit** mit meiner **Frau** verbringen und ja und des würde mit drei Kindern momentan einfach nich **gehn** deswegen sin=mer da **abgeschlossen**« (Niam, Z. 937–945).

Ein weiteres Kind würde für Niam noch mehr Arbeit bedeuten, um die Familie finanziell versorgen zu können. Als Vater will Niam aber Zeit mit den Kindern verbringen, möchte darüber hinaus Zeit für sich selbst und mit seiner Frau haben, was mit drei Kindern nicht mehr möglich wäre. Niam sieht seine Verantwortung als Vater also einerseits in seiner Rolle als ›Brotverdiener‹, der der Familie einen bestimmten Lebensstandard garantieren muss. Andererseits strebt er danach, viel Zeit mit seinen Kindern zu verbringen, was wiederum als Hinweis auf sein Streben nach neuer Vaterschaft gelten kann.

Die Vertreter des Typus Pragmatiker orientieren sich daran, ihre Vaterschaft aktiv, verantwortungsbewusst und reflektierend zu gestalten. Der Pragmatismus dient dabei als Bindeglied, indem er eine Gleichzeitigkeit von scheinbar unvereinbaren Orientierungen – an hegemonialer Männlichkeit, an Caring Masculinities und an neuer Vaterschaft – ermöglicht.

Care

Auch was Care-Arbeit anbelangt, orientiert sich der Pragmatiker, mit unterschiedlichen Begründungslogiken, am Pragmatismus. Werte wie Gleichberechtigung sind wichtig für ihn, weswegen er innerhalb der Familie viel Verantwortung übernimmt und dabei stark auf die Bedürfnisse seiner Kinder eingeht, für die er eine Bezugsperson darstellt.

Im Fall von Wolfgang gehört es zu seinen Care-Aufgaben, seine Kinder täglich zum Kindergarten zu bringen (vgl. Z. 379), die Einkäufe zu besorgen (vgl. Z. 712) und »wenn irgendwas zum machen is dann mach ich des halt hier« (Z. 715f.). Insgesamt, so Wolfgang, teilen seine Frau und er sich »schon sehr viel auf« (Z. 717), auch wenn Wolfgang eine coronabedingte Re-Traditionalisierung der Verteilung von Sorgearbeit feststellt: Durch das viele Homeoffice lebt seine Frau »so wie die Fraun vor zwanzig Jahrn« (Z. 720f.). Damit rekurriert er auf das Bild der klassischen Hausfrau. Dies könnte darauf hindeuten, dass seine Frau (als Lehrerin) zwar während der Lockdowns weiterhin berufstätig war, die zuhause anfallende Betreuungs- und Sorgearbeit jedoch zusätzlich zu ihrer Erwerbsarbeit verrichtete. Dass die Corona-Pandemie Ungleichheiten in der Verteilung von Care-Arbeit zwischen Frauen und Männern (noch weiter) verschärfte, ist inzwischen zahlreich nachgewiesen

worden (vgl. z.B. Kohlrausch und Zucco 2020, S. 4; Barker et al. 2021, S. 26ff.). Beim Blick auf die konkreten Haushaltstätigkeiten sticht Wolfgangs Orientierung an pragmatischen Gesichtspunkten ins Auge: Er verrichtet diejenige Arbeit, die ihm Spaß macht, wie bspw. das Kochen (vgl. Z. 699). Wäsche zu waschen macht er hingegen »gar net gern des macht sie dann« (Z. 709). Damit wählt er seine Aufgaben nach einem hedonistischen Prinzip. Dass Männer sich bei Hausarbeit die »Rosinen herauspicken«, stellten schon Zulehner und Volz (1998) in ihrer einschlägigen Studie zum Einstellungswandel von Männern heraus (vgl. ebd., S. 22). Wie bereits erwähnt, ist auch das (Lebens-)Alter für Wolfgangs Fall ein kennzeichnender Faktor. Nicht nur musste er ein gewisses Alter erreichen, um Vater werden zu können, gleichzeitig strengt ihn das Vatersein in Verbund mit der Verrichtung von Care-Arbeit aufgrund seines Alters besonders an. Wolfgang beschreibt den Alltag wie folgt:

»Manchmal ganz schön **anstrengend** also wie=gsagt ich bin ja au nimmer der jüngste und, ehrlich=gsagt=also **nächstes Mal** in meim nächsten Leben werd=i=dann=doch mit vierzig **Papa weil** also **generell**, also=es=is=immer **blöd**, über sich selber sowas zu sagn also ich **find**, dass wir **schon** ne ziemlich gute Familie sind, also wir ham n sehr gutes wie=soll=i-wir gehn gut miteinander **um** und, i kann immer=nur sagn je-wenn, wenn i irgendwo **hinkomm** die=sagn mensch, eure Kinder sind so nett, vielleicht is es **nur ne Floskl** aber i glaub des is **wirklich** so [...] der **Alltag** is **natürlich**, unterscheidet sich wahrscheinlich net **groß** von andern Eltern **auch** i-mein wir=stehn=in=der=Früh **auf** bis da mal **alles** also was mich echt **stresst** is in der **Früh**, bis da **mal** jetzt, im Sommer geht=s aber im **Winter**, müss=mer die ganzen **Jackn** anzieh'n und dann warn die **Schals** und **dis**, dann in **Anhänger** dann kommsch im **Kindergarten** an mit der **voller Montur**, da drin hat=s **dreissig Grad** da da bricht der **Schweiß aus** und i sag um **viertel nach neun**, bin i erst=immer=erstmal **so**, jetzt fahr i gemütlich mit=m Fahrrad ins **Büro**, und **diese zwanzig Minuten** sind meine **tägliche Meditation** irgendwie=so, ja da **fahr ich** und da muss i an nix **denken** und ich genieß das **voll**« (Wolfgang, Z. 653–672).

Aufgrund dessen, dass Wolfgang »nimmer der jüngste« ist, nimmt er den Alltag manchmal als sehr anstrengend wahr. Er findet zudem, dass seine Familie eine »ziemlich gute Familie« ist, was Wolfgang am guten Umgang miteinander festmacht. So bekommt er oft die Rückmeldung, dass seine Kinder »so nett« sind. Ihr Familienalltag unterscheidet sich aber nicht groß von dem anderer Eltern. In der Früh und besonders im Winter stresst es Wolfgang, dass es lange dauert, bis alle angezogen sind und es im Kindergarten dann so heiß ist. Nachdem er die Kinder in die Einrichtung gebracht hat, nutzt er die zwanzigminütige Fahrradfahrt zur »tägliche[n] Meditation«, in der er an nichts denken muss. Wie bereits erwähnt, zeigt sich einerseits die Verschränkung von Vaterschaft und Alter, die eine Vaterschaft

zwar für Wolfgang ermöglicht, jedoch aufgrund seines Alters auch mit physischen wie psychischen Belastungen für ihn einhergeht. Zusätzlich wird andererseits der Wettbewerbscharakter deutlich, wenn es um seine Vaterschaft bzw. um seine Familie geht. In beiden Feldern versucht er sich von anderen abzuheben, bzw. das ernste Spiel des Wettbewerbs um die ›beste Vaterschaft‹ oder die ›beste Familie‹ zu gewinnen. Darüber hinaus kann angenommen werden, dass Wolfgang auch einen Teil der Mental Load trägt, wie sich aus dem Zusatz »da muss ich nix denken« interpretieren lässt. Wolfgang lernt bereits als Kind, Care-Arbeit für seinen jüngeren Bruder zu übernehmen. In Bezug auf das Kochen erzählt er, dass er schon »früh mit der Kocherei« (Z. 698) beginnt, weil sein Bruder und er »Schlüsselkinder« (ebd.) sind. Wolfgang wäre »die perfekte Hausfrau« (ebd.), da er – im Gegensatz zu seiner Frau – bereits während dem Kochen aufräumt, sodass es danach nicht aussieht »wie ne Bombe hier« (Z. 702).

Dies gleicht dem Narrativ Timothees, der ebenfalls durch die Bedingungen des Aufwachsens schon früh viel Verantwortung für seine jüngeren Geschwister übernehmen muss.³⁹ Timothee erzählt, dass er »vieles was [er, JB] jetzt von von [seinem, JB] Vatersein gelernt ha[t] sei=s jetzt irgendwie Windeln wechseln oder so viel auch schon einfach von [s]einer Mama oder von [s]einen Eltern von [s]einer Familie mitbekommen [hat, JB]« (Z. 1552ff.). Wie sich bereits in der oben beschriebenen Sequenz über das Windeln wechseln zeigt, ist es für Timothee aufgrund der Umstände seines Heranwachsens normal und selbstverständlich, Care-Arbeit zu verrichten. Das Übernehmen von Care-Arbeit scheint für ihn geradezu natürlich zu sein und erinnert damit an ein klassisches Narrativ weiblicher Sozialisation.

Ferner ist Timothees Handeln als Vater an den Bedürfnissen seines Kindes orientiert, wie sich in einer Passage über das Schlafverhalten seines Sohns zeigt:

»[Sohn] zum Beispiel is halt er **kann nicht alleine schlafen** ne also braucht immer jemand bei sich ne braucht man sich aber keine Tipps von anderen Eltern holen weil [holt Luft] die legen ihr Kind halt **ab** und des **schläft** ne *also* und ich=m=dann [ahmt die anderen Eltern nach] **ja** hättest ihn früher mal aus dem **eigenen** ausaus=m, in sein Kinderbett liegen müssen was glaubst du was wir **gemacht** habn ne er hat von **Anfang an** eigentlich wenn er geschlafen hat **schon** in seim **behüteten** Bett geschlafen aber **trotzdem war sobald** der irgendwie sich n bisschen **bewegen** konnte **robben konnte immer** is immer zu uns gekommen und hat immer die **Körperwärme gesucht** ja und das is **bis heute so** ja und da bringt jeder andere Tipp einfach **gar nichts** weil er is halt einfach **menschlich** so es=is in ihm **verankert**

39 Timothee kommt zu Beginn der 1990er Jahre mit seinen Eltern aus dem Kongo nach Deutschland. Beide Eltern arbeiten, in Deutschland angekommen, im Wechsel im Schichtsystem. Obwohl die Familie durch eine Nachbarin in der Gemeinschaftsunterkunft, in der sie untergebracht ist, Unterstützung in der Kinderbetreuung erfährt, muss Timothee schon als Kind viel Verantwortung für seine drei jüngeren Brüder übernehmen (vgl. Z. 147ff.).

er er braucht **das** und es is halt so ja man kann=s ihm allerhöchstens irgendwie mit **Gewalt ausreden** was halt auch nich **Sinn** und **Zweck** der Sache is oder man lernt halt damit **umzugehen** man weiß halt dann einfach **ok** mein Kind braucht halt **Körperwärme** und [holt Luft] **Nähe** zum Schlafen [holt Luft] man kann versuchsversuchen ihn **heranzuführen** dass er irgendwie [holt Luft] mal ne **Stunde** oder so oder **zwei alleine schläft** und man irgendwie=zu **beruhigen Sicherheit** zu geben zu sagen ja ich bin **da** ich-ich-ich **komm dann** und wenn du mich **rufst** bin ich auch **wirklich** da und man kommt dann auch oder **hab** auch so=n so=n so=n so=ne eigentlich is es so=n so=n **Sitzpolster** von ihm was ich eigentlich zu nem zu ner Mat-**tratze** machen kann da setz ich mich halt immer **drauf** und und, **bin** halt so die erste halbe Stunde halt bei **ihm** mit in seim **Bett** aber, wirklich schlafen tut er dann=**nich** ne=is=er=halt=also er liegt da halt nur **da** und weiß halt ok irgendwann kommt er dann=wieder=zu mir mit ins **Bett** aber zumindest dass er das **Gefühl** bekommt er is trotzdem in **Sicherheit** in seinem Bett« (Timothee, Z. 2198–2230).

Timothees Sohn hat Schwierigkeiten, allein zu schlafen. Diesbezüglich lehnt Timothee Tipps von anderen Eltern ab, denn die gängigen Ratschläge sind ihm und seiner Frau bereits bekannt. Obwohl der Sohn von Beginn an im eigenen, »behüteten Bett« schläft, sucht er, sobald er »robben« kann, bis heute die Nähe der Eltern. Ihm dies mit »Gewalt« auszureden, ist keine Option für Timothee. Vielmehr müssen die Eltern einen Umgang damit lernen, der das Kind nicht überfordert. Der Sohn soll lernen, dass Timothee »wirklich« da ist oder kommt, wenn er nach seinem Vater ruft. Zudem soll er sich in seinem Bett sicher fühlen. Hier werden gleich mehrere zentrale Orientierungen des Falls sichtbar. Zunächst übernimmt Timothee, indem er seinen Sohn ins Bett bringt, eine Care-Aufgabe, die typischerweise zumeist Mütter übernehmen. Dies deutet in Timothees Fall auf die Überwindung der geschlechtsspezifischen Aufteilung von Sorgearbeit durch das sozialisatorische Erlernen der Verrichtung von Care-Arbeit hin. Dass sein Sohn nicht allein Schlafen kann, diskutiert Timothee scheinbar mit anderen Eltern, was ebenfalls auf seine hohe Involvierung in Erziehungsfragen hindeutet. Zudem agiert Timothee bedürfnisorientiert und nicht zuletzt pragmatisch: Das Kind kann nicht allein schlafen, wird aber nicht mit »Gewalt« dazu gezwungen. Vielmehr müssen die Eltern diese Tatsache akzeptieren und lernen, damit umzugehen.

Auch im Fall von Niam wird die hohe Eingebundenheit in Care-Arbeit sichtbar. Als sein Sohn auf die Welt kommt, muss Niam kurz darauf wegen einer Sportverletzung operiert werden (vgl. Z. 129f.). Zwei Wochen später wird sein Sohn wegen eines »Magenpfortnerkrampf[s]« (Z. 136) ebenfalls operiert. Weil das Kind durch den Muskelkrampf immer wieder erbrechen muss, beginnen die Eltern zu recherchieren und stoßen auf die Erkrankung, von der sie vermuten, dass ihr Kind davon betroffen ist. Obwohl die Hebamme die Vermutung der Eltern nicht teilt, besteht Niam darauf, dass seine Frau mit dem Kind zum Arzt geht, der den Verdacht bestätigt (vgl.

Z. 133ff.). Nicht nur in Bezug auf Care-Arbeit in Form von Sorge und des Einholens von Informationen bzw. des Organisierens von Ärzt:innenbesuchen, sondern auch in Bezug auf Erziehungsfragen ist Niam also stark involviert. Dies findet seinen Ursprung möglicherweise auch in Niams Berufstätigkeit und dem dementsprechenden Professionswissen: Er verfügt sowohl über eine Ausbildung zum Kinderpfleger und befindet sich zum Zeitpunkt des Interviews im Anerkennungsjahr als Erzieher. Seinen familiären Alltag beschreibend kommt er auch auf seinen Erziehungsstil zu sprechen:

»[C]enau des sind eigentlich so die, **Tage** sind schon relativ **gleich** is schon oft **des-selbe** aber mei des is halt so wenn man **Kinder** hat also *pfunserer Erziehung* **nach** is halt einfach **wichtig** den Kindern *ne=äh strukturierten* **Tagesablauf** zu geben weil=s einfach, unserer **Erfahrung** nach besser **funktioniert** also manche machen des auch **nich** so unsre **Nachbarn**, zum Beispiel *äh (2)* **bringen** die Kinder immer unterschiedlich ins Bett einmal um **siebn** einmal um **acht** einmal um **neun** einmal um **sechs** und da hört man halt dann oft **Geschrei** und **Geplärr** oder die **über uns** *mpf* der darf halt **relativ viel Fernseh** schaun also des is jetzt bei uns auch **eher limitiert** und, der oben drüber da merkt ma halt, um **achte** wenn er vorm Fernseh, **weg** muss dann is halt **Geschrei** oben zum Beispiel aber des=des=sind=solche Sachen des macht jeder **anders** da sind wir **schon**, **relativ** also wir sind da auf-absolut auf *einer* **Wellenlänge** was **Süßigkeiten** angeht was **Medienkonsum** angeht und *so* also is schon, *äh sehr* sehr unter **Kontrolle** ja [holt Luft] genau also **erziehungs-technisch** sind=mer uns schon sehr sehr **ähnlich**« (Niam, Z. 1001–1014).

Niam und seiner Frau ist es wichtig, den Kindern einen strukturierten Tagesablauf zu geben, da dies »besser funktioniert« als bei den Nachbarn, bei denen die Kinder zu unterschiedlichen Zeiten ins Bett gebracht werden oder das Fernsehen nicht genug begrenzt wird. Die Eltern sind in »erziehungstechnisch[en]« Fragen, die den Konsum von Süßigkeiten und Medien betreffen, »auf einer Wellenlänge«. Bei ihnen wird beides stark reglementiert bzw. ist »unter Kontrolle«. Ähnlich wie bei Timothee wird auch bei Niam das hohe Engagement zur Auseinandersetzung mit Erziehungsfragen und den seine Frau und Kinder betreffenden Anliegen deutlich. Die Aufteilung der Haushaltsaufgaben folgt jedoch wie oben bereits angesprochen einer klassischen Rollenverteilung. Nachdem Niams Frau bspw. »drei Tage die Woche zu Hause is und, aus ner Familie kommt, wo Sauberkeit eine wahnsinnig hohe äh hohen Stellenwert hat is sie schon federführend [...] bei der Gestaltung der Wohnung« (Z. 1054ff.), während Niam dies »einfach nich interessiert« (Z. 1058). Weiter führt er aus:

»[U]nd also diese **Einrichtungsgeschichte** is halt [Frau] und dann aber auch die **Haushaltsführung** is schon auch [Frau] **Part** ich weiß nich wies is *wenn* sie mehr arbeiten **würde** weil seit sie seit wir Kinder **haben** arbeitet sie ja einfach **weniger**

oder äh die erste Zeit ja auch **gar nicht** und demnach, **war** des für **sie** auch **selbstverständlich** den Haushalt zu **führen** wenn ich halt vierzig Stundn in der Woche **arbeite** ich bin halt dann **eher** für so Sachen so wie **des** is **kaputt** des muss ma **reparieren** also es is schon **eher klassisch** würd ich sagen [...] ohne jetzt irgendwie **konservativ** zu sein oder so aber des is halt einfach des was *sich* was sich **bewährt** hat ich mein die [Frau] is, is **Mutter** und is einfach **viel zu Hause** und is **gerne Mutter** und macht aber auch gerne, die **Sachen** die sie **macht** und ähm ja aber, wie gsagt also die, **körperlich anstrengenden Sachen** oder die körperlich **schweren** Sachen die mach schon **ich**, also wenn sie jetzt=äh, vom vom vom *Einkaufen* äh kommt, also manchmal geh **ich** einkaufen des is aber **eher selten** meistens geht **sie** einkaufen und ich pass halt in der Zeit auf die **Kinder** auf spiel was mit denen=oder=so=also=Einkäufe, **reintragen** und sowas *des* mach schon, ich **immer** also **und** dadurch dass sie halt einfach, wie schon **angesprochen** aus ner Familie kommt wo **Sauberkeit** und **Ordnung** und so weiter schon ne **große Rolle** spielt **kann** ich halt auch in vielen Dingen s=ihr nicht **recht machen** weil, **meine** Eltern halt **gar nicht** so sind, also sie sagt immer, da bei deinen Eltern da schaut=s **aus** *aber* ich m-m **kenn=s** halt, einfach nich **anders** und hab=s halt dann auch nich anders **gelernt** bekommen« (Niam, Z. 1069–1096).

Nachdem Niam in Vollzeit arbeitet und seine Frau viel zuhause ist, ist sie hauptverantwortlich für die »Haushaltsführung«. Niam ist demgegenüber zuständig für Reparaturen. Die klassische Rollenverteilung ist allerdings kein Ausdruck von Konservatismus, sondern hat sich eben »bewährt«. Seine Frau ist gerne Mutter und übernimmt ihre Aufgaben auch gerne. Körperlich »schwere Sachen« übernimmt Niam, indem er bspw. die Einkäufe ins Haus trägt. In vielen Dingen, die »Sauberkeit und Ordnung« betreffen, kann er es seiner Frau nicht recht machen, weil er es – im Vergleich zu ihr – von seinen Eltern »anders gelernt bekommen [hat, JB]«. Die Strategie des Pragmatismus tritt hier überdeutlich zum Vorschein. Der familiäre Tagesablauf folgt einer klaren Struktur und die Rollen sind klar verteilt, was von beiden Elternteilen befürwortet wird. Dies steht bspw. in starkem Kontrast zu Deniz, dem Idealisten, in dessen Familie diese Aufgaben permanent ausgehandelt werden. Weiterhin kann angenommen werden, dass das angedeutete Maternal Gatekeeping von Niams Frau ein Hinderungsgrund für seine geringe Beteiligung an Haushaltsaufgaben darstellen könnte.

Insgesamt zeigt sich, dass die Orientierung an Pragmatismus auch in Bezug auf Care-Arbeit handlungsleitend für den Typus des Pragmatikers ist. Die Fälle vereint, dass sie viel Verantwortung innerhalb der Familie übernehmen und sich an den Bedürfnissen ihrer Kinder orientieren. Gleichzeitig wird sichtbar, dass die Übernahme von Haushaltsaufgaben und organisatorischen Fragen von Wolfgang und Niam einem hedonistischen Prinzip folgt bzw. sich an (erlernten) Fähigkeiten orientiert. Für Timothee ist es aufgrund der Umstände seines Aufwachsens »normal«, Care-Arbeit zu verrichten und wird deswegen selbstverständlich übernommen.

Natio-Ethno-Kulturelle Zugehörigkeit

Die Pragmatiker vertreten ein eher statisches Kulturverständnis und mäandern zwischen den unterschiedlichen Facetten ihrer natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit. Ihr Konfliktleben in Bezug auf diese Frage unterscheidet sich dabei deutlich voneinander.

Im Fall von Wolfgang ist seine ›griechische Herkunft‹ bzw. Zugehörigkeit ein wichtiger Bestandteil seiner Identität und emotional stark positiv besetzt. Im Interview zeigt sich dies z. B. an einer Stelle, an der er erzählt, dass es sein Vater ist, der die »griechische Tradition« (Z. 510) innerhalb der Familie aufrechterhält. Bis zum Alter von zwölf Jahren spricht Wolfgang zuhause nur Griechisch.⁴⁰ Wenn er aus dem Kindergarten oder der Schule nachhause kommt und auf Deutsch von seinem Tag erzählt, fordert der Vater ihn auf, »alles nochmal auf Griechisch [zu, JB] erzähl« (Z. 511f.). Somit ist der »griechische Flow« (Z. 512) in der Familie stets präsent, wofür er seinem Vater dankbar ist (vgl. Z. 506ff.). Die positive Beziehung zu seinen ›griechischen Wurzeln⁴¹ existiert nicht von Anbeginn seiner Kindheit, sondern entwickelt sich bei Wolfgang erst im weiteren Verlauf seines Lebens:

»[W]o ich noch ganz **klein** war wollt ich immer **Deutscher** sein i wollt kein Griechische sein weil ich wollt auch so wie die andern **Kinder** [holt Luft] aber dadurch dass i jetzt gar-gar keine so großn **Nachteile** ghabt hab und dis halt i muss au sagn bei den **Mädels** hat des immer au ganz gut **klappt** dis war dann scho eher n **Vorteil** wenn ma, **Südländer** war oder so ja und es **war**, ich bin ja damals **auch**, wo mein Vater eben bei [**Firma**] gearbeitet hat in [**Ort**] ham=mer da in [**Ort**] da gab=s so **Werkwohnungen**, und da warn **nur Türken Griechen Spanier Jugosla**-also nur **Ausländer**, und i fand des **total geil** des war **wirklich**, dis-diese-dieses **Zusammenleben** der **Kultur**=dis i-also, dis dis dis dis dis sch-schnallt ma ja als Kind gar net=aber des war für uns so **selbstverständlich**, dass es eim=wir ham dann auch so **Länderspiele** gmacht **Griechenland** gegen **Türkei** und so, [holt Luft] deswegen hab i au **nie** äh irgendwelche äh ah Ressentiments gegenüber andern Menschen ghabt ganz im **Gegenteil** ja also für uns war des **normal** dass wir zusammen **aufwachsen** und und Griechen und Türken **mögen** sich ja net aber ich hab selber türkische **Kumpels** also ich hab da überhaupt kei **Problem**, unsere ältere Tochter die

40 Mit dieser Zeitmarke rekurriert Wolfgang, wie oben bereits angesprochen, auf die für ihn einschneidende Trennung seiner Eltern, als er zwölf Jahre alt ist.

41 Mit Yildiz kann kritisch auf den sog. »Wurzeldiskurs« (Garnitschnig 2016, S. 3) verwiesen werden, der das große (wissenschaftliche und alltagstheoretische) Interesse von Angehörigen der Dominanzgesellschaft gegenüber den »Wurzeln« migrantisierter Menschen beschreibt, das eng mit dem Diskurs über Integration verzahnt ist (vgl. ebd.). An dieser Stelle sei kurz darauf hingewiesen, dass die Thematisierung der Wurzeln (und des Migrationshintergrunds) von den Interviewten selbst vorgenommen wurde – was aber wahrscheinlich wiederum auf das Sampling der empirischen Untersuchung zurückgeführt werden kann. Dies wird in Kap. 3.3.2 reflektiert.

Tagesmutter war ne **Kenianerin wo, afrikanische und und und und deutsche** Kinder warn was i total **super** fand [holt Luft] weil die natürlich jetzt, auch dis äh, die net nur die **Kultur** kennenlernen sondern **auch die Essgewohnheitn** und dass es für die Kinder einfach **völlig normal is** dass die so aufwachsen **schwarze mit weiße Kinder** [...] und, **irgendwann** war ich immer im-i **wusste** immer **nie** bin ich jetzt eigentlich n **Deutscher**, bin ich n **Grieche** aber ich hab immer gwisst wenn Deutschland zum Beispiel gegen Griechenland **Fussball** spielt, dass i für **Griechenland** bin ganz **klar**, und i hab des au gmerkt dass an meim Auto eigentlich ne **griechische Fahne klebt**, dis is so also **ich bin schon** von meim, ich=**bin**=ja=erst=seit acht oder neun Jahrn die deutsche Staatsangehörigkeit, ich hab vorher nur die **griechische ghabt**, und irgendwann **gings dann** dass man **beide** hat, dann hab i gsagt ok ja dann nehm ich se aber wenn ich jetzt die **griechische** hätt **ablegen** müssn dann hätt ich gsagt **nö** ich behalt die **griechische** i weiß es au net es is-des is halt so seine **Roots** kann ma einfach net **leugnen** die hat **ma**, und des mein Blut is **hundertprozentig griechisch**, mein **Kopf** is ol-inzwischen schon oft **deutsch**, und inzwischen, find i=s, na net inzwischen schon **sehr lange** find i=s **geil**, dass ich eigentlich sowas erleben, **darf** zwei **Kultur**n dis is dis **geile** find=i=ja=langweilig=wenn=einer=deutsch=is und **nie** was **anders** also **ich** weiß wie=s in Griechenland funktioniert, ich weiß wie=s hier-und da kann ma des **super**, **m-mischen** wenn mich heut einer **fragt**, was ich **bin** sag i ich bin **Deutsch-Grieche** dis find i i immer die perfekte Kombination« (Wolfgang, Z. 882–921).

Als Wolfgang ein Kind ist, will er »immer Deutscher« und »kein Grieche« sein, weil er so sein möchte wie die anderen Kinder. Dadurch, dass er durch das »Griechisch-Sein« aber keine großen Nachteile hat und als »Südländer« auch bei den »Mädels« gut ankommt, empfindet er dies eher als Vorteil. Durch die Arbeitsstelle seines Vaters lebt die Familie in einem Haus mit Werkwohnungen, in denen nur »Türken Griechen Spanier Jugosla-also nur Ausländer« leben, was Wolfgang »total geil« findet. Das »Zusammenleben der Kultur« ist für ihn daher »selbstverständlich« und aufgrund dieser Erfahrung hat er keine »Ressentiments gegenüber andern Menschen«. Obwohl sich »Griechen« und »Türken« nicht mögen, hat er selbst damit kein Problem und hat sogar einige »türkische Kumpels«. Auch dass seine ältere Tochter bei einer kenianischen Tagesmutter war, findet er »super«, weil sie dort nicht nur die »Kultur« und die »Essgewohnheiten« kennenlernte, sondern auch die Erfahrung machte, dass es »völlig normal« ist, dass »schwarze mit weiße[n] Kinder[n]« aufwachsen. Wolfgang weiß »immer nie bin ich jetzt eigentlich n Deutscher, bin ich n Grieche«, nur bei Fußballspielen positioniert er sich klar für Griechenland. Als es vor einigen Jahren möglich wird, zwei Staatsbürgerschaften zu besitzen, beantragt Wolfgang auch die deutsche. Er hätte die griechische aber nicht abgelegt, denn »seine Roots kann ma einfach net leugnen die hat ma«. Sein Blut ist »hundertprozentig griechisch«, sein Kopf hingegen »inzwischen schon oft deutsch«. Schon »sehr lange« findet Wolfgang es »geil«, zwei Kulturen zu haben. Da er weiß, wie die Dinge

sowohl in Griechenland als auch in Deutschland funktionieren, kann er beides »mischen«. Wenn er heute nach seiner Identität gefragt wird, sagt er »Deutsch-Griechen«, denn das empfindet er als die »perfekte Kombination«. Interessanterweise lässt sich Wolfgangs Umgang mit der Frage seiner Zugehörigkeit in ihrer Veränderung im Lebensverlauf erfassen. Während er als Kind so sein möchte wie die anderen Kinder, ist er sich in seiner Jugend nicht sicher, »was er ist« und entwickelt als Erwachsener die Perspektive, es »geil« zu finden, zwei Kulturen in sich zu vereinen. Dass Wolfgang im Verlauf seines Lebens keine großen Nachteile durch seinen Migrationshintergrund erfährt, ermöglicht ihm wahrscheinlich den rein positiven Bezug zu seiner »griechischen Herkunft«. Dies wird besonders durch die Metapher des Körpers gezeigt, dessen Blut, »griechisch« und dessen Kopf, »deutsch« ist. Dabei kann das Blut für die Emotion und der Kopf für die Ratio stehen. Sich in beiden Kulturen beheimatet zu fühlen ist für Wolfgang ein positives Distinktionsmerkmal, denn er findet es »langweilig=wenn=einer=deutsch=is und nie was anders«. Zugleich wird in dieser Passage das statische Kulturverständnis des Pragmatikers sichtbar. Er stellt unter anderem »Deutsche«, »Griech:innen«, »Türk:innen« und »Kenianer:innen« einander gegenüber und bedient sich damit »homogenisierende[r] und generalisierende[r] kulturelle[r] Schubladen« (Gaitanides 2017, S. 30).

Auch Timothee kann sich wie Wolfgang positiv auf »seine Wurzeln« beziehen. Seine Orientierung im Umgang mit den ihn prägenden kulturellen Einflüssen ist die des Best of Both Worlds⁴². Timothee beschreibt dies folgendermaßen:

»[W]eiß=ich=nich ob ich heute über bestimmte Dinge so nachdenken würde wie ich das **heute** tu weil i=einfach, weil ich des gar nich **wissen könnte** ne also weil einfach diese kulturellen **Unterschiede** einfach ich gar nich gesehen hätte **klar** auf der einen Seite is=es=n **Vorteil** ne, ich hab des Beste aus **beiden Welten** irgendwie **mitgenommen** wenn man sagt ok, das aus der Kultur find ich gar nich mal so **schlecht** des m-m behalt ich für mich **bei** weil=s mir **gefällt** vielleicht auch nich un-unbedingt **weil=s** mir gefällt sondern weil ich=s nich anders **kenne**, [holt Luft] und das andere weil ich=s irgendwie kennengelernt hab und sag ok ich nehm das da **mit** weil wenn ich jetzt meine Mama zum Beispiel seh oder meine Mama und mein Papa **vergleiche** [holt Luft] dann is meine Mama **so super typisch deutsch ja** also [lacht] also **wirklich** auch also so was sie **kocht** dass sie irgendwie dann zum **Bummeln** geht oder, dann auch wenn die sich über die- mit den Nachbarn *irgendwie* **unterhält** so diese typischen **Gartenzaungespräche** oder so dann merkt man schon dass sie da **sehr sehr intergriert** is und einfach wirklich dieses typische deutsche mit übernommen hat und dieses, ja oder dieses **Schimpfen** oder was auch **immer** und mein **Papa** is da sehr sehr introvertiert auch weniger

42 Damit wird landläufig bezeichnet, gleichzeitig die Vorteile zweier sehr unterschiedlicher Dinge zu genießen.

so man i könnt mir jetzt mein Papa jetzt nich vorstellen mit nem **Nachbarn** drüber zu **reden** irgendwie so ja dass irgendwann der Nachbar da drüben immer so viel **Lärm** macht und dann nach zehn Uhr noch **saugt** und so **ne** so so Geschichten was man halt dann so, typisch **deutsch** halt einfach sagt **des geht halt nich** ne oder am Sonntagmorgen oder so-so Geschichten und da is halt meine Mama **schon typisch deutsch** geworden irgendwann und mein Papa halt **weniger**« (Timothee, Z. 360–381).

Timothees heutige Perspektiven sind von der Erfahrung »kulturelle[r] Unterschiede« geprägt. Einerseits gereicht ihm dies zum Vorteil, denn er nimmt das »Beste aus beiden Welten« mit, indem er Dinge aus beiden Kulturen für sich beibehält. Wenn er seine Eltern miteinander vergleicht, sieht er seine Mutter als »super typisch deutsch«. Dies zeigt sich darin, was sie kocht, dass sie »Bummeln geht« oder durch »typische Gartenzaungespräche« mit den Nachbarn, in denen sie darüber schimpft, dass der Nachbar so viel »Lärm« macht und »nach zehn Uhr noch saugt«. Daran merkt »man«, dass sie »sehr sehr integriert ist«. Sein Vater hingegen ist »sehr sehr introvertiert« und im Vergleich zur Mutter, die »schon typisch deutsch geworden [ist, JB]«, ist der Vater es »halt weniger«. Timothee, der einer von zwei Vätern im Sample mit eigener Migrationserfahrung ist, beobachtet, wie diese Erfahrung ihn und seine Eltern prägt. Die Orientierung des Best of Both Worlds bringt für ihn einerseits Vorteile, andererseits muss er damit umgehen, dass er zwei scheinbar unvereinbar nebeneinanderstehenden Welten angehört. Feststellen lässt sich ein statisches, stereotypisch aufgeladenes Verständnis von Kultur, wie sich an Timothees Beschreibung des »typischen Deutscheins« zeigt. Ähnlich verhält es sich, wenn er über die »afrikanische Kultur« (z.B. Z. 910, 931, 1984) spricht. Am Beispiel seiner Eltern beschreibt er den Prozess der Akkulturation⁴³, also den Prozess der Übernahme von Elementen einer bis dato fremden Kultur (vgl. Häußling et al. 2016, S. 1). Zudem zeichnet er anhand dessen ein Bild einer »gelungenen« sowie einer »weniger gelungenen« (Sozial-)Integration⁴⁴, wobei er möglicherweise individuelle Charaktereigenschaften wie die anklingende Introversion seines Vaters und die Extraversion seiner Mutter kulturell erklärt.

Wie auch im Fall von Wolfgang rekurriert Timothee hier ebenfalls auf den Begriff der Wurzel, die die feste Verankerung mit einer bestimmten Herkunft andeutet. Timothee beschreibt im Folgenden Veränderungen und Anpassungsprozesse, die er an seiner Familie und sich beobachten konnte und kann:

43 Vgl. zu Akkulturationsstrategien: Berry 2019, S. 16ff.

44 Mit Esser (2016) kann unter Sozialintegration als fundamentale Voraussetzung für Systemintegration, also für das Funktionieren und den Zusammenhalt einer Gesellschaft, die Inklusion von Menschen in einen gesellschaftlichen Zusammenhang verstanden werden (vgl. ebd., S. 9).

»[I]ch hab **Veränderungen** an **mir selbst** gemerkt an=meinen *Eltern* an meinen *Geschwistern*, generell, man geht dann mit der **Zeit** und und vieles ändert sich meine Eltern sind irgendwann auch, **ja angepasster** geworden einfach ne ähm an an die ganze **Situation** und ich hab ja auch gemerkt wie wie wie **ich mich** ja auch verändert hab ne irgendwann, als ich dann ja angefangen hab zu studieren grad weil ich dann auch mit **Sprachen** zu tun hatte haben mich viele Dinge auch dann einfach **interessiert warum** sagt man gewisse Dinge **so** oder, wieso drückt man sich dann **da so aus** wo kommt diese Wort also grad so **Etymologie** hat mich ja immer **sehr sehr interessiert**, und und **dann** halt parallel dann auch einfach angefangen, auch mir auch Gedanken zu machen ja wie-wo sind meine **Wurzeln** und warum bin ich heute so wie ich **bin** ne und (2) **ja** ob das vielleicht damit zu tun hat dass man sich denkt naja, in dem **Umfeld** in dem ich groß geworden bin war da war ich akzeptiert wenn **ich** mich **angepasst** hab und wenn ich mich nich angepasst hab war ich=da=hab ich mich halt vielleicht **verstoßen** gefühlt oder vielleicht als **Außenseiter** gefühlt oder so ja dass ich mich vielleicht nich unbedingt angepasst hab weil, ich das **wollte** sondern weil ich vielleicht **musste** oder so ja, ich kenn-trotz-der=**dennoch** viele auch die in meim=**Alter** sind die **auch** ähnlich alt warn als sie nach Deutschland gekommen sind oder teilweise hier **geboren** sind [holt Luft] *die*, **ja** um=s mal vorsichtig auszudrücken noch **mehr** von der **afrikanischen Kultur** in sich haben und auch in den **Alltag** mit hineinleben oder so als jetzt **ich** zum Beispiel ja was jetzt vielleicht=nich=was=jetzt=nich=unbedingt=**verkehrt** is, *aber* ich glaub so=n **Mittelweg** is vielleicht richtig dass man halt irgendwie einfach sagt naja ich will mich nich erst **dann** als Teil der Gesellschaft zugehörig fühlen wenn ich irgendwie genauso bin wie mein **Nachbar** der halt **Matthias** oder **Phillip** heißt sondern ich will mich halt auch **dazugehörig** fühlen weil er mich so akzeptiert wie ich **bin**« (Timothee, Z. 890–916).

Timothee beobachtet an sich selbst, an seinen Eltern und Geschwistern, wie alle »angepasster« werden. Timothee interessiert sich zudem für bzw. beschäftigt sich während seines Studiums mit Sprachen und Etymologie, was ihn einerseits dazu bringt, sich zu fragen: »[W]o sind meine Wurzeln und warum bin ich heute so wie ich bin«. Wenn er sich nicht anpasst, fühlt er sich »verstoßen« oder als »Außenseiter«. Er reflektiert, dass er sich aber nicht angepasst hat weil er das »wollte« sondern weil er »vielleicht musste«. Timothee kennt andererseits viele, die in einem ähnlichen Alter nach Deutschland gekommen oder sogar hier geboren sind, die »um=s mal vorsichtig auszudrücken noch mehr von der afrikanischen Kultur in sich haben und auch in den Alltag mit hineinleben« als er selbst. Timothee bewertet dies als »nich unbedingt verkehrt«, aber hält einen »Mittelweg« für »vielleicht richtig«, der impliziert, dass man sich der Gesellschaft nicht erst dann zugehörig fühlen darf, wenn man genauso ist wie der »Nachbar der halt Matthias oder Phillip heißt«, sondern wenn »er mich so akzeptiert wie ich bin«. Wie sich hier bereits andeutet, löst Timothee die Bewältigung seines Anpassungskonflikts pragmatisch – durch den Umgang mit Sprache

und daraus abgeleiteten Reflexionsprozessen sowie über die Anpassung des Verhaltens, das wiederum auf die Kultur zurückgeführt wird (z. B. in den Tag hineinleben).⁴⁵ Dies resultiert vor allem aus seiner Erfahrung, ausgestoßen zu werden, wenn er sich den Assimilationsanforderungen der Dominanzgesellschaft verwehrt. Der aus der Biologie entlehnte Begriff der Assimilation bedeutet ›gleich oder ähnlich werden‹ und fasst mit Blick auf Menschen mit familiärer Migrationserfahrung psychische Anpassungsprozesse sowie die Aufgabe der Herkunftskultur und Sprache (vgl. Allemann-Ghionda 2011, S. 445f.).⁴⁶ Timothee steht dem offenbar zwiespältig gegenüber: Während er es einerseits ablehnt, »in den Alltag mit hinein[zul]eben«, was er als Teil »afrikanischer Kultur« begreift, lehnt er es andererseits gleichzeitig ab, sich vollständig anzupassen und zu einem »Matthias oder Phillip«⁴⁷ zu werden. Er plädiert vielmehr für einen Mittelweg, der die Akzeptanz von Individuen durch die Dominanzgesellschaft zum Ziel hat.

Wie auch bei den anderen Pragmatikern spielt die Frage nach Zugehörigkeit und das Bedürfnis, so zu sein wie die ›Anderen‹, eine große Rolle für Niam. Im Vergleich zu Wolfgang und Timothee, die ihre ›griechische‹ bzw. ›kongolesische Herkunft‹ mehr oder weniger als Ressource wahrnehmen, lehnt Niam ›seine Wurzeln‹ jedoch ab. Niam erzählt an einer Stelle des Interviews von einem Konflikt mit seiner Mutter, die nicht akzeptieren will, dass er sich seine Körperbehaarung professionell entfernen lässt. Sie sagt zu Niam »du bist halt ein halber Perser des is halt einfach so« (Z. 794f.), während Niam dies ablehnt: »[I]ch will=s halt einfach nich, ich=will halt einfach, kein halber Perser sein sondern ich will halt einfach, so sein wie alle anderen« (ebd.). In der Eingangspassage berichtet Niam zudem von einem Schlüsselereignis, im Zuge dessen er mit seinem Migrationshintergrund in »Berührung gekommen [ist, JB]« (Z. 191): Im Jahr 2006, in dem die Fußballweltmeisterschaft in Deutschland stattfindet, sieht Niam auf einmal überall Deutschlandfahnen, was er

45 Timothee wendet ein breites Spektrum von Anpassungsstrategien an, worauf in Kap. 4.3 genauer eingegangen wird.

46 Eine assimilationistische Position sieht im Konzept der ›ethnischen Vielfalt‹ eine Untergrabung der Basis des gesellschaftlichen Zusammenhalts der Aufnahmegesellschaft und führt kontinuierliche und starke gesellschaftliche Konflikte u. a. auf Wertpluralität zurück. Gelingende Integration erfordert in diesem Verständnis die schnelle Anpassung von Migrant:innen an die Aufnahmegesellschaft, die vor allem im Spracherwerb und der Anerkennung der »gewachsenen Kultur, Institutionen und Werte« (Esser 2016, S. 11) besteht (vgl. ebd.; vgl. kritisch zum (Neo-)Assimilationsdiskurs: Mecheril 2006, S. 127ff.).

47 Auch Deniz verwendet ›typisch deutsche‹ Namen wie ›Tobi‹, ›Matthias‹ und ›Christian‹ (vgl. Kap. 4.1.1), die nicht nur die ›deutsche Herkunft‹, sondern auch die Assoziation einer ›Mittelschicht-Zugehörigkeit‹ hervorrufen. Vermuten lässt sich hier der Hinweis auf die (mehrfach) Implikation von Integrationsbestrebungen, die nicht nur die Akkulturation und Assimilation, sondern auch den ›sozialen Aufstieg‹ anstreben.

»befremdlich« (Z. 219) findet und nimmt überdies die Entwicklung eines »Wir-Gefühl[s]« (Z. 217) bei »den Deutschen« (Z. 216) wahr. Auch dass die »Leute« (Z. 224) sich die Deutschlandfahne »ins Gesicht« (ebd.) malen und die »Nationalhymne singen [...] gab=s vorher nicht« (Z. 224f.). Niam erzählt von einer »patriotischen Welle«, die er zu dieser Zeit wahrgenommen hat:

»[A]lso ha-hab ich des zumindest **gemerkt** also klar ich-w-war ja **auch** immer für Deutschland also ich **bin** ja Deutscher wenn man mich heut **fragt** und sagt du woher kommst du dann, m-sag ich aus=Deutschland also klar=ich kann n bisschen, Persisch äh=sprechen aber=äh ich *versteh* **mehr** als dass ich sprechen kann und wenn ich **sprech** dann hört sich des an wie wenn, ne **Kuh Spanisch** spricht so ungefähr also m-m bis auf des, bis auf des *optische* is da, is da nich viel **hatte** aber **schon** immer des **Wir-Gefühl** auch für **Deutschland** und hab *aber* **schon** irgendwie also=im Freundeskreis **nich aber** außen rum hat man des schon dann **gemerkt** also *da* äh=**wurde** des dann angefangen irgendwie zu trennen also so hab **ich** des **mitbekommen** also dass da einfach so=ne so=ne **patriotische Welle** durch=s Land angefangen hat zu **schießen** und ich **glaube** des, ich weiß nich ob man das als **Deutscher** auch so **empfunden** hat oder als **ganz Deutscher des weiß ich nich** also=pf=wenn ich jetzt mit Kumpels **rede** die sehn des **nich** so also aber also für **mich** war des war des schon war des schon ganz **klar** und *ähm* (3) ja, ich hab jetzt da aber nie n **Problem gehabt** also ich war ja da auch **dabei** dann auf **Deutschland Spiele** mit mit Deutschland **Trikot** und sowas hab dann auch, die Nationalhymne **mitgesungen** halt und solche Sachen also ich hab dann da schon **dazugehört** aber es war halt irgendwie war so a **Gschmäcke** halt dabei« (Niam, Z. 226–244).

In dieser Situation merkt Niam, dass etwas anders ist als vorher. »Klar« war auch er »immer für Deutschland«, denn er ist »ja Deutscher«. »Klar« kann er zwar ein bisschen »Persisch« sprechen, dennoch klingt es, wie wenn eine »Kuh Spanisch spricht«. Er konstatiert: »bis auf des optische is da, is da nich viel«. Auch wenn er das »Wir-Gefühl auch für Deutschland« hat, bemerkt er eine »patriotische Welle«, die durch das Land »schießt« und eine beginnende Trennung. Darüber, ob man dies als auch als »ganz Deutscher« so empfunden hat, ist sich Niam nicht sicher. Seine Kumpels sehen dies nicht so, aber für Niam ist es »ganz klar«. Er hat damit aber »nie n Problem gehabt«. Obwohl er »schon dazugehört«, hatte die Situation »a Gschmäcke«. Die bildhafte Sprache (die sprechende Kuh, »patriotische Welle«, »schießen«, »a Gschmäcke«⁴⁸), die Niam in dieser Sequenz wählt, gibt Aufschluss über seine Wahrnehmung dieses plötzlichen Umschwungs, der fast bedrohlich wirkt und die

48 Im Schwäbischen steht dieser Ausdruck, der sich von Geschmack ableitet, für einen »Beigeschmack« von Getränken und Speisen sowie für »Sonderbarkeit, spezifische, andern auffallende und widerwärtige oder lächerliche Art des Individuums oder Standes« (Fischer und Taigel 2012, S. 198).

›normale‹ oder bisherige Ordnung für Niam ins Wanken bringt. Dieser hat ebenfalls einen faden Beigeschmack für ihn. Seine geringen ›Persischkenntnisse‹ und sein ›sichtbarer Migrationshintergrund‹, d.h. sein aus Sicht der Dominanzgesellschaft phänotypisch ›anderes‹ Aussehen, sind für Niam das einzige, das ihn mit seiner ›persischen Herkunft‹ verbindet. Niam identifiziert sich zwar als ›Deutscher‹, zeigt aber durch die Bezeichnung ›ganz Deutsch‹ an, dass er entweder annimmt, sich aufgrund seines Migrationshintergrunds nicht so bezeichnen zu dürfen, oder dass ihm diese Selbstdefinition von außen abgesprochen wurde und wird.⁴⁹ Wie Timothee berichtet auch Niam von Anpassungsstrategien, die er anwendet. In der folgenden Passage erzählt Niam von seinen Beweggründen, seinen beiden Kindern sowohl deutsche Vor- als auch Nachnamen zu geben.

»[A]lso **weil** die ham, **deutsche Vornamen** nen deutschen **Nachnamen** und da hast du=s halt einfach **einfacher** in unsrer **Gesellschaft** und warum auch **immer** is vollkommen **wurscht Fakt** is halt einfach dass man halt so nicht **vorbelastet** is also ich, gut ich bin in [Stadt] aufgewachsen des is halt was **anderes** als [Ort] oder [holt Luft] [**Ort**] oder [**Ort**] oder so selbst [Ort], als **Stadt** is halt **doch** ziemlich **deutsch** oder ziemlich **russisch** und ziemlich **deutsch** und **da** in dieser **Ecke** tust du dir halt **einfach einfacher** mit nem deutschen Namen **des is halt einfach so** und *deswegen äh mitunter* gut ich bin jetzt auch nicht, n=äh **stolzer Ausländer** oder **sowas** also mir is des, **egal** des is für mich einfach nur n **Name** war jetzt auch nich **wichtig** meinen Namen **weiterzugeben** oder lauter *so äh*, ja so **Quatsch** und ja demnach is des **relativ schnell** die Entscheidung eben **gefallen aber halt** tatsächlich war der **Grund**=äh=**schon** dass die Kinder es **einfacher** haben also der war jetzt nich **w-nur** weil die [**Frau**] gesagt hat, ja sie **will** des halt einfach so sie **will** ihren Namen **behalten** weil sie ihren Name gerne **mag** is=ja=auch=**völlig in Ordnung** wir sind in nem **Zeitalter** da **muss** find ich nich mehr die **Frau**=äh den **Namen** vom **Mann** annehmen also *des w-war* **früher** mal so **gesellschaftlich** aber jetzt find ich is=es **völlig in Ordnung** wenn man des **nich** macht und ich, kanns ver-also der Name **war ja auch kompliziert** und **schwierig auszusprechen** ja (2) und **des** is halt aber auch was des *ähm* (4) da hab ich auch mit **meiner Familie** schon n bissl äh zu **kämpfen** gehabt« (Niam, Z. 400–420).

Mit deutschen Vor- und Nachnamen hat man es »einfacher« – »warum auch immer«, de facto ist man aber »nicht [so, JB] vorbelastet«. Da Niam weder ein »stolzer Ausländer«, noch darauf bedacht ist, seinen Namen »weiterzugeben« und auch Niams Frau ihren Namen behalten will, fällt die Entscheidung, ihren Nachnamen anzunehmen, schnell. Zudem ist sein ursprünglicher Nachname »kompliziert und

49 Dies erinnert stark an Onurs Erfahrungen und verdeutlicht nochmals, dass die Essentialisierung von Gruppen von Menschen, z.B. indem homogenisierend davon gesprochen wird, wie ›die Türken‹ sind oder was diese tun, als Reaktion auf Fremdethnisierung gedeutet werden kann (vgl. dazu Kap. 4.1.2).

schwierig auszusprechen«. Mit seiner Familie hat Niam jedoch »schon bissl äh zu kämpfen gehabt«. In diesem kurzen Abschnitt zeigt sich deutlich der Pragmatismus Niams, der sein Handeln leitet. Er stellt nicht in Frage, warum man es mit einem deutschen Namen leichter hat – es ist einfach so – weswegen es eine Lösung dafür braucht. Während er selbst nicht mit seinem Namen identifiziert ist, scheint seine Familie dies als (weitere) Abkehr von seiner ›persischen Herkunft‹ aufzufassen, was zum Konflikt führt.

Die Pragmatiker eint ein statisches Kulturverständnis, indem Kulturen als homogene Einheiten konstruiert werden. Ihre jeweilige natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit hat einen unterschiedlichen Stellenwert für sie und löst unterschiedlich schwere Konflikte aus: Während seine ›griechische Herkunft‹ für Wolfgang ein wichtiges Identifikationsmerkmal darstellt und er diese in der Kombination mit seinem ›Deutsch-Sein‹ als positives Distinktionsmerkmal zu anderen versteht, bedient sich Timothee, nach einer langen Geschichte der Anpassung an die Dominanzgesellschaft, der Strategie des Best of Both Worlds. Niam hingegen fühlt sich mit seiner ›persischen Herkunft‹ kaum verbunden. Es fühlt und sieht sich als Deutscher.

4.2.3 Typ III: Traditionalist

Männlichkeit

In Bezug auf Männlichkeit orientiert sich der Traditionalist an traditionell-konservativen Konstruktionselementen von Männlichkeit und weist eine überaus hohe Identifikation mit seiner Erwerbsarbeit auf. Seine industriegesellschaftliche Männlichkeitskonstruktion ist in erster Linie an Beruf und Karriere ausgerichtet. Damit strebt er nach hegemonialer Männlichkeit bzw. nach dem Idealbild der Transnational Business Masculinity. Er versteht sich als Ernährer und Versorger der Familie und lebt mit seiner Frau eine klassisch-konservative Rollenverteilung, in der er kaum Sorgearbeit verrichtet.

Onur ist ein Vertreter des Traditionalisten. Als er von seiner Berufslaufbahn erzählt, berichtet er nicht ohne Stolz, dass er bereits seit 27 Jahren im selben Betrieb angestellt ist, worüber er »zufrieden« und »dankbar« ist (vgl. Z. 85). Später spricht er über die heutigen Lehrlinge, die nicht mehr so wie die Lehrlinge von früher sind, da sie sich ständig beschweren, dass es »staubig« (Z. 498) und »kalt« (Z. 499) ist und sie keinen Einsatz zeigen (vgl. Z. 496ff.):

»[J]a, find ich **schade**, da kommt ja auch nix **nach**, leider, kein Nachwuchs stirbt alles irgendwie ab, Handwerk, [schnieft] kann ma=s noch so, Werbung machn über Handwerk, aber, kei Chance (2) leider, und=dene dene darfsch au nix **sagn** dene Lehrlinge und, die komm glei mitm Vorschriftnbuch und schau was, ich darf keine Minute länger arbeitn des **darf ich nich des darf ich net des darf i net des**

machn also, i=hab=gsagt du ich, war am Ende knapp, ja=des=war im zwotn Lehrjahr wo i die **Baustelln** alleine durchzogn hab, also die schwierigen **Heizkörper** hab=i=gsagt, war ich damals **blöd**, des war halt au einfach **nur für mich** hab ich=s halt gmacht also dass i=des, dass i einfach äh, einfach des Ganze erlerne einfach, mich einfach weiter entwickle, und des war auch ein-äh eins muss i sagn also i hab ja au mei, Beruf, wirklich, dis=is=einfach für mich, **gmacht**, muss ma **liebn** obwohl des wirklich auf der Baustelle war also, i hab mich nie beschwert dass=s kalt war oder staubig war dass, [holt Luft] dass i mi fix und foxi war, jeden Tag, äh des hat mi nie **interessiert** und jetzt ich sag=s immer noch also wenn i nochmal auf die Welt kommen würde i mach den gleichen Beruf nochmal also ich **liebe** einfach [lacht] also=des is für mich ge-**gemacht**« (Onur, Z. 504–518).

Onur bedauert die aktuelle Entwicklung, die dazu führt, dass das Handwerk ›abstirbt‹. Die Lehrlinge von heute orientieren sich in erster Linie an dem Vorschriftenbuch und weigern sich, Aufgaben zu übernehmen, weil sie diese offiziell nicht übernehmen dürfen. Als Onur selbst Lehrling war, zieht er bereits im zweiten Lehrjahr ›die Baustelln alleine durch‹, weil er ›des Ganze erlerne[n, JB]‹ will, um sich weiterzuentwickeln. Onur konstatiert, dass der Beruf ›einfach für [ihn, JB] gmacht‹ ist und er diesen liebt. Er hat sich – im Vergleich zu den heutigen Lehrlingen – nie beschwert. Das hat ihn nie ›interessiert‹. Er betont, dass er den gleichen Beruf ergreifen würde, würde er noch einmal ›auf die Welt kommen‹. Anschaulich zeigt dieses Narrativ, dass Onur sich mit den heutigen Lehrlingen im Rahmen eines ernststen Spiels des Wettbewerbs misst, welches er klar gewinnt. Er ist sich für nichts zu schade, arbeitet körperlich hart und hält sich auch nicht an Vorschriften, um sich beruflich zu beweisen und voranzukommen. Seine Liebe gilt seinem Beruf, der ›für ihn gemacht‹ ist.

Auf Nachfrage der Interviewerin, wie sich das Paar Aufgaben in Haushalt und Erziehung aufteilt, ringt Onur hingegen nach Worten (vgl. Z. 829ff.). Seine Ehefrau, die während des Interviews anwesend ist, schaltet sich daraufhin ein: ›Er is nur am Arbeiten‹ (Z. 832). Daraufhin beginnt Onur zu erzählen, dass er am Wochenende Ausflüge mit seiner Familie unternimmt und ab und zu kocht. Als Begründungslogik für sein geringes Engagement wird die ›kulturelle Herkunft‹ herangezogen. Onurs Frau bestätigt ›[j]a dis, dis gibt=s bei uns, ja, dis, dis gibts bei uns Türkn nicht, gibt=s einfach nicht is einfach so, fertig‹ (Z. 841f.).

Auch Jorgos ist dem Typ des Traditionalisten zuzuordnen. Wie auch Onur ist Jorgos überaus identifiziert mit seinem Beruf. Schon seine Eltern sind Gastronomen und Jorgos ›des einzige Kind, von der Familie, der Spaß an die Gastro gefunden hat‹ (Z. 137f.). Im späteren Verlauf der Erzählung spricht er detailliert über seinen Tagesablauf:

»[A]lso ich, bin=wirklich=n=leidenschaftlicher=Esser=ich=ess=ja=für=drei=Men-schen manchmal **ja, ja ja, ja ja**, sieht man mir nicht an aber trotzdem is es wirklich sehr sehr interessant für **mich**, und [schnalzt] egal wo=mer hingehen sitz=mer **stundenlang** und **essen** und **tun** und, **redn** und, trinkn ne Flasche **Wein** und des macht dann immer, **Spaß**, sag i jetzt mal, so ein bisschen runterzukommen weil wir doch ein extremen Tag habn also, also ich arbeit auch **wahnsinnig** viel ich arbeite, **siebn Tage** und, die Woche, **jedn** Tag und acht neun **Uhr**, is für mich **kein Problem**, da sitz ich im, m=**meistens** sitz ich schon im Auto um acht Uhr ich bin **jedn Tag** sitz ich scho im Auto und, bin **irgendwo**, entweder, zum **Großhandel** oder wie auch immer hab immer was zu tun« (Jorgos, Z. 400–409).

Jorgos kokettiert mit seiner Freude am Essen und beschreibt, dass er nicht nur als Gastronom, sondern auch als Privatperson das Essen, Reden und Weintrinken sehr schätzt. In der Arbeit hat er einen »extremen« Tag. Insgesamt arbeitet er »wahn-sinnig« viel und das an sieben Tagen die Woche. Früh aufzustehen, um schon um acht Uhr um Auto zu sitzen, ist für ihn »kein Problem«. Er hat »immer was zu tun«. Jorgos nimmt durch die fast schon überspannte Erzählung und die Nutzung von Superlativen eine ›Vermännlichung‹ des Narrativs über seine Erwerbsarbeit vor. Er zeigt sich hier als ›Macher‹, dem nichts zu viel ist und dessen Arbeit auch in seinem Privatleben eine große Rolle spielt. Nachdem diese Arbeitsbelastung einen Dauerzustand darstellt, führt dies auch dazu, dass seine Frau und Kinder quasi in einer Parallelwelt leben:

»[D]adurch hab ich **nie, teilgenommen** an der Familie, also als ich nachhause ge- kommen bin, bin i ins Bett gegangen=und=dann sind meine Kinder **aufgewacht** und=als=i=in die Arbeit gegang bin sin=sie=ins=Bett **gegang**=also es war, so dass tatsächlich meine Frau, dadurch die Kinder **fast alleine großgezogen** hat in den **erstn Jahr**n, bei der Klein hab i bissle was **mitbekomm** bei der Großen war=s **ganz ganz schwierig**« (Jorgos, Z. 368–372).

Jorgos ist sich zwar bewusst, dass er an Sorgearbeiten für und in seine(r) Familie nicht beteiligt war oder ist, bewertet dies jedoch nicht als problematisch, sondern als ›normal‹ bzw. ›natürlich‹. Dies lässt wiederum seine konservativen Geschlechterrollenvorstellungen erkennen, die dem Mann als Vater die Aufgabe des Familien- ernährers zuweisen (»die ganzn andern Väter musstn auch immer hart arbeiten [...] ein Familienlebn leidet immer drunter, glaub des is normal, brauch mir kein gro- ßen Vorwurf machen« (Z. 913ff.)). Der Traditionalist vertritt also konservativ-tra- ditionelle Werte, die seine Männlichkeitskonstruktion prägen. Der Konservatismus wird jedoch nicht, wie beim Pragmatiker abgelehnt, sondern wird sogar angestrebt. Beide dem Typus zugeordneten Fälle weisen jedoch eine unterschiedliche Begrün- dungslogik auf: Während Onur sein Verhalten auf seine natio-ethno-kulturelle Zu- gehörigkeit zurückführt, beruft sich Jorgos auf die naturalistisch-normierende Ar-

gumentation, die Frauen die Rolle der Hausfrau und Mutter und Männern die Rolle des Brotverdieners zuschreibt.

Vaterschaft

Für die Traditionalisten ist die Vaterrolle in erster Linie geprägt durch die Verantwortung als Familienernährer. Dennoch möchten sie für ihre Kinder Bezugspersonen und Ansprechpartner bei Problemen sein. Die Familie hat einen hohen und identitätsstiftenden Stellenwert für diesen Typus.

In der Eingangspassage nimmt Onur eine Bewertung seiner Erziehung, bzw. seines Aufwachsens vor. Er resümiert, »daheim« (Z. 143) eine »gute Erziehung« (ebd.) genossen zu haben. Zudem hatten seine Eltern »immer Zeit« (Z. 143f.) für ihn, was ihm vor allem im Vergleich mit Freund:innen auffällt, bei denen die Eltern arbeiten mussten und die Kinder »einfach vernachlässigt« (Z. 145f.) wurden. Sein Vater, so Onur, »war immer für uns dabei also« (Z. 146). Ein Modell, indem beide Eltern Vollzeit erwerbstätig sind, lehnt Onur ab. Obwohl er selbst in Vollzeit arbeitet, orientiert er sich in Bezug auf seine Vaterschaft an seinem eigenen Vater, der – trotz Erwerbstätigkeit – immer für ihn und seine Geschwister da war. Onur orientiert sich in Bezug auf seine Vaterschaft stark an seinem eigenen Vater, der eine wichtige Bezugsperson für Onur darstellt. Auch er möchte dementsprechend eine Bezugsperson und ein Ansprechpartner für seine eigenen Kinder sein. Damit wird zusätzlich seine Orientierung an seit Generationen Tradiertem und Altbewährtem greifbar. Mit einer weiteren, kurzen Passage aus dem Interview mit Onur lässt sich dies unterstreichen:

»Ja des=war=ja=auch in, also in *der*, **Nachbarschaft** also wo i aufgewachsn bin, war es ja so, die Eltern warn **kaum** für die Kinder **da** und wenn die Ki-Kinder wirklich so was angestellt habn, **dann**, hat=s gheißn **wieso weshalb warum**-ja, wenn du net **da** bisch wenn du net **aufpasst** also wennn, kei **Bezugsperson da is** also i weiß net d-die ham ja **niemanden ghabt**, die Eltern warn arbeiten und=die durftn **alles** und dann hat=ma **Scheiße** gebaut und dann, im **Endeffekt** äh warn=eigentlich die=s-äh die **Eltern selber schuld**« (Onur, Z. 1086–1091).

Onur beobachtet in der »Nachbarschaft«, in der er aufwächst, dass die Eltern »kaum für die Kinder da« sind. Wenn die Kinder etwas anstellen, können sich die Eltern das nicht erklären. Onurs Erklärung hingegen ist simpel: Wenn Kinder alles dürfen und niemand da ist und aufpasst, wird »Scheiße gebaut«. Im »Endeffekt« sie die »Eltern selber schuld«. Onurs Blick auf Vater- und Elternschaft beinhaltet, dass Kinder Bezugspersonen brauchen, die für sie da sind, aber gleichzeitig auch Grenzen setzen, indem sie Regeln und Verbote aussprechen. Onurs Kinder haben eine hohe Bedeutung und Wichtigkeit für ihn, wie man anhand des folgenden Auszugs sehen kann. Auf die Frage nach Wünschen für die Zukunft (der Kinder) führt Onur wie folgt aus:

»[W]enn die irgendwelche **Wünsche** habn dass ma, **wirklich** des Ganze erfüllen können also, wie ich schon erwähnt=also, egal was is, mei wenn die irgendwie unterstützen Unterstützung brauchn auch in der Schule des **sowieso** jetzt grad aber, für **später** des is wirklich mei Ziel dass i **wirklich** [atmet ein] nichts **aussetzen** kann wenn die irgendwelche Wünsche habn also=wirklich dass, **des** wünsch ich mir und äh=ihre **Gesundheit vor=allm**, und dass uns äh **wirklich**, [holt Luft] **finanziell** sag ich mal nicht ähm dass ma in **Not** geratn dis sowas m-mit sowas kann ich gar nicht lebn, wirklich, und=wünschn dass ma wirklich alle, [holt Luft] die Ausbildung abschließen wirklich dann, einfach äh **selber** sich, äh zurechtfinden im Leben« (Onur, Z. 986–994).

Onur möchte alle Wünsche seiner Kinder erfüllen und sie unterstützen, sei es in der Schule aber auch »später«. Zudem wünscht er sich »Gesundheit« für sie und dass die Familie »finanziell« nicht »in Not« gerät, da er damit »nicht lebn« kann. »Alle« sollen darüber hinaus »die Ausbildung abschließen« und sich im Leben zurechtfinden. Markant zeigt sich Onurs Verantwortung als Familienernährer, die von einer gewissen Existenzangst begleitet ist. Sein oberstes Ziel für die Zukunft besteht darin, seinen Kindern alle Wünsche erfüllen und sie stets unterstützen zu können. Dass die Kinder ihm sehr nahestehen und er sich stark mit ihnen bzw. mit ihrem Werdegang identifiziert, zeigt sich auch an der Formulierung, dass »ma wirklich alle« die Ausbildung abschließen.

Wie für Onur spielt der eigene Vater auch für Jorgos eine große Rolle in Bezug auf seine Vaterschaft. Die starke Orientierung an ihren Vätern hinsichtlich ihres eigenen Erziehungshandelns ist konsistent mit psychologischen Forschungsergebnissen zur intergenerationalen Transmission von Erziehung (vgl. Chen et al. 2008, S. 2575f.; Belsky et al. 2009, S. 1202f.). Darüber hinaus kann dies wiederum als Orientierung von Onur und Jorgos an traditionell-konservativer Männlichkeit interpretiert werden. Sie sehen ihre Väter als Repräsentanten eben dieser und orientieren ihr Erziehungshandeln dementsprechend an dem ihrer Väter. Über seinen bereits verstorbenen Vater sagt Jorgos:

»[A]ber **jetzt** kann ich sogn, mein Vater war einfach, ein **besonderer Mensch** der hat, tatsächlich diesn **Weitblick** gehabt, und des gleiche gi- versuch ich **auch** weiterzugeben weißt, ich versuche alles was ich **gratis bekommen** habe und **erfahren** habe und und **gelernt** habe versuch ich gratis weiterzugeben, versuch denen, zu **sagen, Mensch** um die Ecke is vielleicht, ne **Mauer**, renn jetzt nicht so schnell, wart mal gut **Geduld** wer hat schon **Geduld** heutzutage ge des is ein, **schwieriges Thema** aber ich würde gerne, dieses, was ich alles so bekommen habe gerne weitergeben sonst geht des **verloren**« (Jorgos, Z. 858–865).

Nicht nur ist sein Vater ein »besonderer Mensch« gewesen, sondern hat darüber hinaus »diesn Weitblick«, den auch Jorgos versucht, an seine Kinder weiterzugeben.

Alles, was er »gratis bekommen« hat, möchte Jorgos »gratis« weitergeben, damit es nicht verloren geht. Wie auch bei Onur zeigt sich die traditionell-konservative Orientierung, die Überliefertes und Altbewährtes wertschätzt und tradieren will. Zudem wird hier ersichtlich, dass auch Jorgos für seine Kinder Bezugsperson und Ansprechpartner sein möchte, so wie sein Vater es stets für ihn und die anderen Familienmitglieder war. Mit der Metapher der Mauer, die ein Hindernis darstellt, zeigt er deutlich an, dass er – aufgrund des Weitblicks und seiner (Lebens-)Erfahrung – um Rat gefragt und in Entscheidungen involviert werden möchte. In der Eingangspassage beschreibt Jorgos wiederum seinen Vater als jemanden, den man immer um Rat fragte, der ein »Macher« (Z. 190) und eine »Autoritätsperson« (Z. 193) für die ganze Familie darstellte. Obwohl Jorgos nicht das älteste Kind ist, wird auch er von seiner Mutter und dem großen Bruder konsultiert (vgl. Z. 186ff.). In einer weiteren Passage konkretisiert sich, was genau es ist, das Jorgos weitergeben möchte:

»[M]an darf es nicht verlieren ein bisschen, Wurzeln sind da, [atmet schwer ein und aus] schwieriges Thema des kann ich fast nicht erwarten weißt ich war nie so richtig da um ihr was zu erzählen weisch ich war immer in der Arbeit=wie=ich=dir=vorhin=schon gesagt habe, die is eigentlich mit der [Frau], w-wobei die [Frau] auch nicht deutsch ist die hat ukrainische Wurzeln auch (2) aber trotzdem sind sie mehr Deutsch als Griechen, schwierig ich würde gerne, gut des Interesse wecken is falsch, des is mit Sicherheit da aber, die Dazugehörigkeit noch ein bisschen, besser sehen wolln, ihre Geschicht- [stößt auf] Griechenland hat vor dreitausend Jahre vor Christus Geschichte geschrieben, eigentlich bis heute, ob=s jetzt, politische, medizinische, Fachausdrücke, wie auch immer egal wo überall unter jedem Stein ist eine Geschichte da natürlich, ham wir auch schlechte und negative Berichte die letzten Jahre aber des darf man nicht äh kaputt gehen lassen von eine, von eine ähm korrupte Regierung die unwirtschaftlich war und des Land kaputt gemacht hat des darf ma nicht ähm sag=i=jetzt=mal, a-alles zerstörn was die, vorher aufgebaut ham (2) die ham den Weg, vorbereitet und auf dem, laufn viele, da solln se hin, nicht vergessen, das is mir wichtig, dass die, in Griechenland lebn hab i mir schon längst abgeschminkt, da bin ich mir sicher dass es nicht äh kommt« (Jorgos, Z. 826–842).

Die vorhandenen griechischen Wurzeln seiner Kinder dürfen nicht verloren werden. Dies ist ein »schwieriges Thema« für Jorgos, aber er kann »des« fast nicht erwarten, weil er aufgrund der vielen Erwerbsarbeit »nie so richtig da [war, JB]«, um seiner Tochter (bzw. den Töchtern) etwas »zu erzählen«. Obwohl auch die Mutter »ukrainische Wurzeln« hat, sind die Töchter »mehr Deutsch als Griechen«. Jorgos würde gerne die griechische »Dazugehörigkeit [...] besser sehen wollen«. Griechenland schreibt bereits 3000 Jahre vor Christi Geschichte und tut es auch heute noch. So führt er Fachausdrücke verschiedener Disziplinen an, die auf das Griechische zurückgehen. So sollen auch seine Kinder dies nicht vergessen. Dass seine Töch-

ter einmal in Griechenland leben, hat er sich hingegen »längst abgeschminkt«. Die Betonung der Tradition bezieht sich hier vor allem auf die Weitergabe kultureller Kapitalien, konkret geht es um die griechische Sprache (vgl. Z. 915ff.) und die »griechische Kultur«. Um die Zerstörung des Kulturguts abzuwenden, sieht Jorgos seine Aufgabe als Vater, wie oben bereits gezeigt, in der Weitergabe dessen.

Der Traditionalist vertritt also ebenfalls in Bezug auf seine Vaterschaft konservativ-traditionelle Werte. Beide dem Typus zugeordneten Fälle möchten Bezugsperson und Ansprechpartner für ihre Kinder sein. Für Onur ist die Verantwortung als Familienernährer besonders wichtig, Jorgos sieht sich zur Weitergabe seines »kulturellen Erbes« verpflichtet. Beide Fälle eint die starke Orientierung am eigenen Vater.

Care

Der Traditionalist übernimmt, abgesehen von seiner Funktion als Bezugsperson und Ansprechpartner, kaum Care-Arbeit innerhalb der Familie. Organisatorische und haushaltsbezogene Aufgaben sind quasi ausschließlich den Frauen vorbehalten.

Bezeichnenderweise zeigt sich dies unter anderem daran, dass Care-Arbeit im Interview mit Onur lediglich an zwei Stellen thematisiert wird.⁵⁰ Auf die Nachfrage der Interviewerin zur Aufteilung von Haushalts- und Erziehungsaufgaben ringt Onur mit den Worten, während seine im Interview ebenfalls anwesende Frau diese kurzerhand beantwortet: »Er is nur am Arbeiten« (Z. 832). Daraufhin elaboriert Onur, dass er »immer Zeit« (Z. 833) für seine Kinder hat, wenn er eben zuhause ist. Er spielt abends mit seinem Sohn und unternimmt am Wochenende »kleine Ausflüge« (Z. 835) mit seiner Familie. Den Löwenanteil der Care-Arbeit »macht=s [s]eine Frau eigentlich=immer« (Z. 836f.). Diese führt aus, dass sie für das Kochen verantwortlich ist, wobei Onur einwirft, auch »ab und zu« (Z. 839) zu kochen. Onurs Frau erklärt die Aufgabenverteilung mit ihrer natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit: Einen anderen Entwurf der Aufgabenverteilung »gibt's bei uns Türken nicht, gibt's=einfach nicht« (Z. 842). Sie führt fort, dass selbst wenn türkische Frauen erwerbstätig sind, diese trotzdem in der Verantwortung für das Kochen, Putzen und Wäschewaschen stehen (vgl. Z. 829ff.). Durch Onurs regelrechte Sprachlosigkeit in dieser Sequenz kann davon ausgegangen werden, dass die Frage der Interviewerin Scham- und Schuldgefühle bei Onur auslöst, da ihm die ungerechte Verteilung möglicherweise durchaus bewusst ist. Zusätzlich ist es ihm durch die Anwesenheit seiner Frau im Interview verwehrt, sozial erwünscht zu antworten. Onur tritt in dieser Passage eher als »Freizeitpapa« auf, der vor allem am Wochenende Zeit mit seiner Familie verbringt. In Bezug auf Erziehungsaufgaben zeigt sich ein anderes

50 Beide Stellen wurden bereits ausführlich in der Fallbeschreibung präsentiert und interpretiert, weswegen an dieser Stelle nur eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse erfolgt (vgl. dazu Kap. 4.1.2).

Bild. Hier tritt das Paar als ›Team‹ auf, das Probleme gemeinsam bespricht und bewältigt. Sichtbar wird dies an einer Stelle, in der es um die Pubertät der ältesten Tochter geht. Onur erzählt, dass diese eine gewisse Zeit lang »kaum ansprechbar« (Z. 861) war, was ihn störte. Sie war »nie da [...] so richtig« (Z. 866) und hat ihn »nicht gesucht« (Z. 867). Die Tochter nimmt ihre Eltern als »zurückgeblieben« (Z. 872) wahr und hat das Gefühl »gar nix« (ebd.) zu dürfen, was wiederum ein Hinweis auf den Konservatismus der Eltern sein kann (vgl. Z. 855ff.). Die Eltern beschließen daraufhin, die Tochter in Ruhe zu lassen. Dass Onur keine Bezugsperson und keinen Ansprechpartner mehr für seine Tochter darstellt, irritiert oder verletzt ihn möglicherweise sogar. Die traditionell-konservative Perspektive der Eltern entfaltet sich, wenn es darum geht, dass die Kinder aus der Sicht der Eltern Freiheiten haben, indem sie altersgemäße Dinge wie »in die Stadt« (Z. 889) gehen oder »bei Freunden übernachten« (Z. 890) dürfen. Eine Partnerschaft wird hingegen nicht erlaubt, da nicht »alles« erlaubt werden dürfe, was wiederum auf die ›türkische Herkunft‹ zurückgeführt wird (vgl. Z. 891ff.).

Wie bei Onur steht auch bei Jorgos die Erwerbsarbeit klar im Fokus. Dies spiegelt sich auch darin wider, dass Care-Arbeit im Interview generell fast nicht thematisiert wird. Auf die Frage nach dem Ablauf des Alltags beschreibt Jorgos diesen wie folgt:

»Wie gesagt wir sind **alle** wir agieren alle den **ganzn Tag** also die **Große** is, durch ihn **Sport**, durch ihn durch i-die **Uni**, durch, durch dis-[Sportart] sind sie alle, alle beide die Kleine spielt auch [**Sportart**] die, sind wirklich sehr **a-aktiv** die verreisen auch sehr viel die wären jetzt auch in [europäisches Land] jetzt wär=jetzt=nächstes Wochenende äh ein **Tunier** aber durch diesen Coronavirus is=dis=jetzt=abgesagt=wordn=ich=bin=eigentlich=**froh** dass die nicht so **nah**, an [**europäisches Land**] **immer** weißt is=n schwieriges **Thema** (2), die Große wie gesagt is an der **Uni**, die, von der kriegn=ma=jetzt=net=viel die **steht auf geht, kommt**, die Kleine is halt noch, in der **Schule**, ich und meine Frau, sind auch ziemlich viel **aktiv** also wir ham auch, n sehr langen Tag zusammen wir, also des ganze hier **funktioniert nur**, weil wir **beide uns die Arbeit aufgeteilt habn** also das würde **nicht klappen nicht in diesem Format**, wenn einer von uns nich mehr kann würd ich **aufhörn** also, wenn ich **wirklich** meine Frau nich hab oder **sie mich nicht dann is das nich zu schaffen** dann **müsst ich sofort aufhörn** und, wir sind, den ganzen Tag eigentlich, ziemlich viel zusamm, die müsst jetzt auch gleich kommen, der Betrieb hat uns doch ein bisschen im **Griff** ja, zuhause ess=mer=immer **mittags gerne**, also wir treffen uns **dort** wenigstens seh=mer=uns **da**, ja abends **weniger**, dann is der eine Mal der andere weg, aber mittags so viel es geht wär schön immer wenn wir, **also ich bin der einzige der der nie Mittags, immer da is**, [Frau] kocht immer zuhause und das is das Mindeste was dann die Kinder und und so, *äh* am Tisch zusammen bringt und die, **meistens** essen wir dann auch immer gleichzeitig zusamm, des is des einzige wo mer alle vier beinander sind sonst ist der Alltag auch immer ganz

ganz voll jeder geht dann sein **Weg** nich so einfach (2) aber ich weiß nich mal ob=s woandersch anders is also« (Jorgos, Z. 892–913).

Jorgos schildert, dass alle Familienmitglieder den ganzen Tag »agiern«. Der Alltag der älteren Tochter ist durch eine Sportart bestimmt, der sie nachgeht. Auch der Alltag der jüngeren Tochter ist von der gleichen Sportart und ihrem Schulbesuch geprägt. Weil beide regelmäßig an Turnieren teilnehmen, verreisen sie oft. Jorgos und seine Frau sind »ziemlich viel aktiv« und haben »einen sehr langen Tag zusammen«. Sie betreiben gemeinsam ein Restaurant, das nur »funktioniert«, weil sie sich »die Arbeit aufgeteilt haben«. Ansonsten wäre die Arbeit »nich zu schaffen«. Mittags kocht seine Frau zuhause und nach Möglichkeit treffen sich alle Familienmitglieder zuhause, um gemeinsam zu Essen. Jorgos kann jedoch nicht immer dabei sein. Das gemeinsame Mittagessen ist der einzige Fixpunkt, zu dem sich die Familie regelmäßig sieht, ansonsten »geht dann [jeder, JB] ein Weg«. Jorgos ist nicht sicher, ob das bei anderen Familien anders ist. Ein klassischer Alltag scheint für Jorgos neben der alles dominierenden Erwerbsarbeit keinerlei Sorgearbeit zu beinhalten. Die Aufteilung der Aufgaben zwischen seiner Frau und ihm – ohne die das Restaurant nicht zu führen wäre – scheint nur für den Betrieb zu gelten. Wie auch im Fall von Onur ist die Frau neben ihrer Erwerbstätigkeit in der alleinigen Zuständigkeit für Care-Arbeit. Auch dass Jorgos keinen Einblick darin hat, wie andere Familien (zusammen-)leben, deutet darauf hin, dass Themen wie diese für ihn keine Relevanz haben, bzw. dass er nicht mit anderen darüber spricht. Dies steht bspw. in starkem Kontrast zu Timothee, der sich mit anderen Eltern über Sorgearbeit und Erziehungsfragen austauscht. Wie bereits gezeigt, wird die klassische Rollenverteilung von Jorgos biologistisch argumentiert. Über seine Kinder sprechend konstatiert er: »[I]ch glaube meine Kinder lieb'n mich schon, da bin ich eigentlich sicher, natürlich steht die Mama an erster Stelle, wie überall und es=is=auch=ok=so, vollkommen in Ordnung, aber ich glaube schon wir haben eine, eine intakte Familie« (Z. 865ff.). Auch wenn er eine gute Beziehung zu seinen Kindern hat, steht die Mutter bei ihnen an erster Stelle. Dass Mütter eine engere Beziehung zu den Kindern haben, wird von Jorgos auf die vermeintliche »normale Natürlichkeit des Mutterseins« zurückgeführt. Zugleich offenbart sich eine weitere wichtige Orientierung Jorgos', die in der »intakte[n] Familie« besteht. An zahlreichen Stellen im Interview betont er die Wichtigkeit von Blutsverwandtschaft, von familiärem Zusammenhalt und der Überordnung des Kollektivs über dem Individuum.⁵¹ Exemplarisch verdeutlicht sich dies an folgendem Zitat:

51 Eine Erklärung hierzu könnte sein, dass Jorgos kurz nach seiner Geburt zu den Großeltern nach Griechenland »zurückgeschickt« wurde, da sich die Eltern aufgrund ihrer Erwerbstätigkeit nicht um Jorgos kümmern konnten. Erst mit ca. fünf Jahren kann er zu seinen Eltern nach Deutschland zurückkehren (vgl. Z. 73ff.).

»[J]a eigentlich, spiegelt sich des Gleiche wieder was ich bei **meinen Eltern**, gesehen habe, spiegelt sich des **wider**, also, ich glaube tatsächlich, dass die Gastronomie au bissle **undankbar** is für eine **Familie** (2), es is sag=i=jetzt=mal, Wochenende musst du **arbeiten** andere sind **zuhause** i mein **wie lang is es her** dass i jetzt um viertel nach achte n-n **Film** auf der **Couch** gesehen habe, **sowas kenn ich gar nich** weißt, des sind so **kleine Dinge** die, die eigentlich da **fehl**n und eigentlich die Familie da so zusammen halten **trotzdem**, [schnalzt] sind=mer **sehr verbunden, auf keinen Fall zerrissen**« (Jorgos, Z. 972–978).

Das Gleiche, was Jorgos bei seinen Eltern sieht, wiederholt sich bei ihm. Die Gastronomie ist aufgrund der Arbeit am Wochenende »undankbar« für eine Familie. Jorgos kann sich bspw. nicht erinnern, wann er das letzte Mal zur Primetime einen Film gesehen hat. Dies sind zwar nur die kleinen Dinge, die eine Familie aber »zusammen halten« und die dann doch fehlen. Trotzdem, so Jorgos, ist seine Familie »sehr verbunden, auf keinen Fall zerrissen«. Wie er selbst es mit seinen Eltern erlebt hat, hindert die Erwerbsarbeit Jorgos daran, sich um seine Kinder zu kümmern und Zeit mit ihnen zu verbringen. Während andere als Familie abends einen Film zusammen schauen können, fällt sogar dies in seinem Fall weg. Trotzdem – und das ist für Jorgos fundamental – ist seine Familie sehr eng miteinander verbunden.

Beide Traditionalisten übernehmen abgesehen von ihrer Funktion als Bezugsperson und Ansprechpartner (sehr) wenig Care-Arbeit innerhalb der Familie. Sie leben eine klassische Rollenverteilung, weswegen organisatorische und haushaltsbezogene Aufgaben (nahezu ausschließlich) von ihren Frauen verrichtet werden. Während Onur dies mit seiner natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit begründet, orientiert sich Jorgos' Begründung an naturalistischen, biologistischen Argumentationssträngen.

Natio-Ethno-Kulturelle Zugehörigkeit

Kennzeichnend für den Traditionalisten ist sein statisches Kulturverständnis und seine hohe Identifikation mit der familiären Migrationserfahrung bzw. dem ihm zugeschriebenen Migrationshintergrund. Er unterscheidet sich allerdings in Bezug auf sein Konflikterleben.

Im Fall von Onur lässt sich auf sein statisches Kulturverständnis verweisen. Dies zeigt sich insbesondere beim Sprechen über ›die Türkei‹ sowie ›die Türken‹ und lässt sich anhand einer Passage darstellen, in der es darum geht, dass Onur im Laufe seines Lebens immer wieder von Angehörigen der Dominanzgesellschaft dazu aufgefordert wird, in die Türkei zurückzukehren.⁵² Diese führen dazu, dass Onur sich tatsächlich einige Male überlegt, »Deutschland [zu, JB] verlassen« (Z. 312f.). Im Rahmen der Erzählung beginnt er, sich zu rechtfertigen, wieso er sich dagegen entschie-

52 Die ausführliche Interpretation dieser Passage kann in Kap. 4.1.2 nachgelesen werden.

den hat. Er argumentiert, dass es ihm und seiner Familie in Deutschland »blendend« (Z. 314) geht und die Türkei ein fremdes Land für die Familie darstellt (vgl. ebd.). Zusätzlich ist es für Onur und seine Familie aufgrund ihres »schlechten Türkisch« kaum möglich, sich dort zu verständigen. Auch die Einstellungen der Bevölkerung in der Türkei divergieren von denjenigen, die Onurs Familie teilt (vgl. Z. 319ff.). Einerseits identifiziert er sich stark mit »den Türken«, wie man bspw. in Bezug auf sein Konzept von Vaterschaft, Erziehung und der Verrichtung von Care-Arbeit erkennen kann, andererseits identifiziert er sich aber eben auch mit »den Deutschen« (»ich fühl mich wirklich deutsch« (Z. 13)). Neben Onurs Rechtfertigungsdruck, in Deutschland leben zu wollen, spiegelt sich hier auch die Idee wider, sich »für eine Seite« entscheiden zu müssen, die für ihn zu einer unlösbaren Dilemmasituation wird. Dieses Dilemma scheint eine konjunktive Erfahrung zu sein, wie sich in nachfolgendem Auszug aus dem Interview zeigt. Vorher spricht Onur darüber, dass er in seiner Schulzeit kaum »deutsche« Freunde hat, da er in einer »Parallelgesellschaft« (Z. 561) lebt. Dies ist unter anderem dem geschuldet, dass er in seiner Schulzeit vor allem von »Ausländer[n]« (Z. 563) umgeben und in seiner Zeit auf der Realschule in einer »Ausländerklasse« war, was er »doof« (Z. 566) findet:

»F: Is ja **immernoch** so dass sie alle Ausländer in eine Klasse stecken is ja immer noch so, //O: mh, ja// seh ich ja in der Schule, (2) **leider** weil, wir ham genug Freunde die mit Deutschen verheiratet sind //O: jaja// also, **brutal** viele //O: ja sehr viele// weil an dem scheitert=s eigentlich nicht find ich

O: Nein (2) also ich weiß nich *dis*, //F: leider// **immer** einfach nur des Gefühl zu bekommen, ihr ghört=s nich dazu *dis* is irgendwann, also ich **beschwer** mich nicht **ok** wie gesagt ich bin immer mit so=m m, sowas **aufgewachsen** aber, ich denk=ma also solche Leute gibt=s halt, überall ge

F: Ich glaub des Problem is wir sind **nirgendsw**o daheim nich **dort** und auch nich **hier** [lacht] //O: ja// wir sind irgendwie irgendwo simma **mittendrin** (2) kei=Ahnung wenn du jetzt, gut Deutsch sprichst, **kein** Kopftuch **trägst** offen bist, dann wirst du natürlich anders **angesehn**, klar

O: Also viele Fragen was i [holt Luft]

F: L Sobald du Kopftuch hast //O: ja// und net so gut Deutsch kannst (na) hast verchissn

O: Also wir sind ja auch nich so streng religiös also wirklich nicht, keine Ahnung, weiß nich was im Koran steht **keine Ahnung ich**, meine Frau, auch, nicht **keine Ahnung** und dann kommen wirklich manchmal solche Fragn hey, da schtesch du da hey **keine Ahnung** was=was=soll=i **obwohl** diejenigen **viele**, wirklich die wissen, äh **wissen** scho die Antwort, und=wolln=s von mir noch hörn ich weiß es nicht **keine Ahnung** i weiß **es i weiß es nicht** i hab=s nie glernt aber mei äh-äh Vater hat=s mir nie beigebracht so also=wo-woher=soll=i=s=lernen i-i intressiert hab ich mich hab i au nie n-no-**nie** so richtig also viele Sachn da, wiss=mer=selber=nicht, also keine Ahnung« (Onur, Z. 575–598).

Onurs Frau beobachtet in den Schulen, die ihre Töchter besuchen, dass »alle Ausländer« nach wie vor zusammen in eine Klasse »gesteckt« werden, was sie bedauert. Sie haben genug Freunde, die mit »Deutschen« verheiratet sind, darauf kann die Koexistenz von Parallelgesellschaften also nicht zurückgeführt werden. Onur validiert die Aussage seiner Frau mehrfach und wirft ein, dass »sie« immer einfach nur des Gefühl [...] bekommen«, nicht dazugehören. Da er selbst damit aufgewachsen ist, beschwert er sich nicht, sondern denkt, dass es »solche Leute« überall gibt. Onurs Frau verweist daraufhin auf ein Problem, das darin besteht, dass sie »nirgendwo daheim [sind, JB] nich dort und auch nich hier [...] wir sind irgendwie irgendwo simma mittendrin«. Wenn man »gut Deutsch« spricht, kein Kopftuch trägt und sich »offen« gibt, wird man »anders angesehen«. Sobald man aber ein Kopftuch trägt und nicht gut Deutsch spricht, hat man »verschissen«. Onur validiert dies und führt in Bezug auf das Kopftuch einen weiteren Punkt an. Seine Familie ist nicht »streng religiös« und seine Frau und er haben »keine Ahnung« davon, was im Koran steht. Onurs Frau beobachtet die anhaltende Reproduktion der institutionellen Diskriminierung (vgl. Gomolla und Radtke 2007, S. 83f.), die Onur bereits während seiner Schulzeit erfährt. Auf individueller Ebene, z.B. in Form von Ehen zwischen »Türk:innen« und »Deutschen« beobachtet sie hingegen keine Trennung der Gruppen. Wie bereits in der Falldarstellung von Onur gezeigt, ist Onurs Schmerz darüber, nicht dazugehören, groß und kommt während des Interviews immer wieder zur Sprache. Seine Frau scheint diesen konjunktiven Erfahrungsraum zu teilen, indem sie das Gefühl formuliert, nirgendwo daheim, sondern mittendrin – also zwischen zwei Welten oder Kulturen – zu sein.⁵³ Interessant ist ebenfalls ihr Verweis auf die Anpassungsanforderungen der Dominanzgesellschaft. Gut Deutsch zu sprechen und kein Kopftuch zu tragen, stellen ihrer Auffassung bzw. ihren eigenen Erfahrungen nach, die gesellschaftlichen Bedingungen für die Akzeptanz und Zugehörigkeit (»türkischer« Frauen) dar. Onur kommt einmal mehr auf seine Erfahrungen mit Alltagsdiskriminierung und Rassismus zu sprechen und beteuert beinahe, dass seine Familie »wirklich« nicht (streng) religiös ist. Spielhaus (2006) weist darauf hin, dass Menschen aus muslimischen Ländern sich immer wieder mit der Frage nach ihrer religiösen Zugehörigkeit konfrontieren (lassen) müssen (vgl. ebd., S. 32). Dies ist das Resultat einer durch die Dominanzgesellschaft hervorgebracht diskursive Homogenisierung einer Gruppe von Menschen, die »als natürlicherweise muslimisch[], religiös[] und andersartig[]« (ebd.) definiert wird. Diese verkennt

53 Als weiterer Hinweis, dass es sich bei dieser Dilemmasituation um einen konjunktiven Erfahrungsraum handelt, kann auf Deniz' Fall zurückverwiesen werden, der dies allerdings nur für die Generation seiner Eltern, nicht aber für seine eigene – zu der Onur und seine Frau ebenfalls zählen – proklamiert. Das Dilemma seiner Eltern und der gesamten Generation besteht darin, »zwischen zwei Weltn sein und zwischn, nirgendwo dazugegehörn aber überall dazugehörn wolln« (Deniz, Z. 463ff.).

die ethnische, kulturelle und nicht zuletzt religiöse Vielfalt von Muslim:innen (vgl. ebd.).⁵⁴ Die Zerrissenheit und hohe Konflikthaftigkeit der Frage nach Zugehörigkeit treten in dieser Passage deutlich zu tage.

Auch Jorgos, der den zweiten Vater im Sample mit eigener Migrationserfahrung darstellt, kennt dieses Dilemma um die Frage von Zugehörigkeit. In folgendem Abschnitt spricht er über seine ›kulturelle Identität‹:

»[E]igentlich bin ich mein Leben lang hier ja also fünfundvierzig Jahre bin ich hier in [Stadt], irgendwie zu eine, **Heimat** gewordn, in Griechenland=biste=aber doch, der **Deutsche** weißt, hier bist du vielleicht doch der **Grieche** ich=weiß=nich=ob man dann **heimatlos** is, deswegen aber, ich fühl mich hier **wohl** und, ich hab jetzt eigentlich meine Frau is auch **nicht griechisch** also auch wiederrum des gleiche Spiel w-wiederholt sich jetzt bei **mir**, bei meinen Kindern, ich war auch immer in der **Arbeit** a-durch mein, **Gastronomiejob**, also=eigentlich hat, die, [Frau] meine Kinder, oder die Kinder **fast alleine** großgezogn aber, die ham auch nich die **Sprache** als Geschenk bekommen von mir also die **große** versteht schon ziemlich **viel** aber sprechn tut=s **ja**, bissle was, die kleine wiederrum **fast gar nix**, des is natürlich auch **traurig** weißt, schade, ich hätt=es=schon gerne gewollt, dass man des einfach als Geschenk mitgibt« (Jorgos, Z. 102–113).

Dadurch, dass Jorgos bereits seit 45 Jahren in derselben Stadt lebt, ist Deutschland bzw. diese Stadt »irgendwie« zu einer »Heimat« geworden. In Griechenland ist man »der Deutsche«, »hier« ist man »doch der Grieche«. Jorgos ist nicht sicher, »ob man dann heimatlos« ist, konstatiert aber, dass er sich »hier wohl [fühlt, JB]«. Da Jorgos' Frau »nicht griechisch« ist und er selbst aufgrund des Jobs immer in der Arbeit war, konnte er seinen Kindern »seine« Sprache nicht »als Geschenk« mitgeben. Die große Tochter versteht und spricht noch mehr Griechisch als die kleine, die fast nichts versteht oder spricht, was Jorgos »traurig« macht. Wie Onur kennt Jorgos es, dass ihm von außen die Zugehörigkeit abgesprochen wird. Aus der abstrakten Beschreibung dessen »ich=weiß=nich=ob man dann heimatlos is« kann jedoch gelesen werden, dass Jorgos weniger emotional involviert ist als Onur. Dies könnte darauf zurückgeführt werden, dass Jorgos sich eindeutig als ›Grieche‹ identifiziert (vgl. z.B. Z. 920) und sich offenbar in Griechenland und Deutschland beheimatet fühlt. Nicht zuletzt ist das ›Griechisch-Sein‹ und das damit einhergehende kulturelle Erbe, für Jorgos

54 Mit der Novellierung des Staatsangehörigkeitsgesetzes im Jahre 2000 konnten die »ehemaligen Türken« (Spielhaus 2006, S. 30) der Staatsangehörigkeit nach nicht mehr als »anders kategorisiert« (ebd.) werden. Dementsprechend gewannen Zuschreibungen, die sich auf die religiöse Zugehörigkeit beziehen, an Bedeutung. Diese Wahrnehmung einer Gruppe von Menschen durch die Dominanzgesellschaft lässt sich mit: »vom »Ausländer« zum »Muslim« (ebd.) treffend beschreiben. Die Religionszugehörigkeit wurde damit zum »vornehmlichen Erklärungsmuster« (ebd.) für gesellschaftliche und soziale Probleme dieser Gruppe (vgl. ebd.).

maximal positiv besetzt. Dies zeigt sich insbesondere in der Bezeichnung der griechischen Sprache als »Geschenk«, das er als Vater seinen Kindern gerne »mitgegeben« hätte. Zudem berichtet Jorgos an keiner Stelle des Interviews von Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen, sodass davon ausgegangen werden kann, dass sein Zugehörigkeitsempfinden davon unberührt bleibt.

Vielmehr erlebt Jorgos aufgrund des Zugehörigkeitsempfindens seiner Töchter einen Konflikt, wie sich an folgender Passage zeigt:

»**Beispiel**, sag ich dir, vor, wie viel Jahr'n warn denn die **Europameisterschaft**, mit **Deutschland Griechenland** jetzt pass auf, war gar nicht mal so weit her ich hab des übertragen hier n großen **Bildschirm** ghabt **Biergartn total voll**, alle ham des Spiel anschau'n woll'n, die Gaudi im **Vordergrund** gestand'n natürlich aber halt, **ich** der **einzigste Grieche hier** mit seiner **griechischen Flagge**, und mein **Schwager** der hat hier-der war auch wir zwei waren die **einzigsten Griechen**, meine Kinder hab'n gebeten ob sie des Spiel auch hier anschau'n können=und dann kommen sie (2) **Deutschland Deutschlandfahnen** und=äh verstehst, des=denk=i=mir des **war für mich** natürlich au was heißt n **Schock**, **Schock is es nich, klar klar, aber**, natürlich ham=mer glaub ich **drei null oder vier null glaub ich verloren** weißt=du also oder vier eins war also klar bei=em Tor ham=se **gejubelt** [ahmt das Jubeln nach] und=und=so=standest da und hast dann zugeschaut hab=ich=gsagt=**ok**, es is in **Ordnung**, es is n Sportereignis oder=so aber, ich **merke** dass sie natürlich (2) zu Deutschland eher dazu sich f-wohlfühln als anderschrum genauso jetzt, wenn sie jetzt ihre ihre ihre **[Sportart] Nationalspiele** des macht sie jetzt nimmer des hat sie jetzt dann aufgehört weil sie=sich zwei Mal sehr stark verletzt hat, aber an ihm Knöchel trägt sie immer die also **Bändchen** Deutschlandflagge da=ne Flagge **weisch**, diese diese an die **Backen diese diese diese Markierungen** und diese **Flaggen**, alles Deutschland ich war der **einzigste Grieche** hier drinnen (nur=mit=meim) Schwager **es is in Ordnung, aber, man darf es nich verlieren ein bisschen**, Wurzeln sind **da**« (Jorgos, Z. 807–827).

Zur Europameisterschaft vor ein paar Jahren überträgt Jorgos das Deutschland-Griechenland-Spiel aus seinem Biergarten. Sein Schwager und er sind »die einzigen Griechen« mit einer griechischen Flagge. Jorgos' Kinder, die darum gebeten haben, das Spiel ebenfalls dort anschauen zu dürfen, kommen mit »Deutschlandfahnen« und jubeln bei Toren für Deutschland, was Jorgos in einen »Schock« versetzt. Jorgos sagt sich selbst, dass es sich um ein »Sportereignis« handelt und es deswegen in Ordnung ist, merkt aber, dass seine Töchter sich »zu Deutschland eher dazu sich f-wohlfühln als anderschrum«. Die ältere Tochter spielt ihre Sportart zudem im deutschen Nationalteam und trägt um ihr Handgelenk »Bändchen« mit der »Deutschlandflagge«, oder malt sich diese »an die Backen«. Dies ist zwar in Ordnung, jedoch dürfen die Wurzeln nicht verloren werden. Wie auch im Fall von Niam löst ein Sportereignis bei Jorgos mit der Möglichkeit, sich deutlich für ein

Nationalteam zu positionieren, einen tiefgreifenden Konflikt aus. Dies spiegelt sich in den Wiederholungen der Aussage Jorgos', mit dem Schwager der einzige Grieche im Biergarten gewesen zu sein und des Wortes »Schock« wider. Deutlich wird sein statisches Kulturverständnis, in dem sich ›Deutsche‹ und ›Griechen‹ gegenüberstehen. Darüber hinaus wird sein großer Wunsch nach der Identifikation seiner Töchter mit dem ›Griechisch-Sein‹ sichtbar. Die identitätsstiftende Funktion seiner familiären Migrationserfahrung zeigt sich ebenfalls darin, dass Jorgos bewusst oder unbewusst die »ukrainischen Wurzeln« (Z. 830) der Mutter ausblendet, die seine Kinder – in dieser Logik – zu gleichen Anteilen in sich tragen. Dies kann wiederum mit seinem traditionell-konservativen Selbstverständnis als Oberhaupt der Familie im Sinne eines Pater Familias erklärt werden.

Beide Traditionalisten denken in starren Kulturkategorien, unterscheiden sich aber erheblich im Konfliktleben, was die Frage nach ihrer Zugehörigkeit betrifft. Während Onur als Dilemmasituation erlebt, ist Jorgos selbst klar positioniert, erlebt aber in Bezug auf seine Töchter und deren Zugehörigkeit einen Konflikt.

4.2.4 Zusammenfassung und Gegenüberstellung der Typen

Typ I, der Idealist, kann aufgrund seiner Ideale wie Gleichberechtigung und Demokratisierung in Bezug auf seine Männlichkeit als Vertreter von Caring Masculinities gelten. Auch traditionelle Elemente der Konstruktion von hegemonialer Männlichkeit, wie bspw. Dominanz und die Funktion des Beschützers, finden sich wieder. Dennoch hält der Idealist nicht an der Ernährerrolle fest oder definiert sich (ausschließlich) über seinen Beruf. Die Orientierung an seinen Idealen leitet das Handeln des Idealisten ebenfalls in Bezug auf sein Konzept von Vaterschaft. Der Idealist ist ein neuer Vater, der eine Bezugsperson für sein(e) Kind(er) darstellt und ein Vertrauensverhältnis mit ihm bzw. ihnen pflegt. Das familiäre Zusammenleben und die Organisation des Alltags sind wiederum von Idealen wie Basisdemokratie und Individualität geprägt, was sich ebenfalls in der innerfamiliären Aufteilung von Care-Arbeit zeigt. Sich in organisatorische Angelegenheiten sowie in Aufgaben in Haushalt und Erziehung einzubringen, stellt für den Idealisten eine Selbstverständlichkeit dar. Dabei wird die Orientierung an seinen Idealen schwerer gewichtet als die Orientierung an festen Rollenverteilungen oder Hierarchien. In Bezug auf seine natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit steht der Idealist für ein metaperspektivisches Kulturverständnis, das kulturelle Zuschreibungen verweigert, einen dynamischen Kulturbegriff beinhaltet und eine hohe Ambiguitätstoleranz aufweist. Seine Ideale in Theorie und Praxis dienen ihm nicht zuletzt zur Bewältigung von Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen.

Typ II, der Pragmatiker, weist in Bezug auf seine Konstruktion von Männlichkeit einen traditionell-konservativen Entwurf im Sinne hegemonialer Männlichkeit auf, der sich gleichzeitig am Konzept von Caring Masculinities orientiert. Verschie-

dene Praktiken wie bspw. die Verrichtung von Care-Arbeit werden teilweise als ernste Spiele des Wettbewerbs gerahmt. Das Bindeglied zwischen beidem stellt jedoch die Orientierung am Pragmatismus dar, die von den Vertretern dieses Typus unterschiedlich begründet wird. Begründungen können bspw. das Alter oder die eigene Erziehung und Sozialisation sein. Alle Vertreter stellen mit Blick auf ihre Vaterschaft neue Väter dar, indem sie eine hohe Verantwortungsübernahme innerhalb der Familie zeigen, Bezugspersonen für ihre Kinder darstellen und sich an den Bedürfnissen ihrer Kinder orientieren. Diese Haltung zeigen die Vertreter ebenfalls in Bezug auf Care-Arbeit, also in Bezug auf alle Formen von organisatorischen, haushalts- oder erziehungsbezogenen Aufgaben, die sie – mehr oder weniger gleichberechtigt – mit den Müttern teilen. Auch dabei gehen sie pragmatisch vor, indem bspw. nicht in Frage gestellt wird, dass Care-Arbeit getan werden muss oder aber dass Sorgearbeit nach dem Hedonismus-Prinzip ausgesucht wird. In Hinblick auf ihre natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit weisen die Pragmatiker ein statisches Kulturverständnis auf, in dem sich kulturelle Gruppen einander gegenüberstehen. Je nachdem, zu welcher Gruppe bzw. zu welchen Gruppen sie sich zugehörig fühlen, führt dies zu mehr oder weniger starken Konflikten in Bezug auf ihre Selbstdefinition und Zugehörigkeit. Dies reicht z.B. von der Identifikation mit nur einer Gruppe über das Ausbalancieren von Mehrfachzugehörigkeiten.

Typ III, der Traditionalist, orientiert sich in Bezug auf seine Männlichkeitskonstruktion an traditionell-konservativen Konstruktionselementen von hegemonialer Männlichkeit und ist überaus identifiziert mit seinem Beruf bzw. seiner Erwerbsarbeit. Dementsprechend lebt er eine klassische Rollenverteilung, in der er die Rolle des Ernährers bzw. Versorgers übernimmt. Der Traditionalismus und Konservatismus der Vertreter fundieren auch ihr Konzept von Vaterschaft. Dieser Typus möchte Bezugsperson und Ansprechpartner für seine Kinder darstellen und weist darüber hinaus eine hohe Orientierung am eigenen Vater auf, was die Vorstellungen von Erziehung betreffen. In Bezug auf Care-Arbeit bringen sich die Traditionalisten sehr wenig in organisatorische oder Haushaltsaufgaben ein, während sich für einen Vertreter eine Beteiligung an Erziehungsfragen feststellen lässt. Ihre natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit impliziert einen statischen Kulturbegriff mit starren Kategorien sowie eine hohe Identifikation mit der familiären Migrationserfahrung und dem zugeschriebenen Migrationshintergrund. Die Thematik der Zugehörigkeit beinhaltet für den Traditionalisten ein unterschiedliche beschaffenes Konfliktpotential, das von dem Empfinden einer Dilemmasituation in Bezug auf die eigene Zugehörigkeit bis zum Konflikterleben in Bezug auf die Zugehörigkeit der eigenen Kinder reicht.

4.3 Annäherung an eine soziogenetische Typenbildung

Mit Schäffer (2020) kann konstatiert werden, dass die soziogenetische Typenbildung zum Ziel hat, die »sinngenetischen Typologien verstehend zu erklären, indem sie nach den Entstehungsbedingungen für die jeweils herausgearbeiteten sinngenetischen Typiken fragt« (ebd., S. 69). Für die vorliegende Arbeit bedeutet dies zu fragen, wie die typisierten Männlichkeitsorientierungen (Idealismus, Pragmatismus, Traditionalismus) durch die kollektiven Erfahrungen, die die Interviewpartner bspw. durch ihre Generations- oder Milieuzugehörigkeit machten, geprägt wurden.

Die sich auf die natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit beziehenden Erfahrungen der Interviewpartner hätten im Prozess der Typenbildung auch als konjunktiver Erfahrungsraum gedeutet werden können. Um diese Kategorie jedoch nicht mehr als für die Untersuchung nötig zu reproduzieren, zu homogenisieren und zu reifizieren, sondern um der ihr inhärenten Heterogenität gerecht(er) zu werden, wurde diese als Vergleichsdimension und damit in ihrem Einfluss auf die Position von Männern im sozialen Gefüge im Rahmen der sinngenetischen Typenbildung gefasst. Damit kann dem breiten und diversen Spektrum der mit der Kategorie der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit verknüpften Erfahrungen, Praktiken und Orientierungen der einzelnen Fälle angemessen(er) Rechnung getragen werden. Was sich jedoch mit Blick auf die konjunktiven Erfahrungsräume der Interviewpartner zeigt, ist, dass diese durch ihre ›andere‹, nicht-weiße natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit Rassismuserfahrungen machen, die ihre Orientierungen stark prägen: Vier von sechs Männern im Sample des Projekts teilen den Erfahrungsraum, gravierend von Rassismus⁵⁵ betroffen zu sein. Hier zeigt sich die Unabdingbarkeit der in der Arbeit eingenommenen postkolonialen Forschungsperspektive, denn mit Tuider und Lutz (2018) kann darauf hingewiesen werden, dass Forschung in postkolonialer Perspektive nicht nur bedeutet »die Effekte der Kolonialität [...] im Woanders zu verorten, sondern nachhaltig die Situation z.B. in Deutschland zu thematisieren, so etwa Diskriminierung und Rassismus in der Migrations- und Einwanderungsgesellschaft« (ebd., S. 106). Die gefundenen Ergebnisse verdeutlichen dies einmal mehr.

Wie bereits dargestellt, liegt »das Geheimnis der Generalisierung [eines, JB] Typus [...] in der Mehrdimensionalität der Typologie« (Bohnsack 2013, S. 266), weswegen diesbezüglich erneut darauf hingewiesen werden muss, dass die erforderliche Komplexität, die sich aus der Zuordnung von einem Fall zu mehreren Typiken ergibt, i.d.R. weder in der Forschungspraxis noch in der methodischen Programmatik

55 Die folgenden Ausführungen zu Rassismus können keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Hier soll lediglich ein grundlegendes Verständnis für die Rekonstruktion der Erfahrungen der Interviewpartner geschaffen werden.

erreicht wird. Damit werden Fälle nur einem Typus zugeordnet und ihrer Mehrdimensionalität nicht entsprechend Rechnung getragen (vgl. ebd.), so auch – aus genannten Gründen – in der vorliegenden Arbeit.⁵⁶ Dennoch wurde der Versuch einer Annäherung an eine soziogenetische Typik der Rassismuserfahrungen unternommen, die nachfolgend dargestellt wird (4.3.1). Daran anschließend wird ein Ausblick auf eine Migrations-, Alters- und Geschlechtstypik gegeben, die im Rahmen einer mehrdimensionalen soziogenetischen Typenbildung ausgearbeitet werden könnten (4.3.2). Schließlich erfolgt eine kurze Zusammenfassung der zentralen Ergebnisse des vorgenommenen Versuchs einer soziogenetischen Typenbildung (4.3.3).

4.3.1 Typik der Rassismuserfahrungen

Angesichts des Zusammenhangs von Rassismuserfahrungen und Männlichkeitskonstruktionen, bzw. Vaterschaftskonzepten ist zu fragen, was Rassismuserfahrungen für den Entwurf der Männlichkeit der Väter bedeuten? Um die Rassismuserfahrungen der Interviewpartner angemessen fassen und rekonstruieren zu können, wird hier ein breiter definitorischer Zugang gewählt und sich an Leiprecht (2016) angelehnt, der unter Rassismus die

»historische[n] und gesellschaftliche[n] Hervorbringungs- und Reproduktionsprozesse von Ideen, Vorstellungen, (Alltags-)Theorien, Repräsentationen, Wissen u.Ä. zu ›Großgruppen‹ [versteht, JB], die als ›Rassen‹ konstruiert, zueinander in ein hierarchisches Verhältnis gesetzt und als sich selbst reproduzierende und deshalb über Generationen miteinander verbundene Einheiten (*Genealogien*) vorgestellt werden« (ebd., S. 226, H.i.O.).

Je nach Ansatz werden weitere Kategorien wie Kultur, Nation oder Religion miteinbezogen. Die Konstrukte fungieren dabei als Ordnungsmuster, sind fundamental in soziale Verhältnisse eingeschrieben und regulieren diese bzw. steuern darüber hinaus Kräfteverhältnisse und führen zu spezifischen Herrschaftsformen. Charakteristisch für Rassismus ist die soziale Markierung von ›Anderen‹, die einer dichotomen Unterscheidungslogik zum ›Eigenen‹ folgt. Zudem werden Zusammenhänge der äußeren Erscheinung, Sprache, Religion u.a. und inneren psycho-sozialen Dispositionen hergestellt. Weiterhin werden Individuen reduktionistisch als Vertreter:innen oder Marionetten ihrer ›Kultur‹ oder ›Rasse‹ gesehen und in ihrer Zugehörigkeit zu den ›Anderen‹ als minderwertig und gleichzeitig bedrohlich abgewertet, sodass Privilegien, Abwehrhaltungen und Aggressionen der dominanten ›Wirkgruppe‹ legitimiert werden können. Insgesamt handelt es sich bei Rassismus um

56 Vgl. dazu Kap. 3.2.2 und 3.3.1.

ein vielfältiges, flexibles, historisches und globales Phänomen, das unterschiedliche Ebenen (z.B. Individuen, Diskurse, Gesellschaftsstrukturen) umfasst, weswegen auch von Rassismen im Plural gesprochen werden kann. Im Zusammenhang mit der faschistischen und nationalsozialistischen Geschichte Deutschlands darf Rassismus jedoch nicht auf seine explizit gewalttätigen Formen verkürzt werden. Genauso dürfen historische Bezüge zum Kolonialismus nicht vernachlässigt und transnationale Zusammenhänge nicht übergangen werden. Nicht zuletzt müssen subtile, verdeckte und latente Formen von Rassismus wie bspw. Alltagsrassismus⁵⁷ berücksichtigt werden (vgl. ebd., S. 226ff.). Ergänzend ist auf die Entwicklung von Rassismus hin zu einem sog. Neorassismus oder Kulturrassismus hinzuweisen, der eine mehr oder weniger neue Form des postkolonialen Rassismus darstellt und über die Unterscheidung entlang biologischer und körperlicher Merkmale hinausgeht, in dem er ›Kultur‹ miteinschließt. Damit handelt es sich um einen ›Rassismus ohne Rassen‹⁵⁸, der zwar nicht auf das Konstrukt ›Rasse‹ zurückgreift, aber dennoch rassistisch wirksam ist (vgl. Mecheril und Melter 2010, S. 152).

Als spezifische Erscheinungsformen von Rassismus fassen die Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration sowie die Beauftragte der Bundesregierung für Antisemitismus (2023), Anti-Schwarzen Rassismus, Antimuslimischen Rassismus, Antiziganismus, Antiasiatischen Rassismus und darüber hinaus Antisemitismus als Sonderform von Rassismus (vgl. ebd., S. 30ff.). Auch die von den von Rassismus betroffenen Interviewpartnern geteilte Erfahrung des Otherings ist als eine weitere Form von Rassismus anzuführen. Othering beschreibt die Konstruktion von ›Anderen‹, die von ›hierarchische[n] und asymmetrische[n] Differenzordnungen [...] und gewaltförmige[n] Macht- und Herrschaftsverhältnisse[n]‹ (Riegel 2016, S. 52) geprägt ist. Das Entscheidende bei dem Konstruktionsprozess ist, dass

»in einer wirkmächtigen Verschränkung [...] von hegemonialen alltäglichen, fachlichen, wissenschaftlichen und politischen Diskursen und Bildern, mit Mitteln der Zuschreibung, Essentialisierung und Repräsentation eine bestimmte Gruppe erst als solche, dann als *Andere* diskursiv hervorgebracht und identitär festgeschrieben wird« (ebd., H.i.O.)⁵⁹.

57 Vgl. vertiefend dazu: Leiprecht 2001.

58 Diese Überlegungen gehen auf Balibar (1991) zurück, der das Phänomen des differentialistischen Rassismus, einem Synonym für Neo-Rassismus, folgendermaßen beschreibt: »It is a racism whose dominant theme is not biological heredity but the insurmountability of cultural differences, a racism which, at first sight, does not postulate the superiority of certain groups or peoples in relation to others but ›only‹ the harmfulness of abolishing frontiers, the incompatibility of life-styles and traditions« (ebd., S. 21).

59 Das Konzept des Othering entspringt den Postcolonial Studies und wird von Autor:innen wie Edward Said und Gayatri C. Spivac geprägt (vgl. Riegel 2016, S. 52).

Generell kann die Ordnungsstruktur von Rassismus als »Kontext der Subjektivierung« (Mecheril und Melter 2010, S. 157, H.i.O.) verstanden werden, indem aus Individuen Subjekte gemacht werden. Dabei führt die binäre rassistische Konstruktion von Differenz zu Rassismuserfahrungen. Rassistische Gewalt kann z. B. in drastischer Form von körperlicher Gewalt gegen die eigene oder gegen eine nahestehende Person ausgeübt werden. Sie kann demgegenüber aber auch subtil, bspw. in Form abfälliger Blicke verübt werden. Darüber hinaus können Rassismuserfahrungen auch von strukturellen oder institutionellen Kontexten ausgehen, wie z. B. in der Schule oder am Arbeitsplatz. Überdies können Rassismuserfahrungen aus individuell, interaktional oder imaginativ geprägten Kontexten entstehen. Mit Bezug auf die Erfahrung von Rassismus ist nicht zuletzt darauf hinzuweisen, dass auch Menschen in privilegierten Positionen von Rassismus betroffen sein können – da auch sie Teil eines rassistischen Systems sind (vgl. ebd.). Die Auswirkungen von Rassismuserfahrungen können vielfältig sein. Benachteiligungen aufgrund der stereotypen Wahrnehmung von Menschen mit Migrationshintergrund auf ihrem Bildungsweg sowie auf dem Wohn- und Arbeitsmarkt können Folgen sein (vgl. Kunz 2016, S. 251ff.; Hinz und Auspurg 2017, S. 389ff.). Aber auch physische und psychische Belastungen können Folgen von Rassismus sein. Symptome und Krankheitsbilder wie »Stress, Bluthochdruck, Depression, Ängstlichkeit, sozialer Rückzug, aber auch eine Erhöhung der Vulnerabilität (psychische Verletzbarkeit) sowie der Rückgang protektiver, gesundheitsfördernder Ressourcen [stehen im Zusammenhang, JB] mit erlebter Diskriminierung«⁶⁰ (Uslucan und Yalcin 2012, S. 37).

Die Rassismuserfahrungen zweier Väter (Deniz, Typ I: Idealist; Onur, Typ III: Traditionalist) aus dem Sample, die einen sog. »türkischen Migrationshintergrund« aufweisen, wurden bereits eingängig im Rahmen der Falldarstellung beschrieben.⁶¹ Die Erfahrungen beider Männer umfassen u. a. antimuslimischen Rassismus, strukturellen Rassismus und Othering. Wie das SVR-Jahresgutachten von 2016 aufzeigt, nehmen »Türkeistämmige der ersten wie der zweiten Generation in stärkerem Umfang Diskriminierung wahr als Zuwanderer anderer Herkunftsgruppen; insbesondere bei der zweiten Generation ist die Diskriminierungswahrnehmung zuletzt deutlich gestiegen« (ebd., S. 73). Als Grund dafür wird die Vermutung angestellt, dass diese Personengruppe von der deutschen Dominanzgesellschaft insbesondere abgelehnt wird, da diese Personen als muslimisch gelesen werden.

60 Zum Zusammenhang von Rassismus und Diskriminierung lässt sich festhalten, dass die Diskriminierung der im Rassismus konstruierten Gruppen zur Legitimation von gesellschaftlichen Hierarchien dient. Von einer Diskriminierung wird dann gesprochen, wenn Minderheitenangehörige im Vergleich zu Mitgliedern der Dominanzgesellschaft weniger Zugang zu Ressourcen und Chancen zur gesellschaftlichen Teilhabe haben. Unterschiedliche Rassismen wirken dabei als Mechanismen zur Bewerkestellung dessen (vgl. Rommelspacher 2009, S. 29f.).

61 Vgl. dazu Kap. 4.1.

Damit wird eine größere »kulturelle und soziale Distanz« (ebd.) als zu anderen Herkunftsrgruppen verbunden. Dies deckt sich mit den Erzählungen und Erfahrungen der Interviewpartner, deren Eltern als sog. Gastarbeiter:innen aus der Türkei nach Deutschland kamen. Im Gegensatz dazu bleiben in einem anderen Interview mit einem Vater, dessen Eltern ebenfalls im Zuge der Gastarbeiter:innenbewegung aus Griechenland nach Deutschland migrieren, Rassismuserfahrungen dethematisiert (Jorgos, Typ III: Traditionalist).⁶² Vielmehr bezieht sich Jorgos sehr positiv auf seine »griechischen Wurzeln« und das damit einhergehende kulturelle Kapital, was als Anhaltspunkt dafür gelten kann, dass für ihn die Frage nach Zugehörigkeit keine vergleichbar große Rolle spielt, da diese für ihn eindeutig und positiv aufgeladen ist und ihm (zumindest nicht bewusst) von niemandem abgesprochen wird. Anders verhält es sich jedoch in der Frage nach der Zugehörigkeit seiner Kinder, die sich anders identifizieren als ihr Vater.⁶³ Festgehalten werden kann, dass es in diesem Fall keine Hinweise auf Rassismuserfahrungen gibt, weswegen der Fall Jorgos in diesem Kapitel nicht weiter behandelt wird. Neben Jorgos ist Wolfgang (Typ II: Pragmatiker) der zweite Vater, der Rassismus »nie erfahren« hat. Auch Wolfgangs Eltern migrieren im Zuge der Gastarbeiter:innenbewegung aus Griechenland nach Deutschland. Im Interview bezieht er sich auf das Thema Rassismus, indem er Erklärungen für seine »Nicht-Betroffenheit« anführt: Wolfgang führt aus, dass insbesondere seine Mutter sehr darauf bedacht ist, dass ihre Kinder zum Zweck der schnelleren Integration »schöner angezogn« (Z. 487) sind als die deutschen Kinder und »ordentlich aus= m Haus gehen damit die Deutschn nix schlechtes über uns sagt könn« (Z. 491f.). Rassismus erfahren sie selbst »nie« (Z. 493), weder im Kindergarten noch in der Schule. Eine Erklärung dafür kann außerdem darin liegen, dass Wolfgang einen deutschen Vor- und einen nicht allzu komplizierten Nachnamen hat (vgl. Z. 494ff.). Er resümiert, dass man es als Grieche »nich so schwer gehabt [hat, JB]« (Z. 498), was ihm auch andere »Leute [...] aus Griechenland« (ebd.) bestätigen. Erst zur Zeit der »Griechenlandkrise« (Z. 500) wird er »zum ersten Mal [...] mit blöde[n] Sprüche[n]« (Z. 500f.) konfrontiert. Die Erfahrung, bis auf ein »paar blöde Sprüche« während der griechischen Finanzkrise – nicht von Rassismus betroffen zu sein, beeinflusst Wolfgang in seinem Aushandlungsprozess um die Frage nach seiner natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit. Seine »griechische Herkunft« ist für ihn stark positiv besetzt und identitätsstiftend. Er bezeichnet sich

62 Dies muss freilich nicht bedeuten, dass der Interviewpartner Jorgos keinerlei Rassismuserfahrungen gemacht hat. Unter rassistischer Diskriminierung können bspw. auch positive Vorurteile und Stereotype fallen, die durch ihre vermeintlich positive Zuschreibung (noch) schwerer zu erkennen sind (vgl. DeZIM 2022, S. 23). Der Einzelne wird durch diese Zuschreibungen nicht mehr als Individuum, sondern ausschließlich als »Exemplar seiner Gruppe« (Uslucan 2020, S. 5) wahrgenommen und dementsprechend abgewertet (vgl. ebd.).

63 Vgl. dazu Kap. 4.2.3.

als »Deutsch-Grieche« (Z. 920), was für ihn die »perfekte Kombination« (Z. 921) darstellt. Dementsprechend erlebt er seine Zugehörigkeiten nicht als Belastung, sondern eher als positives Distinktionsmerkmal zu anderen (»find=i=ja=langweilig=wenn=einer=deutsch=is und nie was anders« (Z. 918)).⁶⁴

Im starken Kontrast dazu stehen die beiden Fälle von Timothee und Niam (Typ II: Pragmatiker), die nachfolgend in Bezug auf ihre massiven Rassismuserfahrungen und die daraus resultierenden Konsequenzen für ihre Orientierung an Pragmatismus dargestellt werden. Wie sich in beiden Interviews zeigt, spielt die phänotypische Erscheinung, also das Aussehen und insbesondere die Hautfarbe der beiden Männer, in diesem Kontext eine große Rolle.

In folgender Passage berichtet Timothee von seinen Rassismuserfahrungen als Schwarze Person in Deutschland, die im Deutschland der 1990er Jahre in einer Asylunterkunft aufwächst⁶⁵: Als Teenager baut sich Timothee eine »dicke Haut« (Z. 385) auf, mit der er sich seine »wenig[en] [...] direkte[n] Rassismuserfahrungen« (Z. 386f.) erklärt. Doch dadurch, dass er Schwarz ist, »wird man irgendwo immer benachteiligt« (Z. 388), das ist Timothee »klar« (Z. 397). Seine Sichtweise auf (Alltags-)Rassismus ist »vielleicht n bisschen verschoben« (Z. 390f.), da er mit »lauter Jugos und=und=und Türken« (Z. 392) groß wird, mit denen er sich »am laufenden Band beleidigt« (Z. 392f.). Die jeweiligen »Schimpfwörter« (Z. 399) werden dabei jedoch nicht als Beleidigungen aufgefasst, da »diese Wahrnehmung einfach nich da war« (Z. 394). Wenn jemand das N-Wort zum damals zehnjährigen Timothee sagt, fasst er dies nicht als Beleidigung auf, da er die »Awareness« (Z. 408) über die Problematik, die damit einhergeht, zu diesem Zeitpunkt noch nicht hat. Markant zeigt sich in diesem Auszug die Verschränkung von Männlichkeit mit Rassismuserfahrungen. Letztere werden regelrecht habitualisiert, indem sie in Form von rassistischen Beleidigungen, die die Jugendlichen in der Außenwelt aufgreifen, als ernste Spiele des Wettbewerbs zur Ausbildung eines männlichen Habitus beitragen. Zu seinen Rassismuserfahrungen führt Timothee weiter aus, dass er zwar »noch nie von jemandem mit Springerstiefel un-und Glatze un-und Baseballschläger irgendwie angegriffen [wurde, JB], so nach dem Motto ähm du scheiß Ausländer verpiss dich aus Deutschland« (Z. 413ff.), womit er auf eine explizite, gewaltsame und (rechts-)extreme Erscheinungsform von Rassismus verweist, gleichzeitig ist ihm wohl bewusst, dass »Rassismus [...] auch unterschwellig da [ist, JB]« (Z. 416). Diesbezüglich hat Timothee mit seinen (Vor- und Nach-)Namen »Glück im Unglück« (Z. 417), denn diese suggerieren er sei »eher=n=Franzose« (Z. 420) und verschaffen ihm damit »n bisschen Vorteile« (Z. 426) auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt gegenüber jemandem, der »vielleicht Yilmaz oder so heißt« (Z.

64 Vgl. dazu Kap. 4.2.2.

65 Timothee migriert zu Beginn der 1990er Jahre mit seinen Eltern aus dem Kongo nach Deutschland.

425). Seine Rassismuserfahrungen verortet Timothee demgegenüber eher im Alltagsrassismus: Als Erfahrung damit führt Timothee Begegnungen mit der Polizei an. Als Jugendlicher wird er »immer kontrolliert« (Z. 435), wenn er mit »Baggy-pants« (Z. 432), wie es zu dieser Zeit »einfach normal war« (Z. 433), am Bahnhof oder in der Stadt, in der er aufwächst, »rumlungert« (Z. 434). Während er sich eine Zeit lang »tierisch« (Z. 436) darüber aufregt, findet er sich irgendwann mit dem »strukturelle[n] Rassismus« (Z. 441) ab und lässt die Ausweiskontrollen über sich ergehen, da eine Diskussion »eh zu nix [führen würde, JB]« (Z. 493). Als er älter wird und sein »äußeres Erscheinungsbild« (Z. 444) an »Akademikerkreise[]« (Z. 445) anpasst, ändert sich dies. Durch den höheren Bildungsabschluss und die Orientierung an seinen Peers trägt er keine »Baggyjeans« (Z. 447) mehr, sondern »n teureres Hemd [...] vielleicht auch mal n Sakko« (Z. 448). Durch sein »gepflegtes Äußeres« (Z. 449) ist er nun nicht mehr auf dem Radar von Polizisten, da er nicht aussieht wie der »typische Drogendealer« (Z. 451) oder der »typische Kiffer« (ebd.). Timothee rekurriert in dieser Passage auf die Praxis des sog. Racial Profiling, die die anlasslose Personenkontrolle durch die Polizei beschreibt, die sich dabei auf das phänotypische Erscheinungsbild von Personen beruft (vgl. Cremer 2017, S. 405ff.). Um diese Form rassistischer Diskriminierung zu beenden und sich von Stereotypen wie dem »Dealer« oder »Kiffer« abzugrenzen, verändert er als Anpassungsstrategie sein äußeres Erscheinungsbild als Ausdruck seines Habitus, indem er »teure Kleidung« trägt und sich an Akademiker:innen orientiert. Eine weitere, für Timothee fundamental wichtige Anpassungsstrategie besteht im perfekten Beherrschen der deutschen Sprache:

»[W]enn man mich **heute redn hört**, meint man gar nicht dass ich *irgendwie* anfangs die Sprache gar nicht **beherrscht** hab oder so ja oder vielleicht mal noch ne andere **Sprache** gesprochen hab, [holt Luft] *und ähm*, das ist tatsächlich so=n so=n **Beispiel** was ich immer anführe wenn=s immer heißt ja *m-wie* **schnell** man sich integriert oder wie schnell man auch ne **Sprache** irgendwie sich aneignet oder so, ich hab tatsächlich mit [Sohn] ha-hab-handhabe ich des **so** dass er eigentlich nur **Deutsch** mit uns spr-oder **ich Deutsch** mit **ihm** spreche und gar nich **Franzö-sisch**, [holt Luft] hat zwei pra-ktische Gründe, der eine is man lernt die-die **Spra-che** von **Zuhause** eigentlich immer nur **dann** richtig wenn **beide Elternpaare** des, wirklich **sprechen**, wenn **ein** Elternteil des=nur=mit dem **Kind spricht** dann **sollte** es tatsächlich seine **Muttersprache** sein dann sollte er sich in der Sprache **wohl fühlen** und tatsächlich dann auch das, sich gut **artikulieren könn**« (Timothee, Z. 60–71).

Timothee erzählt, dass man nicht »meint«, dass er anfangs die deutsche Sprache nicht beherrscht oder einmal eine andere Sprache gesprochen hat, wenn man ihn heute sprechen hört. Dieses Beispiel führt er an, wenn es darum geht »wie schnell man sich integriert« oder sich eine Sprache aneignet. Mit seinem Sohn spricht er

aus zwei »praktischen« Gründen ausschließlich Deutsch: Zum einen lernt man eine Sprache »von Zuhause« nur dann »richtig«, wenn beide Elternteile »des, wirklich sprechn«. Wenn nur ein Elternteil diese Sprache mit dem Kind spricht, sollte es die Muttersprache des Kindes sein. Zum anderen soll sich der Sohn in der Sprache »wohl föhln« und sich »gut artikulieren könn«. Prägnant wird hier der Zusammenhang von Timothees erfolgreicher Anpassungsstrategie ›Sprache‹⁶⁶ mit seiner Orientierung an Pragmatismus deutlich: Die dadurch ermöglichte schnelle Integration und damit der erhöhte Schutz vor rassistischer Gewalt föhren dazu, dass er sich dafür entscheidet, sein Kind monolingual zu erziehen. Damit begreift Timothee ›seine‹ Sprache nicht als kulturelles Kapital für seinen Sohn, er sieht keinen Sinn in der ›Kapitalisierung‹ von Mehrsprachigkeit (vgl. Tuider 2012, S. 394; Fürstenau 2004, S. 37ff.). Um Zugehörigkeit herzustellen, wird in monolingualistischen Gesellschaften von natio-ethno-kulturell ›Anderen‹ verlangt, die Sprache zu sprechen, die in diesem Kontext die dominante Sprech- und Sprachweise darstellt (vgl. Mecheril 2016, S. 17). Timothee versucht für sich und sein Kind Zugehörigkeit über Anpassungsstrategien zu schaffen, die jenseits der Hautfarbe liegen, die weder er selbst noch sein Kind ablegen können. Im Rückblick auf seine Kindheit resümiert Timothee: »[M]ir war=s nich wichtig ob ich schwarz war oder nicht schwarz oder sonst irgendwas, sondern ich war einfach in dieser ho-war einfach, n Kind wie jedes andere auch, hab-wenn ich=jetzt=nich die Hautfarbe gehabt hätte, würde man das nich merken« (Z. 570ff.). Mit Mecheril (2006) ist darauf hinzuweisen, dass sich der »Status prekärer Zugehörigkeit« (ebd., S. 137) im Habitus widerspiegelt, den er als »Ausländerhabitus« (ebd.) und als »paradoxe Erscheinung« (ebd.) bezeichnet, da dieser das »Scheitern dessen an[zeigt, JB], worauf der Habitus abzielt: das Heimisch-Werden in einem sozialen Feld« (ebd.). Weiter noch, und vor allem in Bezug auf Hautfarbe, lässt sich mit Mecheril konstatieren: »In dem Augenblick, da die Andersheit sich ihren körperlichen Erscheinungsweisen eingelagert hat, ist die Struktur realisiert, die vorsieht, dass eine Angleichung unmöglich ist« (ebd.). Sprache und Hautfarbe sind in Bezug auf Rassismuserfahrungen demzufolge nicht etwa getrennt voneinander, sondern als intersektional verschränkt zu verstehen. Sie stellen Differenzmerkmale dar

»mit denen eine postkoloniale Adaptierung kolonial-rassistischer Argumentationsweisen stattfindet: es wird auf das koloniale Element der Legitimierung von Unterwerfung zurückgegriffen, nämlich die soziale Konstruktion von ›Hautfarbe‹, das mit der in kolonialen und postkolonialen Phasen unterschiedlich eingesetzt

66 Zudem arbeitet Timothee als Übersetzer. Die deutsche Sprache stellt für ihn also auch im beruflichen Kontext eine Bewältigungsstrategie und wichtige Ressource für ihn dar.

ten, daher linguizistischen und neo-linguizistischen [...] Funktionalisierung des Differenzmerkmals ›Sprache‹ verbunden wird« (Dirim 2016, S. 322).⁶⁷

Niam, der zweite, stark von Rassismus betroffene Mann aus dem Sample, kommt lange nicht mit dem »Thema [...] in Berührung« (Z. 184ff.). Als einen Grund dafür führt er seine Grundschulzeit an, in der er eine Montessorischule besucht, die sich, weil es sich dabei um eine Privatschule handelt, »viele mit Migrationshintergrund [...] tatsächlich nicht leisten können« (Z. 189f.). Erst mit dem Übergang auf die weiterführende Schule wird das »Thema Migration« (Z. 198) für ihn relevant: »[S]o in der Hauptschule hat ma=s dann schon gemerkt weil man ja dann auch außerhalb der Schule Sozialkontakte hat [holt Luft] (2) ich wa-war aber immer zwischen den Stühlen« (Z. 199ff.). Mit der Metapher, zwischen den Stühlen zu stehen, deutet Niam seinen »Zugehörigkeitskonflikt« an. Besonders deutlich tritt dieser zur Zeit der Fußballweltmeisterschaft zu Tage, die im Jahr 2006 in Deutschland stattfindet. Der damals 16-jährige Niam empfindet durch die überall angebrachten Deutschlandfahnen und die beobachtbare Entwicklung eines »Wir-Gefühl[s]« (Z. 217) bei »den Deutschen« (Z. 216) Befremden. Er bemerkt eine »patriotische Welle« (Z. 236), die durch das Land »schießt« (ebd.), und die eine beginnende Trennung zwischen den »Deutschen« und den »Nicht-Deutschen« nach sich zieht. Obwohl Niam sich als »Deutscher« (Z. 227) identifiziert, wird seine Selbstdefinition, möglicherweise von sich selbst und/oder von anderen, in dieser Situation in Frage gestellt. Dass er als nicht-weiß gelesen wird, trägt womöglich dazu bei, dass er sich als nicht »ganz Deutscher« (Z. 237) bezeichnet – eben, weil ihm die Selbstdefinition abgesprochen wird oder weil er aufgrund seiner familiären Migrationserfahrung⁶⁸ annimmt, kein Recht auf die Identifizierung als »ganz Deutscher« zu haben.⁶⁹ Wie Timothee berichtet auch Niam von Anpassungsstrategien, die er auf sich und seine Kinder anwendet. In der folgenden Passage erzählt Niam von seinen Beweggründen, nachträglich den Nachnamen seiner Frau anzunehmen: Während die Kinder von Beginn an den (deutschen) Nachnamen der Mutter tragen, entschließt sich Niam, diesen ebenfalls nachträglich anzunehmen (vgl. Z. 379f.). Dass die Kinder den Nachnamen der Mutter bekommen, ist eine bewusste Entscheidung der Eltern, da »es schon so is dass es [ohne deutschen Namen, JB] schwieriger is« (Z. 384f.), was Niam nicht als »rassistisch« (Z. 386) empfindet, sondern als »fast schon logisch« (ebd.). Niam will nicht schimpfen über die »Wohnungsbesitzer« (Z. 388) oder die »Lehrstellen die [er, JB] nicht bekommen ha[t]« (Z. 389), weil die »Klischees [...] oft bestätigt« (Z. 391) werden – auch wenn man »nie alle über einen Kamm schern« (Z. 390) darf. »Klar« (Z. 392) ist es einerseits

67 Vgl. zu Linguizismus als spezielle Form des Rassismus: Dirim 2010, S. 91f.

68 Sein Vater migriert in den 1980er Jahren aus dem Iran nach Deutschland.

69 Dies ist genauer in Kap. 4.2.2 nachzulesen.

für ihn als Individuum »blöd« (Z. 393) und er ärgert sich darüber. Andererseits bekommt er mit, wie »Leute mit Migrationshintergrund« (Z. 394f.) oder »Ausländer« (Z. 395) über Deutschland und die Deutschen »schimpfen« (ebd.), was er »nich in Ordnung« (Z. 396) findet und wovon er »immer viel Abstand« (Z. 397) nimmt. Wenn es nicht aufhört, »dass die einen über die anderen schimpfen« (Z. 398f.) führt dies irgendwann zu einem »Problem« (Z. 399), was er nicht für seine Kinder will. Wie bereits gezeigt⁷⁰, haben die Kinder Niams sowohl einen deutschen Vor-, als auch einen deutschen Nachnamen. Wie auch Timothee, ist sich Niam über die Benachteiligung durch einen »nicht-deutschen« Namen auf dem Wohn- und Arbeitsmarkt im Klaren. Im Gegensatz zu Timothee negiert Niam jedoch den dahinterstehenden strukturellen Rassismus und rahmt die dadurch entstehende Benachteiligung als logische Konsequenz der Bestätigung von Vorurteilen durch Menschen mit Migrationshintergrund. Dies kann als ein Beispiel oder eine Ausprägung von Internalized Racism (Pyke 2010) gedeutet werden. Dieses Phänomen, das die rassistische Diskriminierung und Unterdrückung durch »racially subordinated« (ebd., S. 551) bezeichnet, trägt als Komponente von Rassismus zur Reproduktion von »racial inequality« (ebd.) bei.⁷¹ Weiterführend beschreibt Defensive Othering eine Ausdrucksform des internalisierten Rassismus, die als »identity work done by those seeking membership in a dominant group, or by those seeking to deflect the stigma they experience as members of a subordinate group« (Schwalbe et al. 2000, S. 425) definiert werden kann. Das Phänomen ist als Reaktion auf einen »oppressive identity code already imposed by a dominant group« (ebd.) zu verstehen. Indem Menschen der »untergeordneten Gruppe« von »anderen Gruppenmitgliedern« (negative) Stereotype und Annahmen der Dominanzgesellschaft zugeschrieben werden, können sich Letztere dadurch von den negativen Stereotypen und Vorstellungen distanzieren (vgl. Pyke 2010, S. 557).⁷² Internalized Racism resultiert also aus der Position von Individuen im sozialen Raum, die in Niams und Timothees Fall von Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen geprägt ist. Durch die Abgrenzung von »Leuten mit Migrationshintergrund« und »Ausländern«, die über Deutschland und über Deutsche »schimpfen«, versucht Niam mehr Zugehörigkeit mit der Dominanzgesellschaft herzustellen. Er möchte sich aus diesem Konflikt heraushalten, möglichst nicht auffallen oder Probleme bekommen bzw. verursachen. An einer anderen Stelle erzählt er:

70 Vgl. dazu Kap. 4.2.2.

71 Internalized Racism wurde über lange Zeit von der (soziologischen) Forschungslandschaft ignoriert und tabuisiert. Die Auseinandersetzung mit »internalized white racism« (Pyke 2010, S. 552) ist jedoch ein fundamentaler Bestandteil des »project of resisting racism« (ebd.).

72 Obwohl Defensive Othering eine Form von Internalized Racism darstellt, ist es wichtig zu verstehen, dass »defensive othering is a normal adaptive response to racism and not a cause of racism [...]. It is a symptom of the disease of racism, but not the disease itself« (Pyke 2010, S. 557f.).

»ich w-will nich auffallen also ich, wollt schon immer einfach normal sein« (ebd., Z. 724), womit eine grundlegende Orientierung Niams zutage tritt: Auch für seine Kinder möchte er, dass diese als »normal« wahrgenommen werden. Insofern orientiert sich Niam, wie Timothee, mit Blick auf die Anpassungsstrategien für seine Kinder an Pragmatismus, da diese eben im Gegensatz zur Hautfarbe bzw. zum phänotypischen Äußeren kontrollierbar sind. Die Daten des Forschungsbereich beim Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration (SVR) (2018) belegen, was Timothee und Niam berichten. So konnte nachgewiesen werden, dass Personen, deren äußere Merkmale auf eine Migrationsbiographie bzw. eine ausländische Herkunft ihrer Vorfahren schließen lassen, zu 48 % von erlebter Diskriminierung berichten. Sprechen diese Personen zusätzlich einen Akzent, steigert dies den Wert auf 59 %. Während ein Akzent mit der Zeit jedoch abgelegt werden kann, gilt gleiches nicht für die auf eine Migrationsgeschichte hindeutenden phänotypischen Merkmale. Betroffene sind den Diskriminierungen also dauerhaft ausgeliefert (vgl. ebd., S. 16ff.). Zu welchen Rassismuserfahrungen dies in Niams Fall führt, erzählt er wie folgt: Er konstatiert, dass er sich manchmal fühlt, wie »der Wolf im Schafspelz« (Z. 359). Zwar fühlt er sich »schon als Deutscher« (Z. 359f.), aber ist »nicht immer so akzeptiert worden« (Z. 360). Oft wird er von anderen auf der Straße oder in der U-Bahn angesprochen und gefragt, ob er Deutsch spreche, woraufhin er entgegnet »ja klar was-was wollen sie« (Z. 363f.). Diese Personen möchten dann bspw. wissen, wieviel Uhr es ist (vgl. ebd.). Rückblickend stellt er fest, dass er keine Erfahrungen gemacht hat, mit denen er »überhaupt nich umgehen« (Z. 365) kann. Gleichwohl bemerkt er, dass Leute ihm erst dann »offen also aufgeschlossen« (Z. 367) gegenüber treten, wenn sie hören, wie er spricht. Wenn sie ihn sprechen hören, »beruhigt« (Z. 371) sie dies und gibt ihnen »Sicherheit« (Z. 368), während sie vorher in seiner Anwesenheit ein »mulmiges Gefühl« (Z. 370) haben oder sich »unwohl« (Z. 373) fühlen. Es stört ihn aber nicht, da er keine »Rampensau« (Z. 375) ist, die es braucht, dass sich alles um sie dreht. Vielmehr ist es ihm recht, wenn ihn nicht »viele Leute anquatschen« (Z. 377). Dennoch bemerkt er »des« (Z. 378). Durch die Redewendung des (bösen) Wolfs im Schafpelz rekurriert Niam erneut auf sein Äußeres. Da er als nicht-weiß gelesen wird, wird ihm nicht nur die Zugehörigkeit abgesprochen, sondern Menschen fühlen sich durch seine Erscheinung in seiner Gegenwart regelrecht bedroht, unwohl und ängstlich. Sie gehen erst offen auf Niam zu, wenn sie hören, dass und wie er Deutsch spricht. Wie auch bei Timothee liegt eine Bewältigungsstrategie rassistischer Diskriminierung, deren Unterschwelligkeit keine deutliche Benennung zulässt (»des«), in der Sprache. Mit El-Mafaalani et al. (2017) lässt sich festhalten, dass implizite und latente Formen rassistischer Diskriminierung zu Erklärungsunsicherheit bei den Betroffenen führen, die eine genaue Einordnung verunmöglichen (vgl. ebd., S. 183). Dass sich rassistische Taten oftmals nur schwer benennen lassen und darüber hinaus zur Einordnung ein Bewusstsein über Rassismus voraussetzen, zeigt sich ebenfalls in folgender, längerer Passage. So erzählt Niam von seiner »aller-

erste[n]« (Z. 244) Rassismuserfahrung, die er »Jahre später erst gecheckt [hat, JB]« (Z. 247). Als er in der fünften oder sechsten Klasse auf dem Schulweg mit seinem Fahrrad an der Ampel steht und dort ebenfalls ein Mann mit seinem Hund wartet, streichelt Niam den Hund, der an ihm schnuppert (vgl. 248ff.). Der Mann zieht den Hund mit dem Worten »gehst net zu dem ah dreckert-irgend-irgendwie« (Z. 252f.) von Niam weg. Als Kind kann Niam dies nicht einordnen, erst einige Jahre später »ha[t] [er, JB] des erst gespannt also was-was des Problem war von dem« (Z. 257). Dadurch, dass es Niams erstes Erlebnis dieser Art ist, weiß er nicht, »warum« (Z. 260) ihm dies passiert und weiß auch nicht wie er darauf reagieren »soll oder kann« (Z. 261). Sein »ganzes Unterbewusstsein« (Z. 261f.) kann zu diesem Zeitpunkt mit »Rassismus gar nichts anfangen« (Z. 262). Vielleicht tut er dem Mann mit dieser »Unterstellung« »unrecht« (Z. 264), aber »rückblickend denk ich schon m-m was jetzt, sein Problem war genau« (Z. 265). Weiterhin führt er aus:

»[W]o=s mir noch auch, **ganz extrem** ganz extrem aufgefallen is wo ich auch **viel** mit der [Frau] diskutiert hab und wo=s dann schon, **ja** na gut, soweit war=s nich aber wo ich schon, n **blödes Gefühl** hatte auf die **Straße** zu gehn und sowas, des war tatsächlich wo diese **Flüchtlingswelle** war des war ja glaub ich Zweitausendfünf-zehn war diese Flüchtlingswelle und Zweitausendsechzehn is eben die [Tochter] auf die **Welt** gekommen **da** wir ham [Ort]=eben gewohnt zu der **Zeit** und da hab ich wirklich, **kein** gutes Gefühl gehabt wenn ich jetzt n **Kinderwagen** mit der mit der [Tochter] **schieb** und und **keine Ahnung** ne **Jogginghose** an hab oder sowas dann **bild** ich mir ein oft **Blicke** bekommen zu habn so wie **ja** jetzt is der **hier** und jetzt hat er schon, n **Kind** gemacht **hier** und, **des** war ganz **extrem** also da hab ich mh=pf sie sagt es ist **Einbildung**, die [Frau] aber ich sag des is **keine** Einbildung weil ich weiß wie die Leute **vorher** gekuckt ham und=und wie sie wie **sie** jetzt **kucken** und des **war** dann schon **oft** soweit dass ich gesagt hab **ja** ich geh aber geh **du mit**, weil ich einfach halt **des**, dass die **Leute** halt sehn ich **bin nicht**, quasi nich so einer der jetzt **hierherkommt** und irgendwelche **Kinder macht** [holt Luft] aber des, des war-des hat mir **schon**, hat mir schon zu **schaffen** gemacht also des war schon was des (2) des war halt genau die **Zeit**, des hat halt einfach **gut** in die Zeit **gepasst**, bin mir auch **sicher** dass des-dass ich, m-m **vielen Leuten Unrecht getan hab** einfach, und=äh die des vielleicht **gar nicht**, gedacht haben sondern die halt einfach nur **gekuckt** haben weil sie halt **kucken** aber, und **äh=vielen=Leuten** auch mit Sicherheit des auch so **war** weil, da [lacht auf] weiß ich noch da bin ich nach [Stadt] gefahren [holt Luft] **äh=und=bin ausgestiegen** da kam-f-f-da kam auch grad so=n **Zug** mit **Flüchtlings** und die ham ja **allen** dann so **Willkommenspakete** in die Hand gedrückt, dann mit **Wasser** und mit=äh **Brotzeit** und sowas und hm [lacht] bin ich, mit meiner **Umhängetasche** und meiner **Jacke** halt bin ich dann da vorbeigegangen dann am **Bahnsteig** da hat die mir da wollt die mir des auch in die Hand **drücken** und dann hab ich ehrlich gsagt **äh ne** brauch ich net [ahmt die Frau nach] **ah ach so ok** und **welcome** hat sie noch gesagt und so=und=halt=mh es=is=natürlich=bissl, es war mir halt dann

n bissl **peinlich** so aber, *äh* des is dann halt **auch nochmal** was wo dann halt dran **erinnert** wirst dass du **anders bist** und ja, aber des war jetzt-des war jetzt eher **lustig** aber so des war halt a-auch ungefähr die **Zeit** und des *ahm* hat halt-hat halt=*äh* gut **reingepasst** und *ähm* des is halt auch des was ich *immer*=*äh* zur [Frau] gesagt hab *du* **verstehst** des halt **nich** also du **kennst** die Blicke halt nich, *des* ja und *ähm* (2) aber des war, des war **schwer** für mich=auch=also ich hab da **lange gebraucht** [holt Luft] *äh um* um da **drüber** zu stehen auch irgendwie, und, hab dann **oft einfach**, ja m-m **extra** extra **laut** *äh* **gesprochen** mit-mit der [Tochter] dass die Leute **hörn** dass ich gut-*äh*, **Deutsch** spreche also eigentlich, eigentlich total **affig** aber in *der* in der Zeit hat=s einfach *äh* ja, hat=s mich schon **sehr**, sehr **beeinträchtigt** oder sehr sehr **beschäftigt** einfach **ja** und, aber jetzt inzwischen gut hat des natürlich auch bisschen abgeebbt so diese diese **Thematik** [holt Luft] aber inzwischen denk ich, ich mein **damals** war ich ja auch, ganz ganz *äh* ganz **neu Vater** und hab da ja auch **keinerlei Erfahrungen** *ähm* (2) **gemacht** und ja, also in-inzwischen *äh* könnt ich denk=ich wesentlich besser damit **umgehn** aber des is halt jetzt auch schon **fünf** Jahre fast **her** und *äh* ja hat-hat mich schon, also f-hat mich schon mitgenomm also hat mich auch, b-**beeinträchtigt** so in meim, in meim in meim **Ausleben** von-von ja dem *Spazieren gehn* *äh* mit meim **Kind** halt und solche Geschichten aber ja also [atmet aus] war jetzt also=is=jetzt=**nichts** was mich **nachhaltig** *irgendwie* (2) *äh* m-m **beeinträchtigt** oder=so des war halt einfach die **Zeit** [holt Luft] und *äh* is jetzt aber auch wieder **vorbei** ja« (Niam, Z. 244–315).

Wo »es« Niam »extrem« auffällt, er viel mit seiner Frau diskutiert und ein »blödes Gefühl hat[] auf die Straße zu gehn«, ist zur Zeit der »Flüchtlingswelle« im Jahr 2015. Ein Jahr später wird seine Tochter geboren und Niam hat kein »gutes Gefühl«, wenn er den Kinderwagen in »Jogginghose« schiebt, da er »Blicke bekomm[t] [...] so wie ja jetzt ist der hier und jetzt hat er schon, n Kind gemacht hier«. Niams Frau sagt, dies sei »Einbildung«, aber Niam weiß, »wie die Leute vorher gekuckt ham und=und wie sie jetzt kucken«. Oft kommt es so weit, dass er nicht ohne seine Frau mit dem Kind spazieren geht, damit »die Leute halt sehn ich bin nicht, quasi nich so einer der jetzt hierherkommt und irgendwelche Kinder macht«. Dies mach ihm »zu schaffen«. Niam ist sich »sicher«, dass er damit »vielen Leuten Unrecht [tut, JB]«, die »nur gekuckt haben weil sie halt kucken«. Bei anderen ist er sich aber sicher, dass »des auch so war«. Er erinnert sich insbesondere an eine Situation, in der er in eine größere Stadt fährt, am Bahnhof aussteigt und ein Willkommenspaket »in die Hand gedrückt [bekommt, JB]«, da zur gleichen Zeit ein »Zug mit Flüchtlingen« ankommt. Niam entgegnet der Frau, die ihm das Paket geben will, dass er dieses nicht braucht. Die Frau antwortet »ah achso ok und welcome«. Niam empfindet die Situation als »bissl peinlich« und wird dadurch erneut daran erinnert, dass er »anders« ist. Zu seiner Frau sagt er »du verstehst des halt nich also du kennst die Blicke halt nich«. Dies ist schwer für Niam und er braucht lange, um »da drüber zu stehen«.

Oft spricht er mit seiner Tochter »extra laut«, damit die Leute hören, dass er »gut Deutsch« spricht, was er als »eigentlich total affig« bewertet. In dieser Zeit fühlt er sich dadurch »schon sehr, sehr beeinträchtigt« und es »beschäftigt« ihn stark. Inzwischen ist hat nicht nur »diese Thematik« an Relevanz verloren, sondern Niam hat auch mehr Erfahrungen als Vater, weswegen er nun besser damit umgehen kann. Damals nimmt es ihn jedoch mit und beeinträchtigt ihn in seinem »Ausleben von- von ja dem Spazieren gehn äh mit [seinem, JB] Kind halt und solche Geschichten«. Dieser Zustand ist »jetzt auch wieder vorbei«.

Zunächst zeigt sich bei Niam, wie bei den anderen interviewten Männern, dass er bereits als Kind eine Erfahrung mit Rassismus macht, die er aufgrund des mangelnden Bewusstseins und Wissens darüber zunächst nicht als solche erkennt. Gleiches lässt sich für Timothee und den früher selbstverständlich gebrauchten Schimpfwörtern feststellen. In Bezug auf die Wahrnehmung von Rassismuserfahrungen bzw. auf die Bewältigung dieser, kann mit Scherr und Breit (2020) festgehalten werden, dass die Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen u.a. durch die Wahrnehmung von diskriminierenden Strukturen und Praktiken von den Deutungen durch die Betroffenen abhängig ist. Die Deutungen stehen wiederum im Zusammenhang mit der Sensibilität für Diskriminierung als Phänomen, dem Grad der Identifikation mit der Gruppe und dem Ausmaß, von dem diese von Diskriminierung betroffen ist (vgl. ebd., S. 97f.).⁷³ Zudem wird in obiger Passage anschaulich, wie auch in Situationen ohne negative Intention Zugehörigkeitsordnungen durch Angehörige der Dominanzgesellschaft hergestellt werden, die für die Betroffenen Erfahrungen des Otherings bedeuten. Dadurch werden Erinnerungen an das ›Anderssein‹ Letzterer (re-)aktiviert und wiederum deren Selbstdefinition oder Identifikation infrage gestellt. Zugleich deutet sich an, dass das Relativieren oder Infragestellen von Rassismuserfahrungen zu einer Verunsicherung führen können, die Betroffene an ihrer eigenen Wahrnehmung zweifeln lassen und schließlich zu einer Art ›Täter:innen-Betroffene-Umkehr‹ führen. In den oben abgedruckten Passagen erwähnt Niam mehrmals, niemandem durch ›falsche Beschuldigungen‹ Unrecht tun zu wollen.⁷⁴ Unter Begriffen wie z.B. (White) Denial oder White Fragility werden Abwehrstrategien wie das Verteidigen, Abwehren oder Leugnen von Rassismus verstanden. Laut den Daten des DeZIM (2022) zeigt die Hälfte der deutschen Bevölkerung Abwehrreflexe und bagatellisierendes Verhalten

73 Zudem sind zur kognitiven Einordnung und normativen Bewertung sowie zur psychischen und praktischen Bewältigung individuelle und kollektive Bewältigungsstrategien zu unterscheiden, die wiederum durch unterschiedliche Einflüsse geprägt werden. Auch der gesellschaftliche Kontext, in dessen Rahmen mehr oder weniger Rückhalt geboten wird, beeinflusst die Deutungen, Bewertungen und Bewältigungsformen von Diskriminierung (vgl. Scherr und Breit 2020, S. 98).

74 Dies kann auch im Sinne eines Intervieweffekts (vgl. dazu Kap. 3.3.2) als eine auf die Konfrontation mit einer *weißen* Interviewerin zurückzuführende Aussage interpretiert werden.

in Bezug auf Rassismus. Kritik an Rassismus wird von nahezu jeder zweiten Person als Einschränkung der Meinungsfreiheit und als »Habituskontrolle« (ebd., S. 89) verstanden und Betroffene als überempfindlich und ängstlich wahrgenommen. Die Abwehr lässt sich vor allem in der Mitte der Gesellschaft beobachten (vgl. ebd., S. 80ff.). Zudem macht Niam den bewussten Einsatz der deutschen Sprache als Bewältigungsstrategie stark, mit der er einerseits Zugehörigkeit herstellt und sich andererseits von Geflüchteten abgrenzt. Darüber hinaus lehnt er das Tragen von Jogginghosen ab, um nicht dem (gesellschaftlichem) Bild eines Geflüchteten zu entsprechen.

Damit konnte für die Männlichkeitstypik beider Väter gezeigt werden, dass deren Orientierung an Pragmatismus auch aus den Rassismuserfahrungen resultiert, die beide im Verlauf ihres Lebens machen mussten und müssen. Sowohl Timothee als auch Niam greifen (pragmatisch) auf Strategien zurück, die im Gegensatz zu ihrer Hautfarbe in ihrer Handlungsmacht und im Bereich des Kontrollierbaren liegen: So ändern sie ihren Kleidungsstil, setzen bewusst die deutsche Sprache ein und wählen (in Niams Fall) deutsche Namen, um ›Normalität‹ herzustellen. Festzuhalten ist dabei, dass dies vermutlich keine freien Entscheidungen darstellt, sondern aus pragmatischen Gründen geschieht und nicht den eigentlichen Wünschen und Vorstellungen der Väter entspricht. Zudem ist im Falle Niams darauf hinzuweisen, dass dieser sich im Ausüben seiner Vaterrolle beeinträchtigt fühlt: Den Spaziergang mit seiner neugeborenen Tochter möchte er, um sich (und das Kind) zu schützen, nicht allein unternehmen, sondern er braucht die Anwesenheit seiner Frau zur Unterstützung und für ein Gefühl von Sicherheit. Damit wird er nicht nur in seiner Selbstständigkeit begrenzt, sondern auch im (öffentlichen) Verrichten von Sorgearbeit (ohne die gleichzeitige Involvierung seiner Frau) und dementsprechend im Ausleben seiner Vaterschaft.

Tuider (2012) stellt in ihrer Untersuchung das (Transformations-)Potenzial für sog. fremde Männlichkeiten heraus, das darin besteht, mittels des kulturellen und sozialen Kapitals von Vaterschaft und Care-Aufgaben eine »Reproduktion der Marginalität« (ebd., S. 397) zu überwinden. Sie konstatiert, dass Männer mit Migrationsbiographie in Deutschland gerade aufgrund der mannigfachen Diskriminierungserfahrungen Vaterschaft als Ressource zur Herstellung von Männlichkeit gebrauchen (vgl. ebd.). Dies mag für Männer mit eigener Migrations- oder Fluchterfahrung, die ihre Familie z.B. aufgrund einer fehlenden Arbeitserlaubnis nicht versorgen können, zutreffen. Sind die Männer aber bspw. bereits in Deutschland geboren und/oder aufgewachsen oder werden als nicht-weiß gelesen, ist die Problematik, wie oben gezeigt wurde, anders gelagert. Überspitzt kann daher an dieser Stelle gefragt werden, ob es sich beim Konzept von Caring Masculinities (trotz der dem Konzept zugrundeliegenden ressourcenorientierten Perspektive auf natio-ethno-kulturell ›andere‹ Männer), bzw. in dessen Modus Operandi von neuer Vaterschaft um eine Form eines *weißen* Privilegs handelt und damit natio-

ethno-kulturell ›Anderen‹ aufgrund rassistischer Strukturen verwehrt bleibt? Dass es sich beim Konzept von Caring Masculinities bzw. neuer Vaterschaft⁷⁵ um ein Privileg handelt, lässt sich mit Rommelspacher (2009) und ihrem Blick auf den Zusammenhang von Rassismus und Privilegien unterstreichen:

»Über Rassismus wird zentral der Zugang zu ökonomischen [sic!], sozialem, kulturellem und symbolischem Kapital in der Gesellschaft geregelt. Das geschieht vor allem durch ein Zugehörigkeitsmanagement, das die Einen als zugehörig und die Anderen als Außenstehende ausweist. Dabei sichern sich die Mehrheitsangehörigen das *Privileg*, in der Norm zu leben und ihre Normalität als verbindlich für die Anderen zu definieren. Sie leben in einer Welt, die für sie gemacht ist und in der sie sich repräsentiert fühlen. Sie haben einen leichteren Zugang zum Arbeitsmarkt und Bildungssystem, zu sozialen Beziehungen und zu persönlichem wie gesellschaftlichem Ansehen« (ebd., S. 32, H.i.O.).

Eine Zugangsbarriere zu einer Männlichkeit im Sinne von Caring Masculinities besteht für Men in the Margin, wie bereits gezeigt wurde, darin, dass diese konstant unter Verdacht stehen, sich deviant zu verhalten (vgl. Roberts und Elliott 2020, S. 87ff.). Auch wird dadurch der öffentliche und wissenschaftliche Blick auf das Potential sich transformierender und progressiver Männlichkeiten von migrantisierten Männern verstellt. Zugleich werden durch soziale Ungleichheiten hervorgebrachte Zugangsbarrieren für neue Vaterschaft von migrantisierten Männern nicht berücksichtigt. Gleichzeitig ist denkbar, dass die Rassismuserfahrungen von Men in the Margin aufgrund der erlebten Diskriminierung und Benachteiligung zu einer noch stärkeren Orientierung an der Zurückweisung von Dominanz und Herrschaft und einer gleichzeitigen Integration von Werten der Fürsorge (vgl. Elliott 2016, S. 241) führen, als bei Männern ohne Rassismuserfahrungen. Dies zeigt sich bspw. im hohen Engagement, das die Väter der vorliegenden Studie in Bezug auf die Erziehung ihrer Kinder, aber auch auf die Verrichtung von Care-Arbeit zeigen. Gleichzeitig könnten sich traditionell-konservative Elemente von hegemonialer Männlichkeit und männlichem Habitus, wie z.B. die Rolle als Beschützer, dadurch verstärken (vgl. dazu auch: Tunç 2021, S. 255). Auch hierauf gibt es in den Interviews Hinweise, wenn Deniz und Onur bspw. die Konfrontation mit den Lehrkräften ihrer Kinder suchen⁷⁶ oder wenn Niam seine Kinder nicht unbeaufsichtigt spielen lässt (vgl. Z. 1015ff.). In diesem Zusammenhang ist auf die bestehende Forschungslücke in der Erziehungswissenschaft in Bezug auf den familiären Umgang mit Rassismuserfahrungen zu verweisen. Wie Alvarado Balderrama (2023) zeigt, haben Eltern mit Rassismuserfahrungen die zusätzliche Erziehungsaufgabe, ihre

75 Caring Masculinities und neue Vaterschaft sind nicht synonym zu verstehen, doch im Sinne von neuer Vaterschaft als Modus Operandi als ›Art des Handelns‹ eng miteinander verwoben.

76 Vgl. dazu Kap. 4.1 und 4.2.

Kinder auf »eine von Rassismus geprägte Umgebung vorzubereiten, im Umgang mit Rassismuserfahrungen zu unterstützen und ihnen Coping-Strategien zu vermitteln« (ebd., S. 36f.). Dies kann über bewusste Strategien, wie bspw. über die deutsche Namensgebung, jedoch auch über unbewusste oder subtile Strategien erfolgen, wie sich bspw. in der Entscheidung über die Spracherziehung seines Kindes, in Timothees Fall, zeigt. Rassismuserfahrungen stellen also eine zusätzliche, sich mit weiteren Diskriminierungen verschränkte Form von Belastung dar, die von Eltern wie Kindern obendrein bewältigt werden muss. In einer weiteren Untersuchung wäre mit einem größeren und (noch) diverseren Sample zu prüfen, ob sich die These, dass eine Männlichkeitskonstruktion im Sinne von Caring Masculinities in ihrem Modus Operandi von neuer Vaterschaft natio-ethno-kulturell »Anderen« als weißes Privileg verwehrt bleibt, weiter belegen und damit validieren lässt. Es bleibt ebenfalls zu zeigen, inwiefern sich Rassismuserfahrungen auch von verschiedenen Personengruppen unterscheiden und auswirken. In weiteren Untersuchungen müssen zudem weitere Dynamiken sozialer Ungleichheiten in den Blick genommen werden, die eine Realisierung von neuer Vaterschaft erschweren können.

4.3.2 Ausblick auf eine Migrations-, Alters- und Geschlechtstypik

Wie schon hinsichtlich der Typik der Rassismuserfahrungen konstatiert wurde, müsste in einem weiteren Durchgang einer empirischen Untersuchung von Männlichkeitskonstruktionen migrantischer Väter größer und breiter gesampelt werden. Jedoch ergeben sich aus der Typenbildung Hinweise, die nachfolgend diskutiert werden und einen Anstoß für zukünftige Forschung geben sollen. Mit einer erhöhten Fallzahl scheint es vielversprechend, eine komplexe Migrationstypik zu bilden, die ebenfalls den konjunktiven Erfahrungsraum der Generationszugehörigkeit berührt. Es wird angenommen, dass es sich unterschiedlich auf eine Basistypik wie die der vorliegenden Studie auswirken kann, wie lange bzw. in welcher Generation Personen bereits in Deutschland leben, ob sie eine eigene Migrationserfahrung haben oder ob sie die Migration der Eltern bewusst miterlebt haben. Auch scheint es unterschiedliche Auswirkungen auf Männlichkeit und Vaterschaft zu haben, aus welchen Ländern die Vorfahren oder die Personen selbst migriert sind und wie »sichtbar« der jeweilige Migrationshintergrund ist, bzw. welche Zuschreibungen damit assoziiert werden, z. B. hinsichtlich der Religionszugehörigkeit oder der Kultur. So stammen Deniz' (Typ I: Idealist) und Onurs' (Typ III: Traditionalist) Eltern aus der Türkei, während Jorgos' (Typ: III Traditionalist) und Wolfgangs' (Typ II: Pragmatiker) Eltern aus Griechenland nach Deutschland migrieren. Jedoch vereint alle vier Fälle, dass die Eltern als Gastarbeiter:innen nach Deutschland migriert sind. Hingegen kommen Timothees Eltern mit ihm aus dem Kongo nach Deutschland, während Niams (beide Typ II: Pragmatiker) Vater aus dem Iran nach Deutsch-

land migriert. Über die Beweggründe für die Migration spricht Timothee nicht, während Niam erzählt, dass sein Vater zum Studium nach Deutschland kommt. Wie sich bereits in der Typik der Rassismuserfahrungen gezeigt hat, gehen mit den unterschiedlichen Migrationsgeschichten und unterschiedlichen Hautfarben offenbar auch unterschiedliche Zuschreibungen durch die Dominanzgesellschaft einher, die sich wiederum auf das Ausmaß der Rassismuserfahrungen auswirken. Wie sich ebenfalls bereits angedeutet hat, können familiäre Ausgangslagen vor und nach einer Migration einen unterschiedlichen soziogenetischen Einfluss auf die Basistypik Männlichkeit haben, da sie bspw. wiederum mit der Ausstattung mit ökonomischen, sozialen, kulturellen sowie symbolischen Kapitalien zusammenhängen.⁷⁷

Auch wäre die Bildung einer Alterstypik interessant, da es soziogenetische Hinweise auf den Einfluss des Alters – der Väter selbst wie ihrer Kinder – gibt, die sich auf die Basistypik Männlichkeit auswirken.⁷⁸ Da die Kinder von Jorgos (Typ III: Traditionalist) bereits (post-)adoleszent und die von Deniz (Typ I: Idealist) und Onur (Typ III: Traditionalist) bereits im Alter der (Prä-)Adoleszenz sind, werden z. B. andere Formen von Care-Arbeit virulent als bei Kindern, die im Kindergartenalter sind, wie in den Fällen von Wolfgang, Timothee und Niam (Typ II: Pragmatiker). Dementsprechend werden auch (institutionelle) Rassismuserfahrungen unterschiedlich von den Kindern und Eltern thematisiert. Auch zeichnet sich im Fall von Wolfgang (Typ II: Pragmatiker) ab, dass sein Alter eine große Rolle in Bezug auf seine Männlichkeit und das (Aus-)Leben von Vaterschaft spielt.

Nicht zuletzt wäre im Rahmen einer Geschlechtstypik zu prüfen, wie die Partnerinnen der Männer den Einfluss von Rassismuserfahrungen auf ihre Männlichkeit und Vaterschaft erleben. In der vorliegenden Arbeit deutet sich an, dass es einen Unterschied macht, ob auch die Partnerinnen einen Migrationshintergrund und Rassismuserfahrungen haben (wie bspw. bei Deniz (Typ I: Idealist) sowie Onur und Jorgos (Typ III: Traditionalist)) oder eben nicht wie bei Timothee, Niam und Wolfgang (Typ II: Pragmatiker). Wichtig wäre es, in weiterführender Forschung auch die heteronormative Logik der Untersuchung zu durchbrechen und die binären Geschlechtskategorien männlich – weiblich zu überwinden, indem das Sample bspw. auch für Personen jenseits dieser Dichotomie und jenseits einer heterosexuellen

77 Um diese Einflüsse besser sichtbar zu machen, könnte auch das Konzept der »sozialen Migrationslage« (Niermann et al. 2010, S. 12) als Folie für die Berücksichtigung und Sichtbarmachung der »spezifische[n] sozialstrukturelle[n] Verortungen von Menschen, die durch eigene Migrationserfahrung und/oder durch die ihrer Herkunftsfamilie gekennzeichnet ist« (ebd.), herangezogen werden.

78 Dem könnte im Rahmen einer prozessanalytischen Typenbildung nachgegangen werden (vgl. Nohl und Thomsen 2019, S. 243).

Orientierung geöffnet wird, da alle Menschen Bilder und Ideen über sowie Erfahrungen mit (endo cis) Männern haben.

4.3.3 Zusammenfassung

Im Rahmen der Annäherung an eine soziogenetische Typenbildung lässt sich auf den vom Großteil der Interviewpartner geteilten Erfahrungsraum der Rassismuserfahrungen verweisen – auch wenn die vorliegende Typenbildung nicht dem Anspruch an eine mehrdimensionale Typologie (vgl. Bohnsack 2013, S. 266) entsprechen kann. Um die Rassismuserfahrungen angemessen fassen und rekonstruieren zu können, wurde zunächst eine grundlagentheoretische Einordnung des Phänomens Rassismus geleistet. Nachdem die Rassismuserfahrungen zweier Väter bereits ausführlich in der Falldarstellung beschrieben wurden (Deniz, Typ I: Idealist und Onur, Typ III: Traditionalist), wird daher zunächst auf die Fälle von Wolfgang (Typ II: Pragmatiker) und Jorgos (Typ III: Traditionalist) eingegangen, in denen sich so gut wie keine Hinweise auf Rassismuserfahrungen finden. Für die beiden verbleibenden Fälle aus dem Sample, Timothee und Niam (Typ II: Pragmatiker), ist festzuhalten, dass deren Orientierungsrahmen des Pragmatismus (auch) auf unterschiedlichste, teils schwerwiegende Rassismus- und Otheringerfahrungen zurückgeführt werden kann, die vor allem dadurch bedingt sind, dass die beiden Männer als nicht-weiß gelesen werden. Timothees und Niams Diskriminierungserfahrungen nehmen großen Einfluss auf ihr (Er-)Leben von Vaterschaft. Es bleibt zu zeigen, ob es sich damit beim Konzept von Caring Masculinities bzw. in dessen Modus Operandi von neuer Vaterschaft um eine Form des (weißen) Privilegs handelt und damit natio-ethno-kulturell ›Anderen‹ verwehrt bleibt. Weiterhin ist festzuhalten, dass in der vorliegenden Arbeit keine vollumfängliche, mehrdimensionale soziogenetische Typenbildung vorgenommen werden konnte. In den Interviews finden sich verschiedene Hinweise, denen in weiteren Studien nachgegangen werden kann. Diese beziehen sich bspw. darauf, dass es hinsichtlich der Orientierungsrahmen der Befragten einen Unterschied macht, ob diese eigene Migrationserfahrungen haben oder welche Zuschreibungen der Dominanzgesellschaft mit ihrem jeweiligen Migrationshintergrund einhergehen. Darüber hinaus ist aufgrund der empirischen Ergebnisse anzunehmen, dass das Alter – sowohl der Kinder als auch der Väter selbst – die Orientierungen der Männer prägt. Zu überwinden wäre in zukünftiger Forschung auch die Perspektive der Untersuchung, die Männlichkeit aus der Perspektive von Männern erhebt und darüber hinaus in einer heteronormativen Logik verhaftet bleibt.

5. Diskussion

Nachfolgend werden die wesentlichen Ergebnisse und Erkenntnisse der vorliegenden Arbeit zusammenfassend dargestellt. Dazu erfolgt zunächst eine grobe Zusammenfassung der grundlagentheoretischen Zugänge der Arbeit sowie der mittels der Dokumentarischen Methode gebildeten (sinngenetischen) Typen und ihren soziogenetischen Einflüssen (5.1). Im Anschluss daran erfolgt die Beantwortung der Forschungsfragen und der Rückbezug der gewonnenen Erkenntnisse über die Männlichkeitskonstruktionen migrantischer Väter an die aufbereitete Theorie. Dabei wird insbesondere der (Weiter-)Entwicklung von hegemonialer Männlichkeit sowie den Möglichkeiten und Grenzen des Konzeptes der Caring Masculinities nachgegangen (5.2). Das darauffolgende Teilkapitel fokussiert auf eine bis dato in der Erziehungswissenschaft ungeschlossene Forschungslücke und schlägt eine Neuformulierung der Definition neuer Vaterschaft vor (5.3). Darüber hinaus werden die Grenzen der vorliegenden Arbeit reflektiert und diese kritisch eingeordnet (5.4). Im Rahmen der Konklusion werden die zentralen Ergebnisse der Arbeit abschließend stichpunktartig zusammenfasst (5.5).

5.1 Grundlagentheoretische Zugänge, empirische Anlage und Untersuchungsergebnisse

In der vorliegenden Arbeit, die einen erziehungswissenschaftlichen Beitrag zur kritischen Männlichkeit(en)forschung darstellt, wird eine dekonstruktivistische (vgl. Gildemeister und Wetterer 2012), intersektionale (vgl. Cho et al. 2013), postkoloniale (vgl. Farahani und Thapar-Björkert 2020) und rassismuskritische (vgl. Kooroshy et al. 2021) Forschungsperspektive eingenommen. Diese Grundannahmen bilden die Reflexionsfolie zur vorliegenden Forschung über Männer mit einem sog. Migrationshintergrund, die zwangsläufig die unauflösliche Gefahr der Reproduktion und Perpetuierung von (binären) Zuschreibungen, Stereotypen und Vorurteilen mit sich bringt.

Die Konzepte der hegemonialen Männlichkeit (vgl. Carrigan et al. 1985; Connell 1987, 2015; Connell und Messerschmidt 2005) und der männlichen Herrschaft (vgl.

Bourdieu 1997, 2005, 2011, 2013), bzw. deren Synthese (vgl. Meuser und Scholz 2012), bilden einen ersten geschlechter- und grundlagentheoretischen Grundstein. Mit den Ausarbeitungen zu (neuer) Vaterschaft wird ein zweiter Grundstein gelegt. Hier stehen vor allem die Fragen, wer die neuen Väter sind und ›was sie tun‹, im Zentrum. Für einen Großteil der Forschungen zu neuer Vaterschaft lässt sich eine *weiße*, US-amerikanisch-geprägte bzw. eurozentristische Perspektive feststellen. Trotz bereits existierender Studien, die die Ressourcen und Potentiale migrantischer Vaterschaft untersuchen (vgl. z.B. Herwartz-Emden und Westphal 1999; Niermann et al. 2010; Tuider und Huxel 2010; Tuider 2012; Leyendecker und Agache 2016; Westphal et al. 2017), hält sich der defizitorientierte Blick hartnäckig. Somit liegt ein evidentes Forschungsdesiderat in der (ressourcenorientierten) Männlichkeiten- und Väter- bzw. Väterlichkeitsforschung über Männer und Väter mit Migrationshintergrund vor. Um fürsorgende und fürsorgliche Männlichkeiten und Vaterschaftskonzepte theoretisch wie praktisch fassen zu können, kann auf das Konzept der *Caring Masculinities* (vgl. Elliott 2016, 2019b, 2020) zurückgegriffen werden. Im Kontrast zur bisherigen Forschung wird in dieser Konzeptualisierung *Men in the Margin* das Potential zugesprochen, an Gleichheit und Offenheit orientierte Formen von Männlichkeit zu entwickeln. Insofern bilden die Konzepte der *Caring Masculinities* zusammen mit der Synthese aus denen der hegemonialen Männlichkeit und der männlichen Herrschaft als heuristisches Modell bzw. Reflexionsfolie das Fundament für die empirische Untersuchung. Um eine Antwort auf die übergeordnete Forschungsfrage nach den Männlichkeitskonstruktionen migrantischer Väter geben zu können, wurde ein Forschungsdesign entworfen, das eine Erhebung von Männlichkeitskonstruktionen migrantischer Väter mittels biographisch-narrativer Interviews (vgl. Schütze 1983; Rosenthal und Loch 2002) und eine Auswertung anhand der Dokumentarischen Methode (vgl. Mannheim 1980; Bohnsack 2021; Nohl 2017; Nohl und Thomsen 2019) vorsieht. Die Kombination von Erhebungs- und Auswertungsmethode eignet sich besonders, da biographisch-narrative Interviews einen hohen Detaillierungsgrad aufweisen und dementsprechend besonders für die Rekonstruktion des kollektiven aber auch des individuellen Habitus mit der Dokumentarischen Methode geeignet sind (vgl. Bohnsack 2021).

Die teilweise eng miteinander verzahnten Forschungsfragen der vorliegenden Arbeit berühren die Männlichkeitskonstruktionen der befragten Väter, ihre subjektiven Vaterschaftskonzepte, ihre Beteiligung an Care-Arbeit und die Rolle der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit im Einfluss auf ihre Männlichkeit und Vaterschaft. Wie konstruieren die befragten Väter ihre Männlichkeit? Welche subjektiven Konzepte und Annahmen von und über Vaterschaft haben sie? Wie und welche Form(en) von Care-Arbeit verrichten sie? Welche Rolle spielt die natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit der Väter in Bezug auf ihre Männlichkeit und Vaterschaft?

Die mittels der Dokumentarischen Methode aus dem Material gewonnen empirischen Erkenntnisse wurden in drei Schritten aufgefächert und präsentiert. Zu-

nächst erfolgte die ausführliche Darstellung zweier Fälle aus dem Sample entlang von verschiedenen Vergleichsdimensionen (Männlichkeit, Vaterschaft, Care, nation-ethno-kulturelle Zugehörigkeit). Hinsichtlich ihrer soziodemographischen Daten weisen die beiden Fälle einige Gemeinsamkeiten auf, mit Bezug auf ihre Orientierungsrahmen stehen sie jedoch in maximalem Kontrast zueinander. Im Anschluss daran wurde die Basistypik Männlichkeit mit ihren drei Ausprägungen in denselben Vergleichsdimensionen wie in der Falldarstellung vorgestellt. So konnten aus den sechs Fällen drei Typen gebildet werden, die unterschiedliche Orientierungsrahmen in Bezug auf ihre Männlichkeit aufweisen (Typ I: Idealist Typ II: Pragmatiker, Typ III: Traditionalist). Im Rahmen des Ansatzes einer soziogenetischen Typenbildung konnte zwar keine mehrdimensionale Typologie gebildet werden (vgl. Bohnsack 2013), doch lässt sich auf den konjunktiven Erfahrungsraum der Rassismuserfahrungen verweisen, der von einem Großteil der Interviewpartner geteilt wird. Dementsprechend wurden die Rassismuserfahrungen der Väter aufgegriffen und ihr Einfluss auf die Orientierungen der Väter herausgearbeitet. Ein Ausblick auf die Erforschung des konjunktiven Erfahrungsraums der Migrations- bzw. der damit einhergehenden Generations- sowie einer Alters- und Geschlechtstypik wurde gegeben. Zur Beantwortung der Forschungsfrag(en) wird sich nachfolgend auf die Männlichkeitskonstruktionen und das (Er-)Leben von Vaterschaft der Männer fokussiert und die Ergebnisse an die vorher aufgearbeitete Theorie rückgebunden.

5.2 Männlichkeitskonstruktionen migrantischer Väter

Wie oben ausgeführt konnten für die Basistypik Männlichkeit im Zuge der sinn-genetischen Typenbildung aus den Orientierungsrahmen der interviewten Väter drei Typen gebildet werden, die nachfolgend insbesondere unter der Schwerpunktsetzung der Männlichkeitskonstruktionen vorgestellt werden. Dabei fließen auch die Erkenntnisse aus der Annäherung an eine soziogenetische Typenbildung ein, die den markanten Einfluss der Rassismuserfahrungen als konjunktiven Erfahrungsraum auf das (Er-)Leben der Männer und ihre Vaterschaft herausstellen konnte.

Der Idealist (Typ I) kann aufgrund seines an Idealen wie Gleichberechtigung und Demokratisierung ausgerichteten Orientierungsrahmens und der Ablehnung von Dominanz bei der simultanen Integration von Werten der Fürsorge in seinen Männlichkeitsentwurf als Vertreter von Caring Masculinities gelten. Er hält nicht an der Ernährerrolle fest oder definiert sich in erster Linie über seinen Beruf. Dennoch zeigt auch dieser Typus traditionelle Elemente der Konstruktion von hegemonialer Männlichkeit, indem er bspw. in unterschiedlichen, außerfamilialen Kontexten dominant auftritt oder die Beschützerfunktion für sein(e) Kind(er) übernimmt. Diese Orientierung prägt auch sein Konzept von Vaterschaft. Der Idealist kann als neuer Vater bezeichnet werden, der eine Bezugsperson für sein(e) Kind(er) ist und ein Ver-

trauensverhältnis mit ihm bzw. ihnen pflegt. Sein Idealismus schlägt sich ebenfalls im familiären Zusammenleben und der Organisation des Alltags nieder. Im Fall von Deniz ist es seine Frau, die die Familie ernährt und Vollzeit berufstätig ist, was dazu führt, dass er sich intensiv um sein Kind kümmert und extensiv Sorgearbeit leistet. Sein (Er-)Leben als Mann und Vater ist stark von Rassismuserfahrungen geprägt, weswegen er nicht nur für sich, sondern auch für seine Tochter gegen strukturelle Benachteiligungen kämpft, die beide immer wieder, insbesondere in den Bereichen Berufswelt und Schule, erfahren.

Der Pragmatiker (Typ II), konstruiert seine Männlichkeit in der Verbindung von hegemonialer Männlichkeit und dem Entwurf von *Caring Masculinities*. Der Orientierungsrahmen des Pragmatismus, der aus jeweils unterschiedlichen biographischen Erfahrungen resultiert, fungiert dabei als Bindeglied, indem er eine Gleichzeitigkeit dieser beiden Orientierungen ermöglicht. Die Vertreter dieses Typus stellen mit Blick auf ihre Vaterschaft neue Väter dar, die sich durch eine hohe Verantwortungsübernahme innerhalb der Familie auszeichnen. Die Väter sind Bezugspersonen für ihre Kinder und orientieren sich an deren Bedürfnissen. Diese Haltung zeigt sich ebenfalls in Bezug auf Care-Arbeit, also in Bezug auf alle Formen von organisatorischen, haushalts- oder erziehungsbezogenen Aufgaben, die sich die Vertreter – mehr oder weniger gleichberechtigt – mit den Müttern teilen. Die Fälle Wolfgang, Timothee und Niam können dem Pragmatiker zugeordnet werden. Wolfgang verzeichnet viele Elemente hegemonialer Männlichkeit. Er ist ein ›Macher‹, der sein ›Leben leben‹ wollte, bevor er bereit war, Vater zu werden. Während seine Leidenschaften Fußball und Musik Zeit seines Lebens an erster Stelle stehen, ist es nun seine Familie, in der er umfangreich Care-Arbeit übernimmt und ein enges Verhältnis zu seinen Kindern pflegt. Auch Timothee steht in einem fürsorgenden wie fürsorglichen Verhältnis zu seinem Kind und beteiligt sich an Sorgearbeit, indem er bspw. hauptverantwortlich kocht, was sich gut mit seiner Berufstätigkeit vereinbaren lässt. In Timothees Fall wird sichtbar, dass die Verrichtung von Care-Arbeit im Sinne der ernstesten Spiele des Wettbewerbs als positives Distinktionsmerkmal gegenüber anderen Männern gerahmt werden und damit zur Herstellung bzw. Aufrechterhaltung eines männlichen Habitus dienen kann. Auch in Niams Fall besteht eine enge Verknüpfung zwischen hegemonialer Männlichkeit und *Caring Masculinities*: Nicht zuletzt aufgrund der chronischen Krankheit seiner Frau übernimmt Niam zuhause viel Verantwortung, bringt sich in Care-Arbeit ein und verbringt viel Zeit mit seinen Kindern, mit denen er sich intensiv auseinandersetzt. Dennoch ist die Rollenverteilung zwischen Niam und seiner Frau – aus pragmatischen Gründen – klassisch. In den Fällen von Niam und Timothee zeigt sich, dass beide Väter aufgrund ihrer Rassismuserfahrungen pragmatische Anpassungsstrategien in Bezug auf sich und ihre Kinder anwenden, die sich, im Gegensatz zur phänotypischen Erscheinung, nicht ihrer Kontrolle entziehen. So spricht Timothee, der Übersetzer für Französisch ist, ausschließlich Deutsch mit seinem Kind, da er selbst die Erfahrung ge-

macht hat, sich (neben weiteren Anpassungsstrategien) mittels der deutschen Sprache erfolgreich integriert zu haben. Im Falle Niams bekommen beide Kinder deutsche Vor- und Nachnamen, die sie bspw. vor struktureller Benachteiligung auf dem Wohn- und Arbeitsmarkt schützen sollen. Zudem wendet auch Niam die Strategie des bewussten Einsatzes von Sprache an, wenn er bspw. mit seinem Kind spazieren geht und Außenstehenden durch das laute Sprechen mit seiner Tochter signalisieren will, dass er niemand ist, »der jetzt hierherkommt und irgendetwelche Kinder macht« (Z. 280) und sich damit von Geflüchteten abgrenzen möchte.

Der Orientierungsrahmen für die Männlichkeitskonstruktion des Traditionalisten (Typ III) ist durch traditionell-konservative Elemente von hegemonialer Männlichkeit bzw. von Transnational Business Masculinity geprägt. Dieser Typus ist überaus identifiziert mit seinem Beruf und seiner Erwerbsarbeit. Dementsprechend lebt er in seiner Familie eine klassische Rollenverteilung, in der er die Rolle des Ernährers bzw. Versorgers übernimmt. Der Traditionalismus der Vertreter prägt auch ihr Vaterschaftskonzept. Sie möchten eine Bezugsperson für ihr(e) Kind(er) sein sowie Ansprechpartner bei Problemen. In Bezug auf seine Erziehungsvorstellungen weist dieser Typus eine hohe Orientierung am eigenen Vater auf. Im Hinblick auf Care-Arbeit bringen sich die Traditionalisten kaum in organisatorische oder haushaltsbezogene Aufgaben ein, was unterschiedlich argumentiert wird. Im Fall von Onur begründet er dies mit seiner natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit, indem er sich darauf stützt, dass die Rollenverteilung »bei den Türken« nun mal so ist. Aufgrund dessen, dass er als nicht-weiß gelesen wird, macht Onur wie Deniz, Timothee und Niam über seinen gesamten Lebensverlauf hinweg massive Rassismuserfahrungen, die ihn als Mann und Vater prägen. Die für ihn so bedeutsame Erwerbsarbeit spielt dabei eine ambivalente Rolle: Einerseits ist diese für Onur identitäts- und sinnstiftend, andererseits ist es gerade die Erwerbsarbeit, in der er immer wieder Diskriminierungserfahrungen macht. Auch seine Kinder sind rassistischen Bemerkungen in der Schule ausgesetzt, gegen die Onur sich zusammen mit seiner Frau wehrt. Im Fall von Jorgos argumentiert dieser die traditionelle Rollenaufteilung naturalistisch-normierend, indem er Frauen die Rolle der Hausfrau und Mutter und Männern die Rolle des Brotverdieners zuschreibt und diese nicht infrage stellt. Auch für Jorgos besteht der Dreh- und Angelpunkt in seiner Erwerbsarbeit. Als Bezugsperson und Ansprechpartner berät er seine gesamte Familie, die großen Wert auf seine Ratschläge legt.

Die bisherige Forschung zu neuer Vaterschaft und fürsorgenden wie fürsorglichen Männlichkeiten spiegelt nicht die real-existierende Vielfalt ebendieser wider, da sie migrantische Väter regelrecht ausblendet. Mit der vorliegenden Analyse kann dies überwunden und verschiedene Typen von Caring Migrant Masculinities (vgl. Tunç 2021, S. 253) aufgezeigt werden. Entgegen dem durch bisherige Forschung über Männer mit einem sog. Migrationshintergrund gezeichneten und aufrechterhaltenen Bild konnte gezeigt werden, dass migrantische Männer in der Diversität

von traditionellen bis progressiven Männlichkeiten und traditionellen bis neuen Vätern vertreten sind. Dies konnte bereits sowohl für Deutschland als auch international nachgewiesen werden (vgl. Tunç 2019, S. 180). Diese Bandbreite wird in der vorliegenden Studie insbesondere über die Basistypik Männlichkeit abgebildet, die als Idealtypen den Idealisten, Pragmatiker und Traditionalisten beschreibt, wobei methodologisch davon auszugehen ist, dass diese von vielen weiteren Männern und Vätern vertreten werden. So fanden bspw. Zulehner und Volz in ihrer einschlägigen Studie ›Männer im Aufbruch‹ bereits Ende der 1990er Jahre ähnliche Typen (traditioneller, pragmatischer, unsicherer und neuer Rollentyp) (vgl. Zulehner und Volz 1998, S. 271ff.; 2009, S. 24ff.). Die Strategie des Pragmatismus als Bindeglied zwischen traditionell-konservativer und progressiver Männlichkeitskonstruktion konnte ebenfalls bereits in verschiedenen Untersuchungen beobachtet werden (vgl. Meuser 2003, S. 133; Kassner 2008, S. 148; Behnke und Meuser 2012, S. 141). Meuser (2003) findet die Pragmatiker dabei in der Gruppe der ›young skilled workers‹¹ (ebd., S. 137). Die jungen Facharbeiter in seiner Studie repräsentieren eine Form der modernisierten Männlichkeit, die auf Pragmatismus beruht und nicht den männlichen Geschlechtsstatus diskutiert. Damit wird Männlichkeit nicht reflexiv problematisiert, was wiederum garantiert, dass die Männer keine habituelle Verunsicherung erleben. Auch wenn die traditionellen symbolischen Ressourcen der männlichen Selbstverortung im Geschlechterverhältnis für die jungen Facharbeiter keine große Bedeutung haben, vollziehen diese Männer keinen radikalen Bruch mit männlicher Hegemonie. Die Modernisierung vollzieht sich vielmehr innerhalb pragmatischer Arrangements (vgl. ebd., S. 139). Im Unterschied dazu reflektieren und problematisieren die Pragmatiker in der vorliegenden Studie ihre Männlichkeit und männliche Geschlechtsrolle durchaus: Gerade diejenigen Pragmatiker, deren Aufgabenverteilung zuhause – trotz ihres intensiven Engagements – keiner paritätischen Verteilung entspricht, reflektieren und problematisieren die klassische Rollenverteilung. So konstatiert Niam bspw.: »also es is schon eher klassisch würd ich sagen ja wobei=s n-nich klassisch is weil wir weil wir da eher altertümlich sind sondern weil=s halt einfach praktischer is« (Z. 1075ff.). Die klassische Rollenaufteilung ist Niam also bewusst. Indem er sich davon abgrenzt, ›altertümlich‹ zu sein, zeigt er gleichzeitig seine Reflexion und sein Bewusstsein über den Status

1 Auch wenn die Pragmatiker in der Untersuchung von Meuser (2003) nur in der Gruppe der Facharbeiter auftreten, ist nicht davon auszugehen, dass sie nur in diesem Milieu anzutreffen sind (vgl. ebd., S. 143; auch: Behnke und Meuser 2012, S. 134). Für die vorliegende Studie kann festgehalten werden, dass unter den Pragmatikern auch ein Fall ist, der aus dem intellektuell-akademischen Milieu kommt. In Kassners Studie (2008) ist das akademische Milieu demgegenüber deutlich überrepräsentiert (vgl. ebd., S. 150), während in der vorliegenden Studie fünf von sechs Vätern keinen akademischen Abschluss haben. Zur Frage, welche Rolle die Bildungsherkunft im Hinblick auf Männlichkeitskonstruktionen hat, liegen also unterschiedliche Ergebnisse vor (vgl. dazu auch: Kap. 2.4.2).

quo der Anforderungen an eine gleichberechtigte Partnerschaft und die ›neuen‹ geschlechterbezogenen Leitbilder und Ideale an. Wäre die von Niam und seiner Frau gelebte Rollenaufteilung einerseits nicht aus verschiedenen Gründen praktischer, würde diese womöglich anders ausfallen. Andererseits kann dies als Hinweis auf die bestehende männliche Herrschaft und einen dadurch hervorgerufenen Anpassungsdruck gesehen werden, der wiederum auf Grenzen des Konzepts von Caring Masculinities verweist.² Bei Timothee sind es hingegen seine Erziehungs- und Sozialisationserfahrungen, die dazu führen, dass er seine Vorstellungen über Geschlechterstereotypen und Rollenverteilungen hinterfragt:

»[U]nd auch was die **Hausarbeit** angeht habn wir uns dann immer **geteilt** weil ich halt des auch von zu Hause so gelernt hab ok, ich mach da **mit** ich w-würde mich **schlecht fühlen** wenn ich mich jetzt auf die **Couch** legen würde und **keine Ahnung** meine Frau macht irgendwie alles und ich denk mir so **ja** is ja auch so ne **muss** sie auch is ja ihre **Aufgabe** ne, weil ich des aber auch so **mitbekommen** hab ja von meiner **Mama** aber nich von meim **Papa** mein Papa hat, glaub i-noch nie nen **Staubsauger** in der Hand gehabt n-n **Wischmopp** gleich **zwei mal nich**« (Z. 1631–1638).

Dass die Hausarbeit geteilt wird, lernt Timothee schon als Kind. Er würde sich »schlecht fühlen«, wenn er sich auf der Couch entspannt, während seine Frau die Hausarbeit macht, weil ihr diese Aufgaben qua Frausein zugeschrieben werden. Von seinem Vater hat Timothee aber eben solches Verhalten »mitbekommen«. Damit grenzt sich Timothee deutlich von der Männlichkeit seines Vaters ab, problematisiert und reflektiert das Verhalten seines Vaters – und verhält sich anders. Zudem möchte er seinem Kind Werte vermitteln, die »gesellschaftlich akzeptiert sind« (Z. 1225) und meint damit einen (selbst-)reflexiven Umgang mit Sexismus und Rassismus (vgl. Z. 1126ff.). Damit weisen die Pragmatiker männliche Dominanz zurück, integrieren Werte der Fürsorge in ihren Entwurf von Männlichkeit und können daher als Caring Masculinities gelesen werden. Im Widerspruch dazu ist zu konstatieren, dass sich alle Männer in der vorliegenden Untersuchung – wenn auch auf den ersten Blick nicht direkt sichtbar und mehr oder weniger stark – an hegemonialer Männlichkeit orientieren. Wie oben bereits angedeutet wurde, vergleicht Timothee sich, bzw. die von ihm verrichtete Care-Arbeit, mit seinen Freunden und deren Beteiligung an Sorgearbeit. Er bezieht sich darauf, dass sich viele Freunde von ihm weigern, ihren Kindern die Windeln zu wechseln, weil diese stinken. Timothee präsentiert sich im Gegensatz dazu als »weniger empfindlich für sowas« (Z. 1560f.) und wechselt die Windeln seines Kindes, ohne sich zu beschweren – einfach, weil es eben getan werden muss. Hier zeigt sich nicht nur seine

2 Darauf wird nachfolgend ausführlicher eingegangen.

pragmatische Orientierung, sondern auch, dass er sich mit seinen Freunden misst, was als Form der ernstesten Spiele des Wettbewerbs gedeutet werden kann.³ Auch Behnke und Meuser (2012) finden den homosozialen Vergleich der Pragmatiker untereinander in ihrer Studie und betonen, dass dies (trotz der gleichzeitigen Orientierung der Väter in der vorliegenden Studie an *Caring Masculinities*) von fundamentaler Wichtigkeit für den Beweis von Männlichkeit ist (vgl. ebd., S. 142). Selbst beim Idealisten, der sich vorrangig an *Caring Masculinities* orientiert, finden sich weiterhin Elemente einer traditionellen hegemonialen Männlichkeit.⁴ In diesem Zusammenhang warnt Meuser (2003) mit Bourdieu: »He nevertheless warns us not to overlook the continuities that hide behind the visible changes« (ebd., S. 128). Auch wenn Geschlechterverhältnisse in Bewegung geraten sind und junge Männer in einer anderen Geschlechterordnung leben als noch vor 20 oder 30 Jahren (vgl. z. B. Wippermann 2023), heißt das demnach nicht, dass traditionelle Männlichkeitsmuster obsolet geworden sind. Kulturelle Deutungsmuster zeichnen sich vielmehr durch eine beachtliche Langlebigkeit aus. Sie sind auch dann noch wirksam, wenn sich die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen sie entstanden sind, verändert haben. Zugleich sind Männer auch unter den Bedingungen enttraditionalisierter Geschlechterverhältnisse auf das kulturell verfügbare symbolische Inventar männlicher Identitätsbildung angewiesen. Ein radikaler Bruch mit den kulturell prägenden Praktiken und Diskursen des eigenen Geschlechts müssen mit einer tiefen habituellen Verunsicherung bezahlt werden. Die modernisierte Männlichkeit der pragmatischen Facharbeiter in der oben genannten Studie Meusers kann daher eher als so etwas wie ein »unbeabsichtigtes Nebenprodukt« gesehen werden (vgl. Meuser 2003, S. 129f.). Insgesamt, so hält Meuser fest, stellt der männliche Habitus als »fundamental and generating principle [...] [sicher, JB] that the social category »man« and masculinity as a distinct and distinctive social mode of existence and practice are not (yet) vanishing« (ebd., S. 143). Dennoch zeigen sich deutlich sichtbare und unbestreitbare Transformationen von Männlichkeiten, die in den 20 Jahren seit dem Erscheinen des Artikels stattgefunden haben. Wie bereits gezeigt, finden Behnke und Meuser (2012) in einer späteren, ähnlich angelegten Studie erneut Pragmatiker, die nicht vorrangig das Ziel verfolgen, Geschlechterverhältnisse zu verändern. Diese unterscheiden sie von »»new men« [who, JB] often understand fatherhood as a (gender political) area of changing fatherhood« (ebd., S. 142). Engagierte oder involvierte Väter, so die Autor:innen, können sich eine habituelle Sicherheit als Mann bewahren, auch wenn neue Vaterschaft nicht zum kulturellen Repertoire der gesellschaftlich akzeptierten und selbstverständlichen Männlichkeitsbilder gehört (vgl. ebd., S. 143). Zehn Jahre später, so scheint es, ist das Leitbild des neuen Vaters jedoch in der Mitte der Gesellschaft angekommen und

3 Vgl. dazu Kap. 4.2.2.

4 Vgl. dazu Kap. 4.1.1 und 4.2.1.

etabliert, sodass diese Form als Modus Operandi von Männlichkeit eine habituelle Sicherheit als Mann garantiert. Zumindest deutet sich nichts Gegenteiliges für die Männer in der vorliegenden Untersuchung an. Für die bis dato existierenden, theoretischen Konzepte und Zugänge zu Männlichkeit ist dennoch zu fragen, ob diese angesichts dieser Entwicklungen noch tragfähig sind (vgl. Budde und Rieske 2020, S. 234). Einerseits werden die beiden bekanntesten Modelle der hegemonialen Männlichkeit und der männlichen Herrschaft bzw. des männlichen Habitus nach wie vor in vielen Studien rezipiert und mehr oder weniger systematisch zugrunde gelegt.⁵ Wie sich auch in der vorliegenden Untersuchung zeigt, gibt es nach wie vor Anlass, die Konzepte Connells und Bourdieus zumindest als Bezugspunkte heranzuziehen. Hegemoniale Männlichkeit scheint als Idealbild noch nicht abgelöst. Vielmehr werden geschlechtlicher Habitus, männliche Herrschaft bzw. männliche Hegemonie sozialisations- und erziehungsbedingt weiterhin aufrechterhalten. Doch andererseits kann dem Vorschlag von Connell und Messerschmidt (2005) gefolgt werden, der die Analyse existierender hegemonialer Männlichkeiten auf lokaler, regionaler und globaler Ebene vorsieht (vgl. ebd., S. 849ff.).⁶ In der vorliegenden Arbeit konnte gezeigt werden, dass sich auf allen genannten Ebenen gelebte neue Vaterschaft (auch hegemonialer) Männer beobachten und analysieren lässt: Diese lassen sich erstens auf lokaler Ebene, wie bspw. innerhalb von Familien, beobachten.⁷ Mit Blick auf gesamtgesellschaftliche Geschlechterordnungen scheint neue Vaterschaft zweitens einen Platz als Leitbild eingenommen zu haben, an dem sich immer mehr Männer orientieren und versuchen, dieses in ihren Entwurf von Männlichkeit zu integrieren.⁸ Drittens lässt sich auf globaler Ebene beobachten, dass immer mehr Länder weltweit die politischen Rahmenbedingungen für ein (Er-)Leben neuer Vaterschaft schaffen (vgl. Hyland und Shen 2022), bzw. zumindest die politischen Empfehlungen dafür ausgesprochen werden (vgl. Barker et al. 2021). Um die bereits vollzogenen und sich weiterhin vollziehenden Veränderungen von Männlichkeiten hin zu fürsorgenden und fürsorglichen Männlichkeiten sichtbar zu machen erscheint es demnach sinnig, zusätzlich auf das Modell der Caring Masculinities von Elliott (2016, 2019b, 2020), das als Weiterentwicklung des Connellschen Modells verstanden werden kann, zurückzugreifen. Einschränkend ist mit Pangritz (2023) jedoch darauf hinzuweisen, dass »auch Caring Masculinities im Sinne einer hybriden Männlichkeit das Potenzial innewohnen kann, zur Transformation hegemonialer Männlichkeit und männlicher Hegemonie beizutragen« (ebd., S. 143). Unter Bezugnahme auf das auf Demetriou (2001) zurückgehende Konzept hybrider Männlichkeit argumentiert sie, dass die Transformation von hegemonialer

5 Vgl. dazu Kap. 2.3.4.

6 Vgl. dazu Kap. 2.3.1.

7 Die vorliegende Studie ist auf dieser Ebene zu verorten.

8 Vgl. dazu Kap. 2.4.2.

Männlichkeit bzw. Männlichkeiten hinzu Caring Masculinities durch die Verrichtung von Care-Arbeit einen Anstrich der ›Vermeintlichkeit‹ bekommt, indem von Männern zwar vordergründig nach offenen und alternativen Formen von Männlichkeit gestrebt wird, männliche Hegemonie jedoch lediglich neu justiert sowie verschleiert wird und damit die bestehenden, ungleichen Geschlechterverhältnisse reproduziert und perpetuiert werden. Unter Rückgriff auf jüngere Studien zu Caring Masculinities und hybrider Männlichkeit zeigt sie, dass

»Care zum einen als Ort der hegemonialen Männlichkeitskonstruktion genutzt werden kann, indem die vorliegenden Machtungleichheiten durch Dominanz ausgelebt und verfestigt werden. Zum anderen exkludiert Männer die durchgeführten Care-Tätigkeiten hinsichtlich ihrer Männlichkeitskonstruktion, um so an einem hegemonialen Bild von Männlichkeit festhalten zu können« (Pangritz 2023, S. 147).

Damit kommt sie zum Schluss, dass die Transformation hegemonialer Männlichkeit nicht widerspruchsfrei zu denken ist. Gleichzeitig – und das ist von fundamentaler Relevanz für die vorliegenden Ergebnisse – zeigt Pangritz auf, dass hybride Männlichkeiten Eigenschaften und Symbole untergeordneter und marginalisierter Männer für sich beanspruchen, um (*weiße*) männliche Herrschaft weiter aufrechtzuerhalten (vgl. ebd., S. 143ff.). Damit wird die Frage aufgeworfen, wer genau die Männer sind, die zwar Care-Arbeit verrichten, diese jedoch nicht zur Demokratisierung und zum Abbau von Ungleichheiten, sondern als Strategie zur Aufrechterhaltung von Machtungleichheiten nutzen. Wie nachfolgend gezeigt wird, kann auf Grundlage der vorliegenden Untersuchungsergebnisse die These formuliert werden, dass es sich bei der Realisierung von Caring Masculinities (im Modus Operandi von neuer Vaterschaft), um ein (*weißes*) Privileg handelt, das nicht allen Männern gleichermaßen zugänglich ist. Mit Prattes (2022) ist zudem darauf hinzuweisen, dass die Darstellung von *weißen* Mittelschichtsmännern (und nicht von Männern, die aufgrund ihres ethnischen, ›rassischen‹ oder klassischen Status marginalisiert werden) als Vorbilder von männlicher Fürsorge darauf basiert, dass die ›väterlichen Leistungen‹ privilegierter Männer von den strukturellen Bedingungen abgekoppelt werden, die ihre Praktiken ermöglichen (vgl. ebd., S. 5). Sie hält pointiert fest, dass das ›Outsourcen‹ von Care-Arbeit als Faktor, der eine neue Vaterschaft ermöglicht bzw. verhindert, in Betracht gezogen werden muss:

»[T]he access that some men have to approximate new fatherhood ideals may be made possible in these instances by paying others—women and people of color, including a rising number of marginalized men—for the kinds of domestic and care work deemed less desirable« (ebd., S. 8).

Zukünftige Forschung zu Caring Masculinities wird zeigen, ob diese Form von Männlichkeit hegemoniale Männlichkeit als Idealbild ablösen wird. Denkbar ist, dass Pangritz' (2023) These, dass Caring Masculinities durch die Aneignung von Care-Arbeit ihren Status sichern und ihre Macht erhalten wollen, sich in zukünftiger Forschung noch weiter verfestigt werden wird. Auch die empirischen Ergebnisse der vorliegenden Arbeit können in dieser Lesart interpretiert werden, da sie wie bspw. im Fall der Rahmung von Care-Arbeit als ernstes Spiel des Wettbewerbs oder mit Blick auf die Gleichzeitigkeit von hegemonialer Männlichkeit und Caring Masculinities darauf hinweisen, dass die Distinktion zu anderen Männern und der Machterhalt bzw. die Sicherung männlicher (Vor-)Herrschaft nach wie vor konstitutiv für Männlichkeiten sind. Aufgrund der inhärenten Logik des Konzepts hegemonialer Männlichkeit (das die Konstitution hegemonialer Männlichkeit im Gefüge von Macht- und Produktionsbeziehungen sowie von emotionalen Beziehungen verortet), wird zumindest nicht angenommen, dass Caring Masculinities den Platz von hegemonialer Männlichkeit als Idealbild einnehmen können – sofern denen das Konzept von Caring Masculinities fundierende Charakteristika (genuin und nicht nur vermeintlich) Rechnung getragen wird.⁹

Bezüglich der besonderen Situation der Männer und Väter der vorliegenden Studie kann weiterhin festgehalten werden, dass auch das Vaterschaftserleben (neben den Männlichkeitskonstruktionen) als relationierte Modi Operandi massive Kennzeichnungen durch die Rassismuserfahrungen der Väter aufweisen.

Wie Herwartz-Emden (2000) konstatiert, bleibt der

»eingewanderte Mann [...] nicht der Mann, der er vor der Einwanderung war. Im Einwanderungskontext ist er der Bewältigung des Mannseins ausgesetzt. Seine vormals hegemoniale Männlichkeit kann sich in eine marginalisierte verkehren, die noch hegemoniale Tendenzen aufweisen kann, aber gesellschaftlich keine Autorität mehr besitzt und der normativen Kontrolle, vorwiegend durch Vertreter des eigenen Geschlechts, unterliegt« (ebd., S. 38).

Dieser Feststellung kann aufgrund der Untersuchungsergebnisse nur teilweise zugestimmt werden. Zunächst ist einschränkend festzuhalten, dass nicht alle Fälle der vorliegenden Untersuchung eigene Migrationserfahrung haben. Weiterhin wird in dem Zitat angenommen, dass die eingewanderten Männer im Herkunftsland (alle) den Status als hegemoniale Männer innehatten, was angesichts des sehr geringen Anteils hegemonialer Männer überhaupt eher unwahrscheinlich scheint. Gleichzeitig können nicht alle Männer mit eigener Migrationserfahrung zwingend als marginalisierte Männer pauschalisiert werden (vgl. z.B.: Schneider 2023, S. 288ff.).

9 Vgl. zu den Grundlagen hegemonialer Männlichkeit: Kap. 2.3.1 und zu den Grundlagen von Caring Masculinities: Kap. 2.5.

Während das obige Zitat durchaus in anders gelagerten Fällen, wie bspw. in eigenen Migrationsprozessen im Rahmen der Gastarbeiter:innenbewegung oder von gegenwärtiger Fluchtmigration zutreffen mag (vgl. z.B.: Taşdemir 2017, S. 309ff.), kann dies für die vorliegende Studie nicht undifferenziert gelten gemacht werden. Hier konnte anschaulich gezeigt werden, dass die Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen der Männer mit der spezifischen natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit und ihrer (nicht-weißen) Hautfarbe zusammenhängen. Festgehalten werden kann jedoch, dass migrantisierte Männlichkeitskonstruktionen und damit einhergehende Vaterschaftskonzepte stark von Rassismuserfahrungen geprägt sind. Während die Prägung von Vaterschaft bzw. Elternschaft durch Rassismus in psychologischen Forschungsarbeiten bereits aufgegriffen wird (vgl. Strier und Roer-Strier 2010, S. 435; Phoenix und Husain 2007, S. 18ff.; Varner et al. 2018, S. 13ff.; Alvarado Balderrama 2023, S. 36f.), lässt sich die erziehungswissenschaftliche Beschäftigung mit diesem Thema schmerzlich vermissen.

5.3 Zur (Notwendigkeit der) Berücksichtigung sozialer Ungleichheiten in der Väterforschung und zur Reformulierung des Konzepts neuer Vaterschaft

Wie aufgezeigt, sind Männlichkeitskonstruktionen und die damit einhergehenden Vaterschaftskonzepte migrantischer Väter massiv von Rassismuserfahrungen geprägt. Für die Erziehungswissenschaft ist eine Forschungslücke für die Erforschung des Zusammenhangs von Vaterschaftskonzepten – insbesondere mit Blick auf neue Vaterschaft – und Rassismuserfahrungen zu verzeichnen. Außerhalb der Erziehungswissenschaft existieren bereits einzelne Forschungsarbeiten zu diesem Thema: So fokussiert sich die qualitative Interviewstudie von Williams et al. (2013) bspw. auf das Vaterschaftserleben von »African and African Caribbean Men« (ebd., S. 92) in England. Die ausgewerteten Daten zeigen drei zentrale Themen, die die er- und gelebte Vaterschaft der befragten Männer substantziell beeinflussen: die Migration von Vätern, die Veränderung von Vaterschaft über die Generationen hinweg und Veränderungen in den Geschlechterbeziehungen. So weisen diejenigen Väter, die selbst nach England migriert sind, erstens darauf hin, dass die englische Gesellschaft und Kultur die »Präsenz« von Vätern einschränkt. Sie berichten, dass Söhne und Väter weniger Zeit miteinander verbringen können, insbesondere im Vergleich zu ihren Herkunftsgemeinschaften und -gesellschaften. Auch erfahren Eltern im Gegensatz zu den Herkunftsgesellschaften weniger Unterstützung durch die Gemeinschaft und soziale Netzwerke und sind dementsprechend stärker auf die eigene, engere Familie angewiesen. Beeinflusst wird die Vaterschaft zweitens von ihren eigenen Rassismuserfahrungen, aber auch von denen ihrer Väter, die die Teilnehmer als noch gravierender einschätzen. Diese, so die Studienteilnehmer,

»created constraints and pressures that mediated approaches to fatherhood and parenting taken in previous generations« (ebd., S. 96). Auch die Erfahrungen, die sie aufgrund eines geringen Einkommens sowie aufgrund von Arbeitslosigkeit, materieller Deprivation und anderen sozioökonomischen Einschränkungen machen, beeinflussen die Vaterschaft der befragten Väter sowie diejenige ihrer eigenen Väter. Auch und nicht zuletzt durch sich verändernde Geschlechterverhältnisse zeigt sich das Vaterschaftserleben der Teilnehmer beeinflusst. Wie auch in der vorliegenden Untersuchung bewegen sich die Männer aus der Studie von Williams et al. (2013) im Spektrum von traditionell-konservativer, hegemonialer Männlichkeit und »and more dynamic notions of masculinity involving changing social practices« (ebd., S. 99). Die Vaterrolle wird zudem oftmals als Führungsrolle beschrieben, da dem Vater die Aufgabe der Leitung und Beratung der Kinder sowie der gesamten Familie zukommt. Insgesamt weisen die Ergebnisse der Studie jedoch darauf hin, dass für die befragten Väter die Kommunikation und Interaktion mit ihren Kindern im Mittelpunkt der Erziehung stehen und Vaterschaft für sie nicht (mehr) auf Autorität, Disziplin und Bestrafung basiert (vgl. ebd., S. 94ff.). Dieses Ergebnis unterstreicht einmal mehr, dass die Defizitorientierung in Forschungen zu migrantischer Vaterschaft eine stark verkürzte Perspektive darstellt, und deckt sich gleichzeitig mit den Ergebnissen der vorliegenden Studie. So berichten einige Väter von den Rassismuserfahrungen ihrer eigenen Väter, wie bspw. Niam, der erzählt, dass sein Vater »schlechte Erfahrungen« (Z. 318) gemacht hat, oder Wolfgang, der selbst nicht von Rassismus betroffen ist, aber erzählt, dass sein Vater als »Exot« (Z. 28) gesehen wurde, der als Grieche »von ner andern Welt« (ebd.) kommt, in der »alle auf Esel reiten« (Z. 29). Damit sind die Väter aus der zitierten aber auch aus der vorliegenden Studie – zusätzlich zu ihren eigenen Rassismuserfahrungen – schon früh mit den Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen ihrer eigenen Väter konfrontiert, was sich in ihren Vaterschaftskonzepten niederschlägt. Zusätzlich berichten die Väter aus beiden Studien davon, dass Rassismuserfahrungen das Er- und Ausleben (neuer) Vaterschaft einschränken. Während die Väter aus der Studie von Williams et al. dies eher auf ihre eigenen Väter beziehen, lassen sich diese Einschränkungen für die eigenen Erfahrungen der Väter aus der vorliegenden Studie beobachten.¹⁰ Auch wenn Prattes (2022) ihre Definition von neuer bzw. involvierter Vaterschaft nicht deutlich herausstellt, kann ihre Vermutung, dass »structural hurdles [...] to do with economic, racialized/ethnicized, classed or geopolitical positioning, might complicate marginalized men's access to fathering praxes deemed »successful« by dominant culture« (S. 13)¹¹ in der vorliegenden Arbeit bestätigt werden. Männlich-

10 Vgl. dazu Kap. 4.3.1. und 5.1.

11 Die Kritik Prattes' am Konzept neuer oder involvierter Vaterschaft als eine durch die Maßstäbe der Dominanzgesellschaft als »erfolgreich« beurteilte Form von Vaterschaft ist nicht von der Hand zu weisen. Jedoch wird in der vorliegenden Arbeit eine Perspektive auf Caring Mas-

keit im Sinne von Caring Masculinities zu konstruieren und Vaterschaft im Sinne des Leitbilds einer neuen Vaterschaft zu leben, erfordert, wie auch in der Studie von Williams et al. (2013) problematisiert (vgl. ebd., S. 94ff.), von Männern unterschiedlichste Kapitalien und Ressourcen (vgl. Hobson und Morgan 2002, S. 1; Coltrane 2004, S. 228ff.). Im Sinne Bourdieus (2005) kann dies bspw. das ökonomische Kapital sein, sich eine gleichberechtigte Aufteilung von Sorgearbeit monetär überhaupt leisten zu können. Dies ist wiederum mit Chancen von Vätern und Müttern auf dem Arbeitsmarkt verknüpft, die neben weiteren von Strukturkategorien wie *race*, Klasse und Geschlecht beeinflusst werden. Auch soziales Kapital, das nicht nur die Paarbeziehung berührt, sondern auch das größere soziale Netz betrifft, kann einen erheblichen Beitrag dazu leisten, Männlichkeiten jenseits von traditionell-konservativen Entwürfen zu leben oder leben zu können. Dies bezieht sich bspw. auf die Unterstützung und Ermutigung durch Angehörige und Freund:innen, einen solchen Lebensentwurf zu verwirklichen. Auch Zugänge zu Wissensbeständen, die eine praktische Umsetzung von neuer Vaterschaft unterstützen, gehören im Sinne kulturellen Kapitals zu den benötigten Ressourcen. Hier ist bspw. der Zugang zu Informationen, die über die Rahmenbedingungen von Elternzeitregelungen in Deutschland aufklären, gemeint. Nicht zuletzt ist es das symbolische Kapital, das wichtig für die Realisierung von neuer Vaterschaft für Männer mit Migrationshintergrund ist. Wie sich bspw. am Forschungsdesiderat über Caring Masculinities bzw. neue Väter mit Migrationshintergrund zeigt, bleibt die soziale Anerkennung von Angehörigen der Dominanzgesellschaft noch (zu oft) verwehrt und wird als Distinktionsmerkmal zu den ›Anderen‹ eingesetzt. Die Forschungsergebnisse der vorliegenden Studie zeigen insbesondere die von Prattes (2022) angemahnten Barrieren, die sich aus der Rassifizierung und Ethnisierung von Männern mit Migrationshintergrund für deren Realisierung von neuer Vaterschaft ergeben. So kann gefragt werden, ob es sich beim Konzept von Caring Masculinities, bzw. in dessen Modus Operandi von neuer Vaterschaft um ein (*weißes*) Privileg handelt und damit natio-ethno-kulturell ›Anderen‹ verwehrt bleibt. Neue Vaterschaft als Privileg zu verstehen, bietet darüber hinaus einen Erklärungsansatz für die beständige Defizitorientierung in der Forschung über migrantische Väter. Diese war und ist vor allem möglich, da der Kontext der sozialen Ungleichheiten bislang unzureichend mitgedacht wurde und wird. Im Festhalten am defizitorientierten Blick auf migrantische Vaterschaft besteht damit eine weitere Zugangsbarriere für eine neue Vaterschaft von migrantischen Vätern, da so der Blick auf bereits vorhandene und sich entwickelnde fürsorgliche migrantische Männlichkeiten verstellt wird. Mit Blick auf die Diskriminierungserfahrungen der Väter aus der vorliegenden Studie

culinities im Modus Operandi neuer Vaterschaft eingenommen, die dieser ein großes emanzipatives Potential für die Gleichberechtigung aller Geschlechter zuspricht und eine Form gesellschaftlicher Teilhabe (vgl. Diewald et al. 2016, S. 74ff.; Flaake 2017, S. 108ff.) darstellt.

kann festgehalten werden, dass sich hier eine besondere Dynamik entfaltet, die ihnen den Zugang zu neuer Vaterschaft gleich doppelt verwehrt: Zum einen verfügen sie nicht über die gleichen Ressourcen wie Väter ohne Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen, zum anderen wird ihnen – wie im Forschungsstand gezeigt – das Leben neuer Vaterschaft von der Dominanzgesellschaft abgesprochen.

Insgesamt ist für Väterforschung aller Disziplinen anzumahnen, dass diese bis dato noch nicht (ausreichend) im Kontext sozialer Ungleichheit verortet ist. Dementsprechend muss zukünftige Forschung über Väter dringend intersektionaler (gedacht) werden. Bisher wurde Vaterschaft in unterschiedlichen Disziplinen wie der Erziehungswissenschaft und Soziologie vor allem als soziale Praxis verstanden und beforscht, die nicht nur die Praktiken ›der Anderen‹ ausblendete, sondern zugleich die Ermöglichungsbedingungen von neuer Vaterschaft vernachlässigte. Die Forschungsergebnisse der vorliegenden Arbeit weisen jedoch deutlich darauf hin, dass nicht alle Männer den gleichen Zugang zu neuer Vaterschaft haben. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, das Konzept der neuen Vaterschaft zu reformulieren. Insofern wird eine neue Definition von neuer Vaterschaft vorgeschlagen:

Neue Väter sind männlich sozialisierte Personen, die eine eigenständige Bezugs- und Bindungsperson für ihr(e) Kind(er) sind. Sie und ihre Partner:innen sind an einer gleichberechtigt(eren) Beziehungsgestaltung orientiert und grenzen sich von einer unhinterfragten vergeschlechtlichten Rollenaufteilung in der Familie ab. Sie übernehmen Care-Arbeit auch jenseits der ›klassischen‹ Tätigkeiten, die sich auf den Haushalt, die Kindererziehung und -betreuung beziehen. So verrichten sie zudem Aufgaben, die unter die Mental Load fallen, d.h. mentale und emotionale Arbeit, die sich bspw. auf die Organisation des (Familien-)Alltags und die emotionalen Bedürfnisse der Angehörigen bezieht. Neue Vaterschaft hängt darüber hinaus von intersektional verwobenen, strukturellen Bedingungen sozialer Ungleichheit ab, die die Realisierung derselben und die Verfügbarkeit der dafür notwendigen Ressourcen maßgeblich beeinflussen.¹²

Strukturelle Hürden, die die Realisierung einer neuen Vaterschaft erschweren oder auch begünstigen, ergeben sich aus der Position von Vätern im sozialen Raum. Diese betreffen – wie oben erläutert – bspw. die Ausstattung von Männern mit den verschiedenen Kapitalsorten, aber auch Zuschreibungen, die sich aus ihrer nation-ethno-kulturellen Zugehörigkeit und ihrer Hautfarbe ergeben. Auch weitere Differenzkategorien wie Geschlecht (jenseits der binären Geschlechterordnung), Klasse, sexuelle Orientierung, Alter, Behinderung, Gesundheit, geographische Lage und weitere beeinflussen dies. Entgegen bisherigen Definitionen von neuer Vaterschaft wird dementsprechend in der obigen Definition nicht relevant gesetzt, wie viel Zeit

12 Diese Definition kann auch jenseits einer heteronormativen Logik für Paarkonstellationen geltend gemacht werden, die in asymmetrischen Rollenzuweisungen leben.

die Väter bspw. mit den Kindern verbringen oder ob und wie viel Elternzeit sie in Anspruch nehmen, da dies unterschiedliche sozialstrukturelle Voraussetzungen von Männern¹³ ausblendet. Von zukünftiger Väterforschung muss daher gefordert werden, dass soziale Ungleichheiten mitbedacht werden, wenn darüber geforscht wird, »[w]as genau und wie viel Väter [...] in ihren Familien tun und wovon ihr Engagement abhängt« (Li et al. 2015, S. 28).

5.4 Kritische Einordnung der Ergebnisse

Die vorliegende Untersuchung weist neben Grenzen, die sich aus den Methodologien und Methoden ergeben¹⁴ und den im Rahmen der soziogenetischen Typenbildung bereits genannten Einschränkungen mit Blick auf die konjunktiven Erfahrungsräume Migration, Alter und Geschlecht¹⁵ weitere Grenzen auf, die nachfolgend thematisiert werden.

Wie bereits gezeigt, muss weitere Forschung zur Transformation von Männlichkeiten (nicht nur von migrantischen Männern) durchgeführt werden. Dabei scheint der Fokus auf die Verknüpfung von hegemonialer Männlichkeit und Caring Masculinities besonders lohnend, da sich hier besondere, (vermeintlich) widersprüchliche Dynamiken zeigen. Diesbezüglich ist nochmals darauf zu verweisen, dass Elliott (2020) davon ausgeht, dass Caring Masculinities vor allem »from the radically open margin and those within it« (ebd., S. 2) stammen. Dies muss als postkoloniale Forschungsperspektive in zukünftigen Studien über migrantisierte Väter und Männer generell verstärkt reflektiert werden, um den defizitorientierten Blick auf eben diese zu überwinden.

Im Anschluss an das oben aufgezeigte erziehungswissenschaftliche Forschungsdesiderat in Bezug auf den Zusammenhang von Vaterschaftskonzepten und Rassismuserfahrungen migrantischer Väter ist zudem festzuhalten, dass die Frage nach diesem Zusammenhang in der vorliegenden Arbeit im Rahmen der Auswertung durch das Material aufgeworfen wurde. Die Ergebnisse der Arbeit können also einen Auftakt dafür bieten, eigenständige Untersuchungen zur Auswirkung von Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen auf das (Er-)Leben von (neuer) Vaterschaft durchzuführen. Damit könnte die These, dass das Konzept von Caring Masculinities im Modus Operandi von neuer Vaterschaft ein (*weißes*) Privileg darstellt, das natio-ethno-kulturell »Anderen« verwehrt bleibt, validiert oder

13 Dies gilt ebenso sehr für deren Partner:innen bzw. für das familiäre Gefüge.

14 Vgl. dazu Kap. 3.3.

15 Wie bereits in Kap. 4.3. dargestellt, kann in der vorliegenden Studie aufgrund des zu kleinen Samples nur eine Annäherung an die soziogenetische Typenbildung geleistet und damit keine mehrdimensionale Typologie (vgl. Bohnsack 2013, S. 266) vorgelegt werden.

falsifiziert werden. Darüber hinaus ist festzuhalten, dass dem Forschungsdesign zum Zeitpunkt der Erhebung noch keine differenzierte Reflexion von Mental Load zugrunde lag. Zukünftige Untersuchungen zu migrantischer Männlichkeit und Vaterschaft könnten dies stärker berücksichtigen, da es bereits Erkenntnisse dazu gibt, dass sich bspw. afroamerikanische Paare Sorgearbeit gleichberechtigter aufteilen als weiße Paare (vgl. Daminger 2019, S. 630). Darüber hinaus wären in einer solchen Studie die zusätzlichen Erziehungs- und damit auch Care-Aufgaben der elterlichen Antizipation von Rassismuserfahrungen und deren Umgang damit zu berücksichtigen (vgl. Alvarado Balderrama 2023, S. 36f.). An dieser Stelle muss darüber hinaus offenbleiben, inwiefern sich Rassismuserfahrungen von verschiedenen Personengruppen in Bezug auf Vaterschaftskonzepte und Männlichkeitskonstruktionen unterscheiden und auswirken. Dies schließt an eine weitere Einschränkung an, die in der vorliegenden Studie gegeben ist. Wie bereits gezeigt, wäre in einer anschließenden Untersuchung ein größeres Sample anzustreben, um eine noch größere Heterogenität in der Zusammensetzung der Interviewpartner zu erzielen und intersektionale Verwobenheiten verschiedener Diskriminierungserfahrungen und Privilegien besser abbilden zu können. Neben der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit können (wie oben gezeigt) weitere Differenzkategorien wie »skin colour, education, age, (lack of) language skill, (lack of) religiosity, occupation, looks, wealth and social and cultural capital« (Farahani und Thapar-Björkert 2020, S. 96) soziale Positionierungen beeinflussen.

5.5 Konklusion

Ausgangspunkt für die vorliegende Dissertation bildet das von Tunç (2018) konstatierte Forschungsdesiderat für ressourcenorientierte Forschung über neue Väter mit einem sog. Migrationshintergrund, die die bisher zumeist eingenommene Defizitorientierung in der Forschung überwindet. Unter Bezugnahme auf einschlägige Theorien der kritischen Männlichkeitenforschung und durch die empirische Untersuchung von Männlichkeitskonstruktionen migrantischer Väter mittels biographisch-narrativer Interviews, die mit der Dokumentarischen Methode ausgewertet wurden, ergaben sich drei verschiedene, idealtypische Ausprägungen der Basistypik Männlichkeit: Typ I: Idealist, Typ II: Pragmatiker, Typ III: Traditionalist. Im Rahmen der Annäherung an eine soziogenetische Typenbildung konnte der konjunktive Erfahrungsraum der Rassismuserfahrungen der Väter beschrieben werden. Insgesamt können für die vorliegende Arbeit drei zentrale Ergebnisse festgehalten werden.

1. Entgegen dem durch bisherige Männer-, Männlichkeiten- und Väterforschung über Männer mit einem sog. Migrationshintergrund produzierten und repro-

duzierten Stereotyp konnte gezeigt werden, dass migrantische Männer in der Diversität von traditionellen bis progressiven Männlichkeiten und traditionellen bis neuen Vätern vertreten sind.

2. Das Vaterschaftserleben der migrantisierten Väter ist dabei teilweise massiv von ihren Rassismuserfahrungen gekennzeichnet. Zur Prägung von Vaterschaft bzw. Elternschaft durch Rassismus(erfahrungen) lässt sich eine ausgeprägte erziehungswissenschaftliche Forschungslücke konstatieren.
3. Aufgrund der Untersuchungsergebnisse kann die These formuliert werden, dass es sich beim Konzept von Caring Masculinities bzw. in dessen Modus Operandi von neuer Vaterschaft um eine Form eines (weißen) Privilegs handelt. Damit ergibt sich zum einen das Erfordernis für zukünftige (interdisziplinäre) Väterforschung, neue Vaterschaft im Zusammenhang mit sozialen Ungleichheiten zu begreifen und zu erforschen. Zum anderen ergibt sich daraus die Notwendigkeit, das Konzept von neuer Vaterschaft zu reformulieren bzw. neu zu definieren¹⁶.

16 Einen Vorschlag zur Neudefinition formuliert die Verfasserin in Kap. 5.3.

6. Literaturverzeichnis

- Abel, Falk; Abel, Jeannette (2009): Zwischen neuem Vaterbild und Wirklichkeit. Die Ausgestaltung der Vaterschaft bei jungen Vätern. Ergebnisse einer qualitativen Studie. In: Karin Jurczyk (Hg.): Vaterwerden und Vatersein heute. Neue Wege – neue Chancen! Gütersloh: Verl. Bertelsmann Stiftung, S. 231–249.
- Adler, Marina; Lenz, Karl (2016): Introduction. In: Marina Adler und Karl Lenz (Hg.): Father involvement in the early years. An international comparison of policy and practice. Bristol: Policy Press, S. 1–28. <https://doi.org/10.56687/9781447319023-003>
- Adler, Marina; Lenz, Karl; Stöbel-Richter, Yve (2016): Germany. In: Marina Adler und Karl Lenz (Hg.): Father involvement in the early years. An international comparison of policy and practice. Bristol: Policy Press, S. 61–96. <https://doi.org/10.56687/9781447319023-005>
- Adorno, Theodor W.; Frenkel-Brunswik, Else; Levinson, Daniel J.; Sanford, Nevitt R. (1950): The Authoritarian Personality. New York: Harper & Brothers.
- Ahmed, Aischa (2005): »Naja, irgendwie hat man das ja gesehen«. Passing in Deutschland. Überlegungen zu Repräsentation und Differenz. In: Maureen M. Eggers, Grada Kilomba, Peggy Piesche und Susan Arndt (Hg.): Mythen, Maske und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster: Unrast, S. 270–282.
- Allemann-Ghionda, Cristina (2011): Einführung. In: Gerhard Mertens, Norbert Meeder, Cristina Allemann-Ghionda und Uwe Uhlendorff (Hg.): Erziehungswissenschaft und Gesellschaft. Paderborn: Schöningh, S. 441–448.
- Allen, Sarah M.; Hawkins, Alan J. (1999): Maternal Gatekeeping: Mothers' Beliefs and Behaviors That Inhibit Greater Father Involvement in Family Work. In: *Journal of Marriage and Family* 61 (1), S. 199–212. <https://doi.org/10.2307/353894>
- Alvarado Balderrama, Nora S. (2023): Rassismuserfahrungen bei Kindern und Jugendlichen: Was bedeuten sie für die elterliche Erziehung? In: *Trauma & Gewalt* 17 (1), S. 36–49. <https://doi.org/10.21706/tg-17-1-36>
- Atherton, Stephen (2014): The Geographies of Military Inculcation and Domesticity. Reconceptualising Masculinities in the Home. In: Andrew Gorman-Mur-

- ray und Peter Hopkins (Hg.): *Masculinities and place*. London u.a.: Routledge, S. 143–158.
- Attia, Iman (2009): Die »westliche Kultur« und ihr Anderes. Zur Dekonstruktion von Orientalismus und antimuslimischem Rassismus. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839410813>
- Attia, Iman (2017): Diskursverschränkungen des antimuslimischen Rassismus. In: Karim Fereidooni und Meral El (Hg.): *Rassismuskritik und Widerstandsformen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 181–192. https://doi.org/10.1007/978-3-658-14721-1_11
- Aunkofer, Stefanie; Wimbauer, Christine; Neumann, Benjamin; Meuser, Michael; Sabisch, Katja (2019): Väter in Elternzeit. Deutungen, Aushandlungen und Bewertungen von Familien- und Erwerbsarbeit im Paar. In: *Berliner Journal für Soziologie* 29 (1–2), S. 93–125. <https://doi.org/10.1007/s11609-019-00391-5>
- Autor:innengruppe Bildungsberichterstattung (Hg.) (2022): *Bildung in Deutschland 2022. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zum Bildungspersonal*. Bielefeld.
- Baader, Meike Sophia (2014): Gender/Geschlecht. In: Christoph Wulf (Hg.): *Handbuch Pädagogische Anthropologie*. Unter Mitarbeit von Jörg Zirfas. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 651–661. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18970-3_60
- Balibar, Étienne (1991): *Race, nation, class. Ambiguous identities*. London: Verso.
- Barker, Gary; Garg, Aapta; Heilman, Brian; van der Gaag, Nikki; Mehaffey, Rachel (2021): *State of the World's Fathers: Structural Solutions to Achieve Equality in Care Work*. Washington, DC: Promundo-US.
- Baur, Nina; Luedtke, Jens (2008): Konstruktionsbereiche von Männlichkeit. Zum Stand der Männerforschung. In: Nina Baur und Jens Luedtke (Hg.): *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland*. Opladen: Budrich, S. 7–30. <https://doi.org/10.2307/j.ctvndv9jf.3>
- Beaufaÿs, Sandra (2019): Habitus: Verkörperung des Sozialen – Verkörperung von Geschlecht. In: Beate Kortendieck, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Hg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 349–358. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_27
- Behnke, Cornelia; Meuser, Michael (1999): *Geschlechterforschung und qualitative Methoden*. Opladen: Leske + Budrich. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-97403-7>
- Behnke, Cornelia; Meuser, Michael (2012): »Look here mate! I'm taking parental leave for a year« – involved fatherhood and images of masculinity. In: Mechthild Oechsle, Ursula Müller und Sabine Hess (Hg.): *Fatherhood in late modernity. Cultural images, social practices, structural frames*. Opladen: Budrich, S. 129–145. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzvvg.9>

- Belsky, Jay; Conger, Rand; Capaldi, Deborah M. (2009): The intergenerational transmission of parenting: introduction to the special section. In: *Developmental psychology* 45 (5), S. 1201–1204. <https://doi.org/10.1037/a0016245>
- Berry, John W. (2019): *Acculturation. A personal journey across cultures*. Cambridge: Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/9781108589666>
- Bertram, Hans (2011): *Neue Väter: Ökonomie, Zuwendung und Förderung von Fähigkeiten*. In: Birgitta Kleinschwärzer-Meister (Hg.): *Religion und Moral. Grundsätzliches und Konkretes im Kontext von Globalisierung und gesellschaftlichem Wandel*. Berlin u. a.: LIT-Verlag, S. 124–129.
- Böhnisch, Lothar; Winter, Reinhard (1993): *Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf*. Weinheim u. a.: Juventa.
- Bohnsack, Ralf (1997): »Orientierungsmuster«: Ein Grundbegriff qualitativer Sozialforschung. In: Folker Schmidt (Hg.): *Methodische Probleme der empirischen Erziehungswissenschaft*. Baltmannsweiler: Schneider-Verl. Hohengehren, S. 49–62.
- Bohnsack, Ralf (2013): *Typenbildung. Generalisierung und komparative Analyse: Grundprinzipien der dokumentarischen Methode*. In: Ralf Bohnsack, Iris Nentwig-Gesemann und Arnd-Michael Nohl (Hg.): *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. 3. Aufl. Wiesbaden: Springer VS, S. 241–270. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19895-8_11
- Bohnsack, Ralf (2018): *Dokumentarische Methode*. In: Ralf Bohnsack, Alexander Geimer und Michael Meuser (Hg.): *Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung*. 4., vollst. überarb. u. erw. Aufl. Opladen u. a.: Budrich, S. 52–58. <https://doi.org/10.36198/9783838587479>
- Bohnsack, Ralf (2021): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. 10. Aufl. Leverkusen: UTB. <https://doi.org/10.36198/9783838587851>
- Bohnsack, Ralf; Hoffmann, Nora F.; Nentwig-Gesemann, Iris (2019): *Typenbildung und Dokumentarische Methode*. In: Steffen Amling, Alexander Geimer, Anne Schondelmayer, Kevin Stützel und Sarah Thomsen (Hg.): *Typenbildung und Dokumentarische Methode*. Berlin: Centrum für qualitative Evaluations- und Sozialforschung e.V., S. 17–50. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf047g.3>
- Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris; Nohl, Arnd-Michael (2013): *Einleitung: Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis*. In: Ralf Bohnsack, Iris Nentwig-Gesemann und Arnd-Michael Nohl (Hg.): *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. 3. Aufl. Wiesbaden: Springer VS, S. 9–32. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19895-8_1
- Bourdieu, Pierre (1987a): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Bourdieu, Pierre (1987b): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1974): Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwartz, S. 183–198.
- Bourdieu, Pierre (1997): Die Männliche Herrschaft. In: Irene Dölling und Beate Kraiss (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 153–217.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg: VSA-Verlag.
- Bourdieu, Pierre (2011): Rede und Antwort. 3. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2013): Die männliche Herrschaft. 2. Aufl. Berlin: Suhrkamp.
- Brandes, Holger (2007): Hegemonic Masculinities in East and West Germany (German Democratic Republic and Federal Republic of Germany). In: *Men and Masculinities* 10 (2), S. 178–196. <https://doi.org/10.1177/1097184X05284223>
- Bräuer, Kim; Marquardsen, Kai; Brzosa, Flora; Eggers, Anne-Christin; Weiß, Isabell (2023): VAPRO – You don't need to be Superheroes: Einblicke in die vielfältigen Lebenslagen von Vätern. Abschlussbericht.
- Braun, Cornelia; Mehringer, Volker (2010): Familialer Hintergrund, Übertrittsempfehlungen und Schulerfolg bei Kindern mit und ohne Migrationshintergrund. In: Jörg Hagedorn, Verena Schurt, Corinna Steber und Wiebke Waburg (Hg.): Ethnizität, Geschlecht, Familie und Schule. Heterogenität als erziehungswissenschaftliche Herausforderung. Wiesbaden: VS, S. 55–79. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92108-2_4
- Brosius, Hans-Bernd; Koschel, Friederike; Haas, Alexander (2009): Methoden der empirischen Kommunikationsforschung. Eine Einführung. 5. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Brückner, Margit (2008): Wer sorgt für wen? Auswirkungen sich wandelnder Geschlechter- und Generationsverhältnisse auf die gesellschaftliche Organisation des Sorgens (Care). In: Annemarie Bauer (Hg.): Gerechtigkeit, Geschlecht und demographischer Wandel. Frankfurt a.M.: Mabuse, S. 45–61.
- Büchner, Jelena L. O.; Pangritz, Johanna (2024): »Ich finde mein Auftrag als Vater, ob jetzt mit Migrationshintergrund oder nicht...«. Neue Väter zwischen Sorgearbeit und Rassismus. In: Anna Hartmann und Jeannette Windheuser (Hg.): Pädagogik als Sorge. Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung 20. Opladen u.a.: Budrich, S. 193–206. <https://doi.org/10.3224/84743028.13>
- Budde, Jürgen (2014): Jungenpädagogik zwischen Tradierung und Veränderung. Empirische Analysen geschlechterpädagogischer Praxis. Opladen u.a.: Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzt5p>

- Budde, Jürgen; Riese, Thomas Viola (2020): Auseinandersetzungen mit (Neuen) Theorien für die erziehungswissenschaftliche Forschung zu Männlichkeiten. In: Melanie Kubandt und Julia Schütz (Hg.): *Methoden und Methodologien der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung*. Opladen u.a.: Budrich, S. 234–256. <https://doi.org/10.2307/j.ctvscxr.15>
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2017a): *Familienreport 2017. Leistungen, Wirkungen, Trends*. Berlin.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2017b): *Gelebte Vielfalt: Familien mit Migrationshintergrund in Deutschland*. Berlin.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2021a): *Eltern sein in Deutschland. Zusammenfassung des Gutachtens der Sachverständigenkommission*. Berlin.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2021b): *Familie heute. Daten, Fakten, Trends. Familienreport 2020*. 2. Aufl. Berlin.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2021c): *Väterreport. Update 2021*. Berlin.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2022a): *Elterngeld und Elternzeit. Das Bundeselterngeld- und Elternzeitgesetz*. 26. Aufl. Berlin.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2022b): *Kinder, Haushalt, Pflege – wer kümmert sich? Ein Dossier zur gesellschaftlichen Dimension einer privaten Frage*. 5. Aufl. Berlin.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2023): *Väterreport 2023. Entwicklungen und Daten zur Vielfalt der Väter in Deutschland*. Berlin.
- Bünning, Mareike; Pollmann-Schult, Matthias (2016): Family policies and fathers' working hours: cross-national differences in the paternal labour supply. In: *Work, Employment and Society* 30 (2), S. 256–274. <https://doi.org/10.1177/0950017015578999>
- Burkart, Günther (2007): Das modernisierte Patriarchat. Neue Väter und alte Probleme. In: *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung* 1, S. 82–91.
- Canitz, Hanne-Lore von (1982): *Väter. Die neue Rolle die Mannes in der Familie*. Frankfurt a.M.: Ullstein.
- Capraro, Rocco L. (2004): Men's Studies. In: *Men and Masculinities* 2, S. 533–535.
- Carrigan, Tim; Connell, Raewyn W.; Lee, John (1985): Toward a New Sociology of Masculinity. In: *Theory and Society* 14 (5), S. 551–604. <https://doi.org/10.1007/BF00160017>
- Castro Varela, María do Mar; Dhawan, Nikita (2010): Mission Impossible: Postkoloniale Theorie im deutschsprachigen Raum? In: Julia Reuter und Paula-Irene Villa (Hg.): *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse*,

- politische Intervention. Bielefeld: transcript, S. 303–329. <https://doi.org/10.1515/9783839409060-014>
- Castro Varela, María do Mar; Dhawan, Nikita (2020): Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. 3. Aufl. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.36198/9783838553627>
- Chen, Zeng-Yin; Liu, Ruth X.; Kaplan, Howard B. (2008): Mediating Mechanisms for the Intergenerational Transmission of Constructive Parenting: A Prospective Longitudinal Study. In: *Journal of family issues* 29 (12), S. 1574–1599. <https://doi.org/10.1177/0192513X08318968>
- Cho, Sumi; Crenshaw, Kimberlé Williams; McCall, Leslie (2013): Toward a Field of Intersectionality Studies: Theory, Applications, and Praxis. In: *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 38 (4), S. 785–810. <https://doi.org/10.1086/669608>
- Ciciolla, Lucia; Luthar, Suniya S. (2019): Invisible Household Labor and Ramifications for Adjustment: Mothers as Captains of Households. In: *Sex Roles* 81 (7–8), S. 467–486. <https://doi.org/10.1007/s11199-018-1001-x>
- Coltrane, Scott (2004): Fathering. Paradoxes, Contradictions, and Dilemmas. In: Marilyn Coleman (Hg.): *Handbook of contemporary families. Considering the past, contemplating the future*. Thousand Oaks, Calif.: Sage, S. 224–243. <https://doi.org/10.4135/9781412976022.n13>
- Connell, Raewyn W. (1987): *Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics*. Stanford: Stanford University Press.
- Connell, Raewyn W. (1995): *Masculinities*. Berkeley, Los Angeles: University of California Press.
- Connell, Raewyn W. (1998): Masculinities and Globalization. In: *Men and Masculinities* 1 (1), S. 3–23. <https://doi.org/10.1177/1097184X98001001001>
- Connell, Raewyn W. (2000): *The men and the boys*. Berkeley, Los Angeles: University of California Press.
- Connell, Raewyn W. (2005): Globalization, Imperialism, and Masculinities. In: Michael S. Kimmel, Jeff Hearn und Raewyn W. Connell (Hg.): *Handbook of studies on men & masculinities*. Thousand Oaks, Calif.: Sage, S. 71–89. <https://doi.org/10.4135/9781452233833.n5>
- Connell, Raewyn W. (2010): Im Innern des gläsernen Turms: Die Konstruktion von Männlichkeiten im Finanzkapital. In: *Feministische Studien* 28 (1), S. 8–24. <https://doi.org/10.1515/fs-2010-0103>
- Connell, Raewyn W. (2014): Margin becoming centre: for a world-centred rethinking of masculinities. In: *NORMA: International Journal for Masculinity Studies* 9 (4), S. 217–231. <https://doi.org/10.1080/18902138.2014.934078>
- Connell, Raewyn W. (2015): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. 4. durchg. und erw. Aufl. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19973-3>

- Connell, Raewyn W. (2016): Masculinities in global perspective: hegemony, contestation, and changing structures of power. In: *Theory and Society* 45 (4), S. 303–318. <https://doi.org/10.1007/s11186-016-9275-x>
- Connell, Raewyn W.; Messerschmidt, James W. (2005): Hegemonic Masculinity. Re-thinking the Concept. In: *Gender and Society* 19 (6), S. 829–859. <https://doi.org/10.1177/0891243205278639>
- Connell, Raewyn W.; Pearse, Rebecca (2015): Gender. In *World Perspective*. 3rd. Cambridge u.a.: Polity Press.
- Connell, Raewyn W.; Wood, Julian (2005): Globalization and Business Masculinities. In: *Men and Masculinities* 7 (4), S. 347–364. <https://doi.org/10.1177/1097184X03260969>
- Coontz, Stephanie (2012): The Late Arrival and Early Demise of the Male Breadwinner Family. In: Hans Bertram und Nancy Ehler (Hg.): *Family, ties and care. Family transformation in a plural modernity; the Freiburger survey about family transformation in an international comparison*. Opladen: Budrich, S. 33–46.
- Cremer, Hendrik (2017): Racial Profiling: Eine menschenrechtswidrige Praxis am Beispiel anlassloser Personenkontrollen. In: Karim Fereidooni und Meral El (Hg.): *Rassismuskritik und Widerstandsformen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 405–414. https://doi.org/10.1007/978-3-658-14721-1_23
- Crenshaw, Kimberlé (1991): Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color. In: *Stanford Law Review* 43 (6), S. 1241. <https://doi.org/10.2307/1229039>
- Cyprian, Gudrun (2007): Väterforschung im deutschsprachigen Raum – ein Überblick über Methoden, Ergebnisse und offene Fragen. In: Tanja Mühling und Harald Rost (Hg.): *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung*. Opladen: Budrich, S. 23–48. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf069b.4>
- Daminger, Allison (2019): The Cognitive Dimension of Household Labor. In: *American Sociological Review* 84 (4), S. 609–633. <https://doi.org/10.1177/0003122419859007>
- Dean, Liz; Churchill, Brendan; Ruppner, Leah (2021): The mental load: building a deeper theoretical understanding of how cognitive and emotional labor over load women and mothers. In: *Community, Work & Family* 25 (1), S. 13–29. <https://doi.org/10.1080/13668803.2021.2002813>
- Degele, Nina (2019): Intersektionalität: Perspektiven der Geschlechterordnung. In: Beate Kortendieck, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Hg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 341–348. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_32
- Degele, Nina; Schirmer, Dominique (2004): Selbstverständlich heteronormativ: zum Problem der Reifizierung in der Geschlechterforschung. In: Sylvia Buchen (Hg.): *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen*. Wiesbaden: VS, S. 107–122. https://doi.org/10.1007/978-3-322-80587-4_8

- Demetriou, Demetrakis Z. (2001): Connell's Concept of Hegemonic Masculinity. A Critique. In: *Theory and Society* 30 (3), S. 337–361. <https://doi.org/10.1023/A:1017596718715>
- Deppe, Ulrike; Keßler, Catharina I.; Sandring, Sabine (2018): Eine Frage des Standorts? In: Maja S. Maier, Catharina I. Keßler, Ulrike Deppe, Anca Leuthold-Wergin und Sabine Sandring (Hg.): *Qualitative Bildungsforschung. Methodische und Methodologische Herausforderungen in der Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer VS, S. 51–74. https://doi.org/10.1007/978-3-658-18597-8_4
- DeZIM (Hg.) (2022): *Rassistische Realitäten. Wie setzt sich Deutschland mit Rassismus auseinander? Auftaktstudie zum Nationalen Diskriminierungs- und Rassismusmonitor (NaDiRa) des Deutschen Zentrums für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM)*. Deutsches Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung. Berlin.
- Diabaté, Sabine; Lück, Detlev; Schiefer, Katrin (2022): »Should I stay or should I leave?«. Kulturelle Einflussfaktoren der Befürwortung von Väterzeit in Deutschland. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 42 (1), S. 37–53. <https://doi.org/10.3262/ZSE2201037>
- Die Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration; Die Beauftragte der Bundesregierung für Antirassismus (Hg.) (2023): *Lagebericht Rassismus in Deutschland. Ausgangslage, Handlungsfelder, Maßnahmen*. Berlin.
- Dietze, Gabriele (2013): *Postcolonial Theory*. In: Christina von Braun und Inge Stephan (Hg.): *GenderWissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*. 3., überarb. und erw. Aufl. Köln u. a.: Böhlau, S. 471–502.
- Diewald, Martin; Diehl, Claudia; Leyendecker, Birgit (2016): Referenzrahmen des Gutachtens: Migration und Teilhabe. In: *Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen (Hg.): Migration und Familie. Kindheit mit Zuwanderungshintergrund*. Wiesbaden: Springer VS, S. 65–80. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12237-9_3
- Dirim, İnci (2010): »Wenn man mit Akzent spricht, denken die Leute, dass man auch mit Akzent denkt oder so«. Zur Frage des (Neo-)Linguizismus in den Diskursen über die Sprache(n) der Migrationsgesellschaft. In: Paul Mecheril, İnci Dirim, Mechtild Gomolla, Sabine Hornberg und Krassimir Stojanov (Hg.): *Spannungsverhältnisse. Assimilationsdiskurse und interkulturell-pädagogische Forschung*. Münster u. a.: Waxmann, S. 91–112.
- Dirim, İnci (2016): *Sprachverhältnisse*. In: Paul Mecheril, Veronika Kourabas und Matthias Rangger (Hg.): *Handbuch Migrationspädagogik*. Weinheim: Beltz, S. 311–325.
- Döge, Peter; Behnke, Cornelia (2005): *Auch Männer haben ein Vereinbarkeitsproblem. Ansätze zur Unterstützung familienorientierter Männer auf betrieblicher Ebene; Pilotstudie; Endbericht*. Berlin: IAIZ.

- Dölling, Irene (2004): Männliche Herrschaft als paradigmatische Form der symbolischen Gewalt. In: Margareta Steinrücke (Hg.): Pierre Bourdieu. Politisches Forschen, Denken und Eingreifen. Hamburg: VSA-Verl., S. 74–91.
- Elliott, Karla (2016): Caring Masculinities. In: *Men and Masculinities* 19 (3), S. 240–259. <https://doi.org/10.1177/1097184X15576203>
- Elliott, Karla (2019a): Negotiations between progressive and ›traditional‹ expressions of masculinity among young Australian men. In: *Journal of Sociology* 55 (1), S. 108–123. <https://doi.org/10.1177/1440783318802996>
- Elliott, Karla (2019b): Zum Problem von Macht und Dominanz im Konzept Caring Masculinities. In: Sylka Scholz und Andreas Heilmann (Hg.): Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften. München: oekom, S. 201–212.
- Elliott, Karla (2020): Young men navigating contemporary masculinities. Cham: Palgrave Macmillan. <https://doi.org/10.1007/978-3-030-36395-6>
- El-Mafaalani, Aladin; Waleciak, Julian; Weitzel, Gerrit (2017): Rassistische Diskriminierung aus der Erlebensperspektive: Theoretische Überlegungen zur Integration von sozialer Ungleichheits- und Diskriminierungsforschung. In: Karim Fereidooni und Meral El (Hg.): Rassismuskritik und Widerstandsformen. Wiesbaden: Springer VS, S. 47–59. https://doi.org/10.1007/978-3-658-14721-1_3
- Esser, Hartmut (2016): In Deutschland ankommen: Integration, Assimilation und ethnische Vielfalt. In: *Lehren und Lernen* (2), S. 9–15.
- Farahani, Fataneh; Thapar-Björkert, Suruchi (2020): Postcolonial masculinities: diverse, shifting and in flux. In: Lucas Gottzén, Ulf Mellström und Tamara Shefer (Hg.): Routledge International Handbook of Masculinity Studies. Milton: Routledge, S. 92–102. <https://doi.org/10.4324/9781315165165-9>
- Faulstich-Wieland, Hannelore (2008): Sozialisation und Geschlecht. In: Klaus Hurrelmann, Matthias Grundmann und Sabine Walper (Hg.): Handbuch Sozialisationsforschung. Weinheim u.a.: Beltz, S. 240–253.
- Fischer, Hermann; Taigel, Hermann (2012): Schwäbisches Handwörterbuch. Schwäbisch – deutsch, deutsch – schwäbisch. 4. Aufl. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Flaake, Karin (2017): Egalitäre Geschlechterverhältnisse in Familien und mütterliche Erwerbstätigkeit – Potenziale einer in der Partnerschaft geteilten Elternschaft. Erfahrungen von Müttern, Vätern, Töchtern und Söhnen. In: Annette von Alemann, Sandra Beaufaÿs und Beate Kortendiek (Hg.): GENDER – Sonderheft 4: Alte neue Ungleichheiten? Opladen u.a.: Budrich, S. 108–123.
- Folbre, Nancy (1995): »Holding hands at midnight«: The paradox of caring labor. In: *Feminist Economics* 1 (1), S. 73–92. <https://doi.org/10.1080/714042215>
- Forschungsbereich beim Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration (SVR) (2018): »Wo kommen Sie eigentlich ursprünglich her?«. Diskriminierungserfahrungen Diskriminierungserfahrungen und phänotypische Differenz in Deutschland. Berlin.

- Fthenakis, Wassilios E. (1999): Engagierte Vaterschaft. Die sanfte Revolution in der Familie; LBS-Initiative junge Familie. Opladen: Leske + Budrich. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-93324-9>
- Fthenakis, Wassilios E. (2002): Die Rolle des Vaters in der Familie. Stuttgart u.a.: Kohlhammer.
- Fthenakis, Wassilios E. (2006): Facetten der Vaterschaft. Perspektiven einer innovativen Väterpolitik. Hg. v. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ). Berlin.
- Fuhs, Burkhard (2012): Qualitative Methoden in der Erziehungswissenschaft. Darmstadt: wbg Academic.
- Fürstenau, Sara (2004): Transnationale (Aus-)Bildungs- und Zukunftsorientierungen. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 7 (1), S. 33–57. <https://doi.org/10.1007/s11618-004-0004-2>
- Gaitanides, Stefan (2017): Zwischen Individualisierung und Integration. Herausforderungen reflexiver interkultureller Sozialer Arbeit in der Migrationsgesellschaft. In: *Sozialpädagogische Impulse* (2), S. 28–31.
- Gardiner, Judith K. (2005): Men, Masculinities and Feminist Theory. In: Michael S. Kimmel, Jeff Hearn und Raewyn W. Connell (Hg.): *Handbook of studies on men & masculinities*. Thousand Oaks, Calif.: Sage, S. 35–50. <https://doi.org/10.4135/9781452233833.n3>
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.
- Garnitschnig, Ines (2016): »Mit der hegemonialen Wissensproduktion radikal brechen«. Interview mit Erol Yildiz. In: *Zwischenräume* #9, S. 1–4.
- Geisler, Esther; Kreyenfeld, Michaela (2018): Policy reform and fathers' use of parental leave in Germany: The role of education and workplace characteristics. In: *Journal of European Social Policy* 29 (2), S. 273–291. <https://doi.org/10.1177/0958928718765638>
- Gerdes, Zachary T.; Alto, Kathleen M.; Jadaszewski, Stefan; D'Auria, Francisco; Levant, Ronald F. (2018): A content analysis of research on masculinity ideologies using all forms of the Male Role Norms Inventory (MRNI). In: *Psychology of Men & Masculinity* 19 (4), S. 584–599. <https://doi.org/10.1037/men0000134>
- Gesterkamp, Thomas (2005): Betriebliche und politische Hindernisse engagierter Vaterschaft. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 17 (1), S. 66–75.
- Gildemeister, Regine (2019): Doing Gender: eine mikrotheoretische Annäherung an die Kategorie Geschlecht. In: Beate Kortendieck, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Hg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 409–417. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_35
- Gildemeister, Regine; Wetterer, Angelika (2012): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in

- der Frauenforschung. In: Franziska Bergmann, Franziska Schössler und Bettina Schreck (Hg.): *Gender Studies*. Bielefeld: transcript, S. 261–274.
- Gillis, John R. (2012): *Marginalization of Fatherhood in Western Countries*. In: Hans Bertram und Nancy Ehlert (Hg.): *Family, ties and care. Family transformation in a plural modernity; the Freiburger survey about family transformation in an international comparison*. Opladen: Budrich, S. 85–98.
- Gomolla, Mechtild (2016): *Diskriminierung*. In: Paul Mecheril, Veronika Kourabas und Matthias Rangger (Hg.): *Handbuch Migrationspädagogik*. Weinheim: Beltz, S. 73–89.
- Gomolla, Mechtild (2017): *Direkte und indirekte, institutionelle und strukturelle Diskriminierung*. In: Albert Scherr, Aladin El-Mafaalani und Gökçen Yüksel (Hg.): *Handbuch Diskriminierung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 133–155. https://doi.org/10.1007/978-3-658-10976-9_9
- Gomolla, Mechtild; Radtke, Frank-Olaf (2007): *Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule. 2., durchges. und erw. Aufl.* Wiesbaden: VS.
- Griffiths, Melanie (2015): »Here, Man Is Nothing!«. *Gender and Policy in an Asylum Context*. In: *Men and Masculinities* 18 (4), S. 468–488. <https://doi.org/10.1177/1097184X15575111>
- Gumbinger, Hans-Walter; Bambey, Andrea (2009): *Zwischen »traditionellen« und »neuen« Vätern. Zur Vielgestaltigkeit eines Wandlungsprozesses*. In: Karin Jarczyk (Hg.): *Vaterwerden und Vatersein heute. Neue Wege – neue Chancen!* Gütersloh: Verl. Bertelsmann Stiftung, S. 195–216.
- Ha, Kien Nghi (2000): *Ethnizität, Differenz und Hybridität in der Migration: Eine postkoloniale Perspektive*. In: *Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 30 (3), S. 377–397. <https://doi.org/10.32387/prokla.v30i120.767>
- Haas, Marita (2019): *Die zentrale Rolle und Position des narrativen Interviews in der Biographieforschung*. In: Gerhard Jost und Marita Haas (Hg.): *Handbuch zur soziologischen Biographieforschung. Grundlagen für die methodische Praxis*. Opladen u. a.: Budrich, S. 107–123.
- Habermas, Jürgen (1969): *Protestbewegung und Hochschulreform*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Halvorsen, Pål; Ljunggren, Jørn (2021): *A new generation of business masculinity? Privileged high school boys in a gender egalitarian context*. In: *Gender and Education* 33 (5), S. 499–513. DOI: 10.1080/09540253.2020.1792845. <https://doi.org/10.1080/09540253.2020.1792845>
- Hamburger, Franz; Hummrich, Merle (2007): *Familie und Migration*. In: Jutta Ecarrius (Hg.): *Handbuch Familie*. Wiesbaden: VS, S. 112–136. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90675-1_7
- Hametner, Katharina (2013): *Wie kritisch ist die rekonstruktive Sozialforschung? Zum Umgang mit Machtverhältnissen und Subjektpositionen in der dokumen-*

- tarischen Methode. In: Phil C. Langer, Angela Kühner und Panja Schweder (Hg.): Reflexive Wissensproduktion. Anregungen zu einem kritischen Methodenverständnis in qualitativer Forschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 135–147. https://doi.org/10.1007/978-3-658-03112-1_8
- Hanlon, Niall (2012): Masculinities, care and equality. Identity and nurture in men's lives. Basingstoke: Palgrave Macmillan. <https://doi.org/10.1057/9781137264879>
- Hartmann, Anna; Windheuser, Jeannette (Hg.) (2024): Pädagogik als Sorge. Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung 20. Opladen u.a.: Budrich.
- Häußling, Roger; Oberwittler, Dietrich; Antweiler, Christoph; Voß, G. Günter; Butterwegge, Christoph (2016): A. In: Johannes Kopp und Anja Steinbach (Hg.): Grundbegriffe der Soziologie. 11. Aufl. Wiesbaden: Springer VS, S. 1–24. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19892-7_1
- Heilmann, Andreas; Scholz, Sylka (2017): Caring Masculinities – gesellschaftliche Transformationspotentiale fürsorglicher Männlichkeiten? In: *Feministische Studien* 35 (2), S. 345–353. <https://doi.org/10.1515/fs-2017-0036>
- Helfferich, Cornelia (2011): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. 4. Aufl. Wiesbaden: VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92076-4>
- Helfferich, Cornelia (2012): Fatherhood as a transformation of masculinity. In: Mechtild Oechsle, Ursula Müller und Sabine Hess (Hg.): Fatherhood in late modernity. Cultural images, social practices, structural frames. Opladen: Budrich, S. 147–164. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzvgg.10>
- Herwartz-Emden, Leonie (2000): Datenerhebung und Datenanalyse: das Forschungsprojekt FAFRA. In: Leonie Herwartz-Emden (Hg.): Einwandererfamilien: Geschlechterverhältnisse, Erziehung und Akkulturation. Osnabrück: Univ.-Verl. Rasch, S. 53–85.
- Herwartz-Emden, Leonie (2003): Einleitung. Geschlechterverhältnis, Familie und Migration. In: Leonie Herwartz-Emden (Hg.): Einwandererfamilien: Geschlechterverhältnisse, Erziehung und Akkulturation. 2., unveränd. Aufl. Göttingen: V & R unipress, S. 9–50.
- Herwartz-Emden, Leonie; Waburg, Wiebke (2008): Mutterschaft und Mutterbilder. Migrantinnen im Spannungsfeld der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. In: *BZgA Forum* 3, S. 11–15.
- Herwartz-Emden, Leonie; Westphal, Manuela (1999): Frauen und Männer, Mütter und Väter. Empirische Ergebnisse zu Veränderungen der Geschlechterverhältnisse in Einwandererfamilien. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 46 (6), S. 885–902.
- Hibbins, Raymond; Pease, Bob (2009): Men and Masculinities on the Move. In: Mike Donaldson, Raymond Hibbins, Richard Howson und Bob Pease (Hg.): Migrant men. Critical studies of masculinities and the migration experience. New York: Routledge, S. 1–20.

- Hinz, Thomas; Auspurg, Katrin (2017): Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt. In: Albert Scherr, Aladin El-Mafaalani und Gökçen Yüksel (Hg.): Handbuch Diskriminierung. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 387–406. https://doi.org/10.1007/978-3-658-10976-9_21
- Hirschauer, Stefan (2016): Judith, Niklas und das Dritte der Geschlechterdifferenz: undoing gender und die Post Gender Studies. In: *GENDER* 8 (3), S. 114–129. <http://doi.org/10.3224/gender.v8i3.10>
- Hobson, Barbara M.; Fahlén, Susanne (2011): Zur Zukunft des Vaters. In: Hans Berttram und Nancy Ehler (Hg.): Familie, Bindungen und Fürsorge. Familiärer Wandel in einer vielfältigen Moderne; Freiburger Studie zum familiären Wandel im Weltvergleich. Opladen: Budrich, S. 109–130. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf00b4.9>
- Hobson, Barbara M.; Morgan, David (2002): Introduction. In: Barbara M. Hobson (Hg.): Making men into fathers. Men, masculinities, and the social politics of fatherhood. Cambridge u.a.: Cambridge University Press, S. 1–21. https://doi.org/10.1163/9789004474413_003
- Hochschild, Arlie R.; Machung, Anne (1990): Der 48-Stunden-Tag. Wege aus dem Dilemma berufstätiger Eltern. Wien: Zsolnay.
- Hoesch, Kirsten (2018): Migration und Integration. Eine Einführung. Wiesbaden u.a.: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-09736-3>
- Holtermann, Daniel (Hg.) (2021): Caring masculinities in elementary and primary education in Germany. Dissens – Institut für Bildung und Forschung e.V. Berlin.
- Horlacher, Stefan; Jansen, Bettina; Schwanebeck, Wieland (Hg.) (2016): Männlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart: J.B. Metzler. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-05196-7>
- Hoyer, Lukas von (2023): Vaterschaftsurlaub soll 2024 kommen – alle Informationen in der Übersicht. In: *Augsburger Allgemeine*, 20.09.2023. Online verfügbar unter <https://www.augsburger-allgemeine.de/panorama/vaterschaftsurlaub-ab-2024-in-deutschland-dauer-infos-id64703961.html>, zuletzt geprüft am 31.10.2023.
- Hurrelmann, Klaus; Bauer, Ullrich (2015): Das Modell des produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts. In: Klaus Hurrelmann, Ullrich Bauer, Matthias Grundmann und Sabine Walper (Hg.): Handbuch Sozialisationsforschung. 8. Aufl. Weinheim u.a.: Beltz, S. 144–161.
- Huxel, Katrin (2006): Fremde Männlichkeiten? Zur Konstruktion von Geschlecht in biographischen Erzählungen von Migranten. Münster: Arbeitsstelle Interkulturelle Pädagogik.
- Huxel, Katrin (2014): Männlichkeit, Ethnizität und Jugend. Präsentationen von Zugehörigkeit im Feld Schule. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-06096-1>

- Huxel, Katrin; Karakayalı, Juliane; Palenga-Möllenbeck, Ewa; Schmidbaur, Marianne; Shinozaki, Kyoko; Spies, Tina et al. (2021): Postmigrantisch gelesen. Transnationalität, Gender, Care. In: Katrin Huxel, Juliane Karakayalı, Ewa Palenga-Möllenbeck, Marianne Schmidbaur, Kyoko Shinozaki, Tina Spies et al. (Hg.): Postmigrantisch gelesen. Bielefeld: transcript, S. 15–29. <https://doi.org/10.1515/9783839447284-002>
- Hyland, Marie; Shen, Liang (2022): The Evolution of Maternity and Paternity Leave Policies over Five Decades. A Global Analysis. Policy Research Working Paper 10215. Hg. v. World Bank Group. Development Economics. Global Indicators Group. <https://doi.org/10.1596/1813-9450-10215>
- Institut für Demoskopie Allensbach (Hg.) (2021): Elternzeit, Elterngeld und Partnerschaftlichkeit. Eine repräsentative Onlinebefragung von Eltern mit ältestem Kind unter 10 Jahren. Allensbach, Bodensee.
- Izugbara, Chimaraoke O.; Egesa, Carolyn P. (2019): Young men, poverty and aspirational masculinities in contemporary Nairobi, Kenya. In: *Gender, Place & Culture* 27 (12), S. 1682–1702. <https://doi.org/10.1080/0966369X.2019.1693347>
- Jäger, Ulle; König, Tomke; Maihofer, Andrea (2012): Pierre Bourdieu: Die Theorie männlicher Herrschaft als Schlussstein seiner Gesellschaftstheorie. In: Heike Kahlert und Christine Weinbach (Hg.): *Zeitgenössische Gesellschaftstheorien und Genderforschung*. Wiesbaden: VS, S. 15–36. https://doi.org/10.1007/978-3-531-94254-4_2
- Jedinger, Alexander; Michael, Tobias (2019): Intervieweffekte. In: Nina Baur und Jörg Blasius (Hg.): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 365–376. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21308-4_25
- Jösting, Sabine (2005): *Jungenfreundschaften*. Wiesbaden: VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-80768-7>
- Jurczyk, Karin; Rauschenbach, Thomas (2009): Elternzeit als Impuls für väterliches Engagement. Ein Vorreiter der Väterpolitik? In: Karin Jurczyk (Hg.): *Vaterwerden und Vatersein heute. Neue Wege – neue Chancen!* Gütersloh: Verl. Bertelsmann Stiftung, S. 345–368.
- Kallmeyer, Werner; Schütze, Fritz (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Dirk Wegner (Hg.): *Gesprächsanalysen. Vorträge, gehalten anlässlich des 5. Kolloquiums des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik*, Bonn, 14. – 16. Oktober 1976. Hamburg: Buske, S. 159–274.
- Kassner, Karsten (2008): Männlichkeitskonstruktionen von »neuen Vätern«. In: Nina Baur und Jens Luedtke (Hg.): *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland*. Opladen: Budrich, S. 141–163. <https://doi.org/10.2307/j.ctvndv9jf.10>

- Kassner, Karsten; Nelles, Hans-Georg; Stenz, Holger, Vonnoh, Carsten (2022): Aktive Vaterschaft von Anfang an. In: *Deutsche Hebammen Zeitschrift* 3 (74), S. 40–44.
- Keller, Matthias; Körner, Thomas (2023): Closing the Gap? Erwerbstätigkeit und Arbeitszeit von Müttern und Vätern nach 15 Jahren Elterngeld. In: *WISTA* (4), S. 88–101.
- Kim, Shin Ye; Lee, Jaehoon; Wester, Stephen R.; Fouad, Nadya (2020): Do »manly« men believe other men are happier? Social comparison, masculine norms, and positive work–family spillover. In: *Psychology of Men & Masculinity* 21 (2), S. 251–265. <https://doi.org/10.1037/men0000226>
- King, Vera (2006): Ungleiche Karrieren. Bildungsaufstieg und Adoleszenzverläufe bei jungen Männern und Frauen aus Migrantenfamilien. In: Vera King und Hans-Christoph Koller (Hg.): *Adoleszenz – Migration – Bildung. Bildungsprozesse Jugendlicher und junger Erwachsener mit Migrationshintergrund*. Wiesbaden: VS, S. 27–46. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90332-3_2
- Kleemann, Frank; Krähnke, Uwe; Matuschek, Ingo (2013): *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung in die Praxis des Interpretierens*. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-93448-8>
- Klinger, Cornelia (2003): Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht. In: Gudrun-Axeli Knapp (Hg.): *Achsen der Differenz*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 14–48.
- Klünder, Nina (2017): Differenzierte Ermittlung des Gender Care Gap auf Basis der repräsentativen Zeitverwendungsdaten 2012/13. Expertise im Rahmen des Zweiten Gleichstellungsberichts der Bundesregierung. Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e.V., Geschäftsstelle Zweiter Gleichstellungsbericht der Bundesregierung. Berlin.
- Knappik, Magdalena (2016): Disinventing Muttersprache. In: Aysun Doğmuş, Yase-min Karakaşoğlu und Paul Mecheril (Hg.): *Pädagogisches Können in der Migrationsgesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS, S. 221–240. https://doi.org/10.1007/978-3-658-07296-4_12
- Kohlrausch, Bettina; Zucco, Aline (2020): Corona trifft Frauen doppelt – weniger Erwerbseinkommen und mehr Sorgearbeit. In: *WSI Policy Brief* (40), S. 1–12.
- Kooroshy, Shadi; Mecheril, Paul; Shure, Saphira (2021): Rassismus in der Migrationsgesellschaft. In: Karim Fereidooni und Stefan E. Hößl (Hg.): *Rassismuskritische Bildungsarbeit*. Frankfurt a.M.: Wochenschau, S. 15–33.
- Kortendieck, Beate (2010): Familie: Mutterschaft und Vaterschaft zwischen Tradionalisierung und Modernisierung. In: Ruth Becker (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Springer, S. 442–453. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92041-2_53
- Koslowski, Alison; Blum, Sonja; Dobrotić, Ivana; Kaufman, Gayle; Moss, Peter (Hg.) (2022): 18th International Review of Leave Policies and Related Research 2022. Fernuniversität Hagen.

- Krais, Beate (2011): Die männliche Herrschaft: ein somatisiertes Herrschaftsverhältnis. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 36 (4), S. 33–50. <https://doi.org/10.1007/s11614-011-0002-6>
- Krome, Regina (1995): »Alte Väter – Neue Väter?«. Zur Bedeutung der Vaterrolle in bürgerlichen Familien des Zweiten Deutschen Kaiserreichs (1871–1918). In: *Historische Kommission der Deutschen Gesellschaft (Hg.): Jahrbuch für Historische Bildungsforschung*. Weinheim u.a.: Juventa, S. 169–190.
- Kruse, Jan (2015): *Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz*. 2., überarb. u. erg. Aufl. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Kudera, Werner (2002): Neue Väter, neue Mütter – neue Arrangments der Lebensführung. In: Heinz Walter (Hg.): *Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie*. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 145–185.
- Kunz, Thomas (2016): Ungleichheit. In: Paul Mecheril, Veronika Kourabas und Matthias Rangger (Hg.): *Handbuch Migrationspädagogik*. Weinheim: Beltz, S. 243–260.
- Kuster, Friederike (2019): Mann-Frau: die konstitutive Differenz der Geschlechterforschung. In: Beate Kortendieck, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Hg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 3–12. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_3
- Küsters, Ivonne (2009): *Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen*. 2. Aufl. Wiesbaden: VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-91440-4>
- Küsters, Ivonne (2019): *Narratives Interview*. In: Nina Baur und Jörg Blasius (Hg.): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 687–693. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21308-4_45
- Lamb, Michael E. (2010): How Do Fathers Influence Children's Development? Let Me Count the Ways. In: Michael E. Lamb (Hg.): *The role of the father in child development*. 5. Aufl. Hoboken, NJ: Wiley, S. 1–26.
- Lamnek, Siegfried (2010): *Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch*. 5., überarb. Aufl. Weinheim u.a.: Beltz.
- Lange, Andreas; Zerle, Claudia; Alt, Christian (2008): Kinder und ihre Väter: Zwei Sichtweisen auf eine Familie? In: *DJI Bulletin* 83/84, S. 21–23.
- LaRossa, Ralph (2012): The historical study of fatherhood: theoretical and methodological considerations. In: Mechtild Oechsle, Ursula Müller und Sabine Hess (Hg.): *Fatherhood in late modernity. Cultural images, social practices, structural frames*. Opladen: Budrich, S. 37–60. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzvgg.4>
- Leiprecht, Rudolf (2001): *Alltagsrassismus. Eine Untersuchung bei Jugendlichen in Deutschland und den Niederlanden*. Münster u.a.: Waxmann.
- Leiprecht, Rudolf (2008): *Kulturalisierungen vermeiden – zum Kulturbegriff Interkultureller Pädagogik*. In: Lisa Rosen und Schahrzad Farrokhzad (Hg.): *Macht – Kultur – Bildung*. Münster: Waxmann, S. 129–146.

- Leiprecht, Rudolf (2016): Rassismus. In: Paul Mecheril, Veronika Kourabas und Matthias Ranger (Hg.): Handbuch Migrationspädagogik. Weinheim: Beltz, S. 226–242.
- Leiprecht, Rudolf; Langerfeldt, Alexander (2019): Junge Männer in der Migrationsgesellschaft. Ergebnisse einer quantitativen Befragung von 2010 zu den Forschungsthemen Männlichkeit, Diskriminierung und Diversitätsbewusstsein. Oldenburg: BIS-Verlag.
- Leiprecht, Rudolf; Lutz, Helma (2015): Intersektionalität im Klassenzimmer: Zur sozialen Konstruktion und Bedeutung von Ethnie, Klasse Geschlecht und ihren Verbindungen. In: Rudolf Leiprecht und Anja Steinbach (Hg.): Schule in der Migrationsgesellschaft. Ein Handbuch. Grundlagen – Diversität – Fachdidaktiken. Schwalbach: Debus Pädagogik, S. 283–304. <https://doi.org/10.46499/598>
- Lengersdorf, Diana; Meuser, Michael (2019): Leistungsbereit und fürsorgend? Das Konzept der Caring Masculinities. In: Sylka Scholz und Andreas Heilmann (Hg.): Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften. München: oekom, S. 97–107.
- Lenzen, Dieter (1991): Vaterschaft. Vom Patriarachat zur Alimentation. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Lewis, Charlie (1986): *Becoming a father*. Milton Keynes: Open Univ. Press.
- Leyendecker, Birgit; Agache, Alexandru (2016): Engagement türkischstämmiger Väter im Familien- und Erziehungsalltag fördert das subjektive Wohlbefinden von Kindern. In: *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie* 65, S. 57–74. <https://doi.org/10.13109/prkk.2016.65.1.57>
- Li, Xuan; Zerle-Elsässer, Claudia; Entleitner-Phleps, Christine; Schier, Michaela (2015): Väter 2015: Wie aktiv sind sie, wie geht es ihnen und was brauchen sie? Eine aktuelle Studie des Deutschen Jugendinstituts. München: Deutsches Jugendinstitut.
- Lucius-Hoene, Gabriele; Deppermann, Arnulf (2002): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Opladen: Leske + Budrich. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-11291-4>
- Luck, Frank (2021): Männer*, Männlichkeiten, Männer*gesundheit. Bern: Hogrefe. <https://doi.org/10.1024/86133-000>
- Lück, Detlev (2015): Vaterleitbilder: Ernährer und Erzieher? In: Norbert F. Schneider, Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel (Hg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Leverkusen-Opladen: Budrich, S. 227–245.
- Lutz, Helma (2001): Differenz als Rechenaufgabe: über die Relevanz der Kategorien Race, Class und Gender. In: Helma Lutz und Norbert Wenning (Hg.): Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Leske + Budrich, S. 215–230. https://doi.org/10.1007/978-3-663-11705-6_12

- Lutz, Helma (2017): Geschlechterverhältnisse und Migration. Einführung in den Stand der Diskussion. In: Helma Lutz und Anna Amelina (Hg.): Gender, Migration, Transnationalisierung. Eine intersektionelle Einführung. Bielefeld: transcript, S. 13–44. <https://doi.org/10.1515/9783839437964-003>
- Lutz, Helma (2018): Intersektionelle Biographieforschung. In: Helma Lutz, Martina Schiebel und Elisabeth Tuidor (Hg.): Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 139–150. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21831-7_12
- Lutz, Helma (2020): Rassismuskritische Perspektiven auf Gender und Migration. Eine intersektionelle Analyse. In: Meltem Kulaçatan und Harry H. Behr (Hg.): Migration, Religion, Gender und Bildung. Beiträge zu einem erweiterten Verständnis von Intersektionalität. Bielefeld: transcript, S. 211–230. <https://doi.org/10.1515/9783839444511-009>
- Lutz, Helma; Huth-Hildebrandt, Christine (1998): Geschlecht im Migrationsdiskurs. Neue Gedanken über ein altes Thema. In: *Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften* 40 (1/2), S. 159–173.
- Lutz, Helma; Huxel, Katrin (2018): Migration und Geschlecht. In: Ingrid Gogolin, Viola B. Georgi, Marianne Krüger-Potratz, Drorit Lengyel und Uwe Sandfuchs (Hg.): Handbuch Interkulturelle Pädagogik. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 76–81.
- Maihofer, Andrea (2015): Sozialisation und Geschlecht. In: Klaus Hurrelmann, Ullrich Bauer, Matthias Grundmann und Sabine Walper (Hg.): Handbuch Sozialisationsforschung. 8. Aufl. Weinheim u.a.: Beltz, S. 630–658.
- Mannheim, Karl (1980): Strukturen des Denkens. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Mattes, Monika (2005): »Gastarbeiterinnen« in der Bundesrepublik. Anwerbebpolitik, Migration und Geschlecht in den 50er bis 70er Jahren. Frankfurt a.M.: Campus.
- Matzner, Michael (2004): Vaterschaft aus der Sicht von Vätern. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-11713-1>
- Matzner, Michael (2015): Vaterbilder und Vaterfunktionen. Online verfügbar unter <https://www.familienhandbuch.de/familie-leben/familienformen/muetter-vaeter/vaterbilderundvaterfunktionen.php>, zuletzt geprüft am 31.08.2023.
- Matzner, Michael (2016): Vatersein heute – Hintergründe und Fakten. In: Andreas Eickhorst, Ansgar Röhrbein und Jochen Schweitzer (Hg.): »Wir freuen uns, dass Sie da sind!«. Beratung und Therapie mit Vätern. Heidelberg: Carl-Auer, S. 20–32.
- McCall, Leslie (2005): The Complexity of Intersectionality. In: *Signs* 30 (3), S. 1771–1800. <https://doi.org/10.1086/426800>
- Mecheril, Paul (2003): Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit. Münster: Waxmann.

- Mecheril, Paul (2004): Einführung in die Migrationspädagogik. Weinheim u.a.: Beltz.
- Mecheril, Paul (2006): Die Unumgänglichkeit und Unmöglichkeit der Angleichung. Herrschaftskritische Anmerkungen zur Assimilationsdebatte. In: *Neue Praxis. Sonderheft 8*, S. 124–140.
- Mecheril, Paul (2011): Hybridität, kulturelle Differenz und Zugehörigkeiten als pädagogische Herausforderung. In: Gerhard Mertens, Norbert Meder, Cristina Allemann-Ghionda und Uwe Uhlendorff (Hg.): *Erziehungswissenschaft und Gesellschaft*. Paderborn: Schöningh, S. 531–542. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839419335.37>
- Mecheril, Paul (2016): Migrationspädagogik – ein Projekt. In: Paul Mecheril, Veronika Kourabas und Matthias Rangger (Hg.): *Handbuch Migrationspädagogik*. Weinheim: Beltz, S. 8–30.
- Mecheril, Paul; Melter, Claus (2010): Gewöhnliche Unterscheidungen. Wege aus dem Rassismus. In: Paul Mecheril, Maria do Mar Castro Varela, İnci Dirim, Anita Kalpaka und Claus Melter (Hg.): *Migrationspädagogik*. Weinheim: Beltz, S. 150–178.
- Mecheril, Paul; Rangger, Matthias (2022): Was, wenn die sich selbst kulturalisieren? – Essentialisierung unter Bedingungen migrationsgesellschaftlicher Subjektivierung. In: Paul Mecheril und Matthias Rangger (Hg.): *Handeln in Organisationen der Migrationsgesellschaft. Differenz- und machttheoretische Reflexionen einer praxisorientierten Fortbildungsreihe*. Wiesbaden u.a.: Springer VS, S. 89–119. https://doi.org/10.1007/978-3-658-19000-2_5
- Messerschmidt, James W.; Messner, Michael A. (2018): Hegemonic, Nonhegemonic, and »New« Masculinities. In: James W. Messerschmidt, Patricia Yancey Martin, Michael A. Messner und Raewyn W. Connell (Hg.): *Gender reckonings. New social theory and research*. New York: New York University Press, S. 35–56. <https://doi.org/10.2307/j.ctt1pwtb3r.7>
- Meuser, Michael (2003): Modernized Masculinities? Continuities, Challenges and Changes in Men's Lives. In: Søren Ervø und Thomas Johansson (Hg.): *Among Men. Moulding Masculinities*. Aldershot u.a.: Ashgate.
- Meuser, Michael (2005a): Herausgeforderte Männlichkeit. Neue Zwänge oder neue Optionen. In: *Sowi 34* (3), S. 50–60.
- Meuser, Michael (2005b): Vom Ernährer der Familien zum »involvierten« Vater? Zur ambivalenten Modernisierung von Männlichkeit. In: *figurationen* (2), S. 91–106. <https://doi.org/10.7788/figurationen.2005.6.2.91>
- Meuser, Michael (2008): Ernste Spiele. Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer. In: Nina Baur und Jens Luedtke (Hg.): *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland*. Opladen: Budrich, S. 33–44. <https://doi.org/10.2307/j.ctvndv9j.f.4>

- Meuser, Michael (2009): Vaterschaft und Männlichkeit. (Neue) Väterlichkeit in geschlechtersoziologischer Perspektive. In: Karin Jurczyk (Hg.): Vaterwerden und Vatersein heute. Neue Wege – neue Chancen! Gütersloh: Verl. Bertelsmann Stiftung, S. 79–93.
- Meuser, Michael (2010): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. 3. Aufl. Wiesbaden: VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92046-7>
- Meuser, Michael (2011): Die Entdeckung der »neuen Väter«. Vaterschaftspraktiken, Geschlechtnormen und Geschlechterkonflikte. In: Kornelia Hahn (Hg.): Soziologie des Privaten. Wiesbaden: VS, S. 71–81. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93460-0_5
- Meuser, Michael (2013): Jungen- und Männlichkeitsforschung. In: Michael Meuser, Marc Calmbach, Winfried Kösters, Marc Melcher, Sylka Scholz und Ahmet Toprak (Hg.): Jungen und ihre Lebenswelten – Vielfalt als Chance und Herausforderung. Opladen u.a.: Budrich, S. 38–60. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdfodw7.9>
- Meuser, Michael (2015): Hegemoniale Männlichkeit im Niedergang? Anmerkungen zum Diskurs der Krise des Mannes. In: Claudia Mahs, Barbara Rendtorff und Anne-Dorothee Warmuth (Hg.): Betonen – Ignorieren – Gegensteuern? Zum pädagogischen Umgang mit Geschlechtstypiken. Weinheim u.a.: Beltz Juventa, S. 93–105.
- Meuser, Michael; Scholz, Sylka (2012): Herausgeforderte Männlichkeit. Männlichkeitskonstruktionen im Wandel von Erwerbsarbeit und Familie. In: Meike Sophia Baader, Johannes Birstein und Toni Tholen (Hg.): Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeiten im Fokus der Gender-Studies. Wiesbaden: VS, S. 23–40. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19112-6_1
- Morgan, David (2002): Epilogue. In: Barbara M. Hobson (Hg.): Making men into fathers. Men, masculinities, and the social politics of fatherhood. Cambridge u.a.: Cambridge University Press, S. 273–286. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511489440.012>
- Moser, Vera; Pinhard, Inga (2010): Care: Wer sorgt für wen? In: Vera Moser und Inga Pinhard (Hg.): Care – wer sorgt für wen? Opladen u.a.: Budrich, S. 11–16. <https://doi.org/10.2307/j.ctvm2023j.3>
- Mühling, Tanja; Rost, Harald (2007): Einleitung. In: Tanja Mühling und Harald Rost (Hg.): Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung. Opladen: Budrich, S. 9–22. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf069b.3>
- Nentwig-Gesemann, Iris (2013): Die Typenbildung der dokumentarischen Methode. In: Ralf Bohnsack, Iris Nentwig-Gesemann und Arnd-Michael Nohl (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. 3. Aufl. Wiesbaden: Springer VS, S. 295–323. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19895-8_13

- Neumann, Benjamin; Meuser, Michael (2017): Changing Fatherhood? The Significance of Parental Leave for Work Organizations and Couples. In: Brigitte Liebig und Mechtild Oechsle (Hg.): *Fathers in work organizations. Inequalities and capabilities, rationalities and politics*. Opladen u.a.: Budrich, S. 83–104. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdfobpf.7>
- Niermann, Debora; Helfferich, Cornelia; Kruse, Jan (2010): Abschlussbericht Familienplanung und Migration im Lebenslauf von Männern. Eine Machbarkeitsstudie. Ein Projekt im Rahmen des Programms »Impulsfinanzierung Forschung. Zukunftsprogramm für Fachhochschulen und Berufsakademien« der Landesstiftung Baden-Württemberg gGmbH. Freiburg.
- Nohl, Arnd-Michael (2016): Innovationen in der dokumentarischen Interpretation narrativer Interviews. In: *Sozialer Sinn* 17 (2), S. 329–354. <https://doi.org/10.1515/sosi-2016-0013>
- Nohl, Arnd-Michael (2017): Interview und Dokumentarische Methode. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-16080-7>
- Nohl, Arnd-Michael; Thomsen, Sarah (2019): Dokumentarische Methode. In: Gerhard Jost und Marita Haas (Hg.): *Handbuch zur soziologischen Biographieforschung. Grundlagen für die methodische Praxis*. Opladen u.a.: Budrich, S. 235–254.
- Oberndorfer, Rotraut; Rost, Harald (2005): Neue Väter – Anspruch und Realität. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 17, S. 50–65.
- Ostner, Illona (2002): A new role for fathers? The German case. In: Barbara M. Hobson (Hg.): *Making men into fathers. Men, masculinities, and the social politics of fatherhood*. Cambridge u.a.: Cambridge University Press, S. 150–167. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511489440.007>
- Pangritz, Johanna M. (2019): Fürsorgend und doch hegemonial? Eine empirische Untersuchung zum Verhältnis von Männlichkeit, Feminisierung und Punitivität in pädagogischen Kontexten. In: *GENDER* 11 (3), S. 132–149. <https://doi.org/10.3224/gender.v11i3.09>
- Pangritz, Johanna M. (2021): Caring Masculinities – Bedeutung, Überlegungen und Einwände aus der Perspektive erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung. In: Ann-Christin Kleinert, Amanda Louise Palenberg, Claudia Froböse, Jenny Ebert, Miriam Gerlach, Henriette Ullmann et al. (Hg.): *Interdisziplinäre Beiträge zur Geschlechterforschung. Repräsentationen, Positionen, Perspektiven*. Opladen u.a.: Budrich, S. 115–127. <https://doi.org/10.2307/j.ctv1qhstzmz.12>
- Pangritz, Johanna M. (2023): Verortungen transformierter und transformierender Männlichkeiten – ein theoretischer Beitrag zum Verhältnis von Caring Masculinities und hybriden Männlichkeiten. In: *GENDER* 15 (3), S. 136–150. <https://doi.org/10.3224/gender.v15i3.10>

- Parsons, Talcott; Bales, Robert F. (1968): *Family. Socialization and Interaction Process*. 3. Aufl. London: Lowe & Brydone Ltd.
- Peltz, Kathrin; Streckenbach, Luisa Antonie; Müller, Dagmar; Possinger, Johanna; Thiessen, Barbara (2017): »Die Zeit kommt nicht wieder«: Elterngeldnutzung erwerbstätiger Väter in Bayern. In: *Journal of Family Research* 29 (1), S. 114–135. <https://doi.org/10.3224/zff.v29i1.06>
- Phoenix, Ann; Husain, Fatima (2007): *Parenting and ethnicity*. York: Joseph Rowntree Foundation.
- Pleck, Joseph H. (2008): Studying immigrant fathering: Methodological and conceptual challenges. In: Susan S. Chuang (Hg.): *On new shores. Understanding immigrant fathers in North America*. Lanham, Md.: Lexington Books, S. 257–289.
- Pleck, Joseph H. (2012): Integrating Father Involvement in Parenting Research. In: *Parenting* 12 (2–3), S. 243–253. <https://doi.org/10.1080/15295192.2012.683365>
- Possinger, Johanna (2009): Auf der Suche nach den neuen Vätern. Vaterschaft zwischen Traditionalität und Modernität. In: *Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit* 40 (2), S. 56–66.
- Possinger, Johanna (2013): *Vaterschaft im Spannungsfeld von Erwerbs- und Familienleben. »Neuen Vätern« auf der Spur*. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-00709-6>
- Possinger, Johanna (2017): The »Daddy Months« in the German Fatherhood Regime: A Step Towards an Equal Share of Work and Care? In: Brigitte Liebig und Mechthild Oechsle (Hg.): *Fathers in work organizations. Inequalities and capabilities, rationalities and politics*. Opladen u.a.: Budrich, S. 185–204. <https://doi.org/10.2307/j.ctvd4fobpf.12>
- Prattes, Riikka (2022): Caring Masculinities and Race: On Racialized Workers and »New Fathers«. In: *Men and Masculinities* 25 (5), S. 721–742. <https://doi.org/10.1177/1097184X211065024>
- Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika (2021): *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. 5., überarb. und erw. Aufl. Berlin u.a.: De Gruyter Oldenbourg. <https://doi.org/10.1515/9783110710663>
- Pyke, Karen D. (2010): What is Internalized Racial Oppression and Why Don't We Study It? Acknowledging Racism's Hidden Injuries. In: *Sociological Perspectives* 53 (4), S. 551–572. <https://doi.org/10.1525/sop.2010.53.4.551>
- Ransby, Barbara (2017): *How we get free. Black feminism and the Combahee River Collective*. Hg. v. Keeanga-Yamahtta Taylor. Chicago, Illinois: Haymarket Books.
- Rebstock, Dietrich (1993): *Große Männer – kleine Männer. Zum Funktionswandel des Vaterseins und die Bedeutung des Vaters für den Sohn*. Schwäbisch Gmünd: Neuling-Verlag.
- Rehbein, Boike (2011): *Die Soziologie Pierre Bourdieus*. 2., überarb. Aufl. Konstanz: UVK.

- Richter, Robert (2013): Väter in Elternzeit. Aushandlungen und Umsetzungen zwischen Familie und Beruf. In: *Frühe Kindheit* (5), S. 29–33.
- Riegel, Christine (2016): Bildung – Intersektionalität – Othering. Pädagogisches Handeln in widersprüchlichen Verhältnissen. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839434581>
- Riehl, Claudia M. (2014): Mehrsprachigkeit. Eine Einführung. Darmstadt: WBG.
- Roberts, Steven; Elliott, Karla (2020): Challenging Dominant Representations of Marginalized Boys and Men in Critical Studies on Men and Masculinities. In: *Boyhood Studies* 13 (2), S. 87–104. <https://doi.org/10.3167/bhs.2020.130207>
- Robertson, Lindsey G.; Anderson, Tamara L.; Hall, M. Elizabeth Lewis; Kim, Christina Lee (2019): Mothers and Mental Labor: A Phenomenological Focus Group Study of Family-Related Thinking Work. In: *Psychology of Women Quarterly* 43 (2), S. 184–200. <https://doi.org/10.1177/0361684319825581>
- Rommelspacher, Birgit (2009): Was ist eigentlich Rassismus? In: Paul Mecheril und Claus Melter (Hg.): *Rassismuskritik. Band 1: Rassismustheorie und -forschung*. Schwalbach: Wochenschau, S. 25–38.
- Roopnarine, Jaipaul L.; Yildirim, Elif Dede (2019): *Fathering in cultural contexts. Developmental and clinical issues*. Abingdon u.a.: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315536170>
- Rosenthal, Gabriele (2002): Biographisch-narrative Gesprächsführung: zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext. In: *Psychotherapie und Sozialwissenschaft* 4 (3), S. 204–227.
- Rosenthal, Gabriele (2011): *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. 3., aktual. u. erg. Aufl. Weinheim u. München: Juventa.
- Rosenthal, Gabriele (2019): Biographieforschung. In: Nina Baur und Jörg Blasius (Hg.): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 585–598. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21308-4_39
- Rosenthal, Gabriele; Loch, Ulrike (2002): Das Narrative Interview. In: Doris Schaeffer und Gabriele Müller-Mundt (Hg.): *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung*. Bern u.a.: Huber, S. 221–232.
- Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration (SVR) (Hg.) (2016): *Viele Götter, ein Staat: Religiöse Vielfalt und Teilhabe im Einwanderungsland. Jahresgutachten 2016 mit Integrationsbarometer*. Berlin.
- Scambor, Elli; Bergmann, Nadja; Wojnicka, Katarzyna; Belghiti-Mahut, Sophia; Hearn, Jeff; Holter, Øystein Gullvåg et al. (2014): Men and Gender Equality. In: *Men and Masculinities* 17 (5), S. 552–577. <https://doi.org/10.1177/1097184X14558239>
- Schäffer, Burkhard (2020): Typenbildende Interpretation. In: Jutta Ecarius und Burkhard Schäffer (Hg.): *Typenbildung und Theoriegenerierung*. Opladen u.a.: Budrich, S. 65–88. <https://doi.org/10.2307/j.ctvtwx2zx.6>

- Scheibelhofer, Paul (2007): A Question of Honour? Masculinities and Positionalities of Boys with Turkish Background in Vienna. In: Christine Riegel und Thomas Geisen (Hg.): Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen. Wiesbaden: VS, S. 273–288. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90480-1_14
- Scheibelhofer, Paul (2011): Intersektionalität, Männlichkeit und Migration – Wege zur Analyse eines komplizierten Verhältnisses. In: Sabine Hess, Nikola Langreiter und Elisabeth Timm (Hg.): Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen. Bielefeld: transcript, S. 149–172. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839414378.149>
- Scheibelhofer, Paul (2018): Der fremd-gemachte Mann. Zur Konstruktion von Männlichkeiten im Migrationskontext. Wiesbaden: Springer Fachmedien. <http://doi.org/10.1007/978-3-658-21690-0>
- Schein, Corinna (2017): Väter und bezahlte Elternzeit – Ausgestaltungsmerkmale und Inanspruchnahme im europäischen Vergleich. In: Irene Gerlach (Hg.): Elternschaft. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 263–284. https://doi.org/10.1007/978-3-658-16032-6_12
- Scherr, Albert; Breit, Helen (2020): Erfolgreiche Bewältigung von Diskriminierung. In: Petia Genkova und Andrea Riecken (Hg.): Handbuch Migration und Erfolg. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 83–106. https://doi.org/10.1007/978-3-658-18236-6_41
- Scheufele, Bertram (2022): Priming. 2., vollst. überarb., aktual. u. erw. Aufl. Baden-Baden: Nomos.
- Schneider, Matthias (2023): Männlichkeit und Flucht. Biographische Perspektiven auf die Lebensgeschichten aus Eritrea geflüchteter Männer. Wiesbaden: Springer Fachmedien. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-41767-3>
- Scholz, Sylka (2004): Männlichkeit erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Scholz, Sylka (2012): Männlichkeitssoziologie. Studien aus den sozialen Feldern Arbeit, Politik und Militär im vereinten Deutschland. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Scholz, Sylka (2019): Männlichkeitsforschung: Die Hegemonie des Konzeptes »hegemoniale Männlichkeit«. In: Beate Kortendieck, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Hg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 419–428. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_38
- Schütze, Fritz (1978): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Universität Bielefeld Fakultät für Soziologie (Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien).
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis* 13 (3), S. 283–293.

- Schütze, Fritz (1987): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien I. Fernuni-
versität Hagen.
- Schwalbe, Michael; Godwin, Sandra; Holden, Daphne; Schrock, Douglas; Thomp-
son, Shealy; Wolkomir, Michele (2000): Generic Processes in the Reproduction
of Inequality: An Interactionist Analysis. In: *Social Forces* 79 (2), S. 419–452. <https://doi.org/10.2307/2675505>
- Seehaus, Rhea (2014): Die Sorge um das Kind. Eine Studie zu Elternverantwortung
und Geschlecht. Leverkusen-Opladen: Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzrpt1>
- Seehaus, Rhea (2015): (Un-)Ordnungen der familialen Sorge? Mütter und die diskur-
sive Figur des »aktiven Vaters«. In: Bettina Dausien, Christine Thon und Kathari-
na Walgenbach (Hg.): *Geschlecht – Sozialisation – Transformationen*. Opladen
u.a.: Budrich, S. 163–178. <https://doi.org/10.3224/jfgfe.v11i1.09>
- Sheldon, Sally (2005): Fragmenting Fatherhood: The Regulation of Reproductive
Technologies. In: *The Modern Law Review* 68 (4), S. 523–553. <https://doi.org/10.1111/j.1468-2230.2005.00550.x>
- Siouti, Irini; Spies, Tina; Tuider, Elisabeth; Unger, Hella von; Yildiz, Erol (2022):
Methodologischer Eurozentrismus und das Konzept des Othering. Eine Einlei-
tung. In: Irini Siouti, Tina Spies, Elisabeth Tuider, Hella von Unger und Erol Yil-
diz (Hg.): *Othering in der postmigrantischen Gesellschaft*. Bielefeld: transcript,
S. 7–30. <https://doi.org/10.1515/9783839463086-001>
- Solnit, Rebecca (2017): Wenn Männer mir die Welt erklären. Essays. 5. Aufl. Mün-
chen: btb.
- Spiegel (11.05.2023): Petition für mehr Elterngeld. »Familien können sich schlicht
ihren Lebensunterhalt nicht leisten«. Online verfügbar unter <https://www.spiegel.de/karriere/elterngeld-wie-drei-frauen-mit-einer-petition-dafuer-kaempfen-dass-eltern-eine-lohnerhoehung-bekommen-a-341e49a8-5ad1-4abe-a181-3dda620bd69a>, zuletzt geprüft am 08.09.2023.
- Spielhaus, Riem (2006): Religion und Identität. Vom deutschen Versuch, »Auslän-
der« zu »Muslimen« zu machen. In: *Internationale Politik* 61, S. 28–36.
- Spies, Tina (2010): Migration und Männlichkeit. Biographien junger Straffälliger im
Diskurs. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839415191>
- Spohn, Margret (2002): Türkische Männer in Deutschland. Familie und Identität;
Migranten der ersten Generation erzählen ihre Geschichte. Bielefeld: transcript.
<https://doi.org/10.1515/9783839400876>
- Statistisches Bundesamt (Hg.) (2015): Öffentliche Sozialleistungen. Statistik zum
Elterngeld Beendete Leistungsbezüge für im Jahr 2013 geborene Kinder. Wies-
baden.
- Statistisches Bundesamt (11.05.2021): Zwei Monate Elterngeld: Drei von vier Vätern
planten 2020 mit der Mindestdauer. Online verfügbar unter <https://www.desta>

- ts.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/Zahl-der-Woche/2021/PD21_19_p002.html, zuletzt geprüft am 07.09.2023.
- Statistisches Bundesamt (2023a): Migrationshintergrund. Online verfügbar unter <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Migration-Integration/Glossar/migrationshintergrund.html>, zuletzt geprüft am 29.07.2023.
- Statistisches Bundesamt (2023b): Statistik zum Elterngeld – Beendete Leistungsbezüge nach Geburtszeiträumen. Online verfügbar unter <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Soziales/Elterngeld/Tabellen/zeitreihe-elterngeld.html>, zuletzt geprüft am 07.09.2023.
- Statistisches Bundesamt (30.01.2023): Gender Pay Gap 2022: Frauen verdienen pro Stunde 18 % weniger als Männer. Online verfügbar unter https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2023/01/PD23_036_621.html, zuletzt geprüft am 08.09.2023.
- Statistisches Bundesamt (07.03.2023): Gender Pension Gap: Alterseinkünfte von Frauen 2021 fast ein Drittel niedriger als die von Männern. Online verfügbar unter https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2023/03/PD23_No15_12_63.html, zuletzt geprüft am 08.09.2023.
- Strier, Romi; Roer-Strier, Dorit (2010): Fatherhood in the Context of Immigration. In: Michael E. Lamb (Hg.): *The role of the father in child development*. 5. Aufl. Hoboken, NJ: Wiley, S. 435–458.
- Suttner, Raymond (2005): Masculinities in the African National Congress-led liberation movement: The underground period. In: *African Historical Review* 37 (1), S. 71–106. <https://doi.org/10.1080/00232080585380051a>
- Taşdemir, Ayhan (2017): Marginalisierte Männlichkeitskonstruktionen im Migrationsprozess. Eine vergleichende biografieanalytische Untersuchung männlicher Migranten aus Aserbaidshan in der Türkei und aus der Türkei in Deutschland. Verlag Dr. Kovač.
- Thomas, Carol (1993): De-Constructing Concepts of Care. In: *Sociology* 27 (4), S. 649–669. <https://doi.org/10.1177/0038038593027004006>
- Thon, Christine (2006): Rekonstruktive Geschlechterforschung und die zögerliche Konstitution ihres Gegenstands. Überlegungen aus einem Forschungsprojekt zu intergenerationalen Wandlungsprozessen in Frauenbiographien. In: Helga Bilden und Bettina Dausien (Hg.): *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*. Opladen u.a.: Budrich, S. 179–197. <https://doi.org/10.2307/j.ctvb7jtd.12>
- Thon, Christine (2017): Geschlecht – Habitus – Transformation. Erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung d’après und after Bourdieu. In: Markus Rieger-Ladich und Grabau (Hg.): *Pierre Bourdieu: Pädagogische Lektüren*. Wiesbaden: Springer VS, S. 129–146. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18904-8_7

- Trappe, Heike (2013a): Väter mit Elterngeldbezug: Nichts als ökonomisches Kalkül? In: *Zeitschrift für Soziologie* 42 (1), S. 28–51. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2013-0104>
- Trappe, Heike (2013b): Väterzeit – das Elterngeld als Beschleuniger von Gleichstellung? In: *Journal of Family Research* 25 (2), S. 238–265. <https://doi.org/10.20377/jfr-155>
- Tuider, Elisabeth (2011): ›Sitting at a Crossroad‹ methodisch einholen. Intersektionalität in der Perspektive der Biografieforchung. In: Sabine Hess, Nikola Langreiter und Elisabeth Timm (Hg.): *Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen*. Bielefeld: transcript, S. 221–245. <http://doi.org/10.1515/transcript.9783839414378.221>
- Tuider, Elisabeth (2012): ›Fremde Männlichkeiten‹. Oder: When Masculinity meets Care. In: Meike Sophia Baader, Johannes Bilstein und Toni Tholen (Hg.): *Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeiten im Fokus der Gender-Studies*. Wiesbaden: VS, S. 383–400. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19112-6_22
- Tuider, Elisabeth; Huxel, Katrin (2010): Männlichkeit und die Übernahme von carework im Migrationskontext. In: Vera Moser und Inga Pinhard (Hg.): *Care – wer sorgt für wen? Opladen u.a.: Budrich*, S. 87–98. <https://doi.org/10.2307/j.ctvm2023j.8>
- Tuider, Elisabeth; Lutz, Helma (2018): Postkolonialität und Biografieforchung. In: Helma Lutz, Martina Schiebel und Elisabeth Tuider (Hg.): *Handbuch Biografieforchung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 101–112. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21831-7_9
- Tunç, Michael (2006): Migrationsfolgegenerationen und Männlichkeiten in intersektioneller Perspektive. *Forschung, Praxis und Politik*. In: Heinrich-Böll-Stiftung und Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse (Hg.): *Migration und Männlichkeiten. Dokumentation einer Fachtagung des Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse und der Heinrich-Böll-Stiftung am 9./10. Dezember 2005 in Berlin*. Berlin, S. 17–32.
- Tunç, Michael (2008a): Positive Veränderungen wahrnehmen. Väter mit türkischem Migrationshintergrund in der zweiten Generation. In: *BZgA Forum*, S. 21–24.
- Tunç, Michael (2008b): »Viele türkische Väter fliehen von zu Hause«. Mehrfache ethnische Zugehörigkeiten und Vaterschaft im Spannungsfeld von hegemonialer und progressiver Männlichkeit. In: Jan Kühnemund (Hg.): *Mann wird man. Geschlechtliche Identitäten im Spannungsfeld von Migration und Islam*. Bielefeld: transcript, S. 105–132. <https://doi.org/10.1515/9783839409923-007>
- Tunç, Michael (2018): Väterforchung und Väterarbeit in der Migrationsgesellschaft. *Rassismuskritische und intersektionale Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-21190-5>
- Tunç, Michael (2019): Fürsorgliche migrantische Väter. Ein Gewinn für kindliche Entwicklung und Familienbildung. In: Thomas Geisen, Carola Iller, Stef-

- fen Kleint und Freimut Schirrmacher (Hg.): Familienbildung in der Migrationsgesellschaft. Interdisziplinäre Praxisforschung. Münster u.a.: Waxmann, S. 177–190.
- Tunç, Michael (2021): Väterlichkeiten und Caring Masculinities in der Migrationsgesellschaft. Normalisierungs- und rassismuskritische Perspektiven. In: Anne-Christin Schondelmayer, Christine Riegel und Sebastian Fitz-Klausner (Hg.): Familie und Normalität. Diskurse, Praxen und Aushandlungsprozesse. Leverkusen-Opladen: Budrich, S. 245–262. <https://doi.org/10.2307/j.ctv1bvndpc.16>
- Unterhofer, Ulrike; Welteke, Clara; Wrohlich, Katharina (2017): Elterngeld hat soziale Normen verändert. In: *DIW Wochenbericht* (34), S. 659–667.
- Uslucan, Haci-Halil (2020): Prävention von Stereotypen und Diskriminierungen im schulischen Kontext. In: Albert Scherr, Aladin El-Mafaalani und Anna Cornelia Reinhardt (Hg.): Handbuch Diskriminierung. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 1–17. https://doi.org/10.1007/978-3-658-11119-9_55-1
- Uslucan, Haci-Halil; Yalcin, Cem Serkan (2012): Wechselwirkung zwischen Diskriminierung und Integration – Analyse bestehender Forschungsstände. Expertise des Zentrums für Türkeistudien und Integrationsforschung (ZfTI) im Auftrag der Antidiskriminierungsstelle des Bundes. Hg. v. Antidiskriminierungsstelle des Bundes. Berlin.
- Varner, Fatima A.; Hou, Yang; Hodzic, Tajma; Hurd, Noelle M.; Butler-Barnes, Sheretta T.; Rowley, Stephanie J. (2018): Racial discrimination experiences and African American youth adjustment: The role of parenting profiles based on racial socialization and involved-vigilant parenting. In: *Cultural diversity & ethnic minority psychology* 24 (2), S. 173–186. <https://doi.org/10.1037/cdp0000180>
- Villa, Paula-Irene (2019): Sex-Gender: Ko-Konstruktion statt Entgegensetzung. In: Beate Kortendieck, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Hg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 23–33. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_4
- Vogt, Ann-Cathrin; Pull, Kerstin (2010): Warum Väter ihre Erwerbstätigkeit (nicht) unterbrechen. Mikroökonomische versus in der Persönlichkeit des Vaters begründete Determinanten der Inanspruchnahme von Elternzeit durch Väter. In: *Zeitschrift für Personalforschung* 24 (1), S. 48–68. <https://doi.org/10.1177/239700221002400103>
- Walby, Sylvia (1989): Theorising Patriarchy. In: *Sociology* 23 (2), S. 213–234. <https://doi.org/10.1177/0038038589023002004>
- Walper, Sabine; Lien, Shih-cheng (2017): Aktive Vaterschaft im Kontext unterschiedlicher Familienphasen und Erwerbskonstellationen. In: Statistisches Bundesamt (Hg.): Wie die Zeit vergeht. Analysen zur Zeitverwendung in Deutschland. Beiträge zur Ergebniskonferenz der Zeitverwendungserhebung 2012/2013 am 5./6. Oktober 2016 in Wiesbaden, S. 91–116.

- Walter, Heinz (2002): Deutschsprachige Väterforschung – Sondierungen in einem weiten Terrain. In: Heinz Walter (Hg.): Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 13–78.
- Wayne, Julie Holliday; Mills, Maura J.; Wang, Yi-Ren; Matthews, Russell A.; Whitman, Marilyn V. (2023): Who's Remembering to Buy the Eggs? The Meaning, Measurement, and Implications of Invisible Family Load. In: *Journal of business and psychology*, S. 1–26. <https://doi.org/10.1007/s10869-023-09887-7>
- Weber, Martina (2003): Heterogenität im Schulalltag. Konstruktion ethnischer und geschlechtlicher Unterschiede. Opladen: Leske + Budrich. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-10300-4>
- Wenning, Norbert (2015): Heterogenitätsvorstellungen und empirische Wirklichkeit am Beispiel der Kategorie Migrationshintergrund. In: Jürgen Budde, Nina Blasse, Andrea Bossen und Georg Rißler (Hg.): Heterogenitätsforschung. Empirische und theoretische Perspektiven. Weinheim: Beltz, S. 63–93.
- West, Candace; Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. In: *Gender and Society* 1 (2), S. 125–151. <https://doi.org/10.1177/0891243287001002002>
- Westphal, Manuela (2000): Vaterschaft und Erziehung. In: Leonie Herwartz-Emden (Hg.): Einwandererfamilien: Geschlechterverhältnisse, Erziehung und Akkulturation. Osnabrück: Univ.-Verl. Rasch, S. 121–204.
- Westphal, Manuela (2014): Elternschaft und Erziehung im interkulturellen Vergleich. In: *Bildung und Erziehung* 67 (2), S. 187–201. <https://doi.org/10.7788/bue-2014-0206>
- Westphal, Manuela; Motzek-Öz, Sina; Otyakmaz, Berrin Özlem (2017): Elternschaft unter Beobachtung. Herausforderungen für Mütter und Väter mit Migrationshintergrund. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 37, S. 142–157.
- Williams, Robert; Hewison, Alistair; Wildman, Stuart; Roskell, Carolyn (2013): Changing Fatherhood: An Exploratory Qualitative Study with African and African Caribbean Men in England. In: *Children & Society* 27 (2), S. 92–103. <http://doi.org/10.1111/j.1099-0860.2011.00392.x>
- Winker, Gabriele; Degele, Nina (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839411490>
- Winter, Reinhard (2022): Porno, Sex und Männlichkeit. Wie junge Männer ihre Sexualität schaffen. Weinheim u. Basel: Beltz Juventa.
- Wippermann, Carsten (2023): Männerperspektiven. Einstellungen von Männern zu Gleichstellung und Gleichstellungspolitik. Sozialwissenschaftliche Repräsentativbefragung. Hg. v. Bundesforum Männer. Berlin.
- Wojnicka, Katarzyna (2020): Men and masculinities in migration processes. In: Lucas Gottzén, Ulf Mellström und Tamara Shefer (Hg.): Routledge International Handbook of Masculinity Studies. Milton: Routledge, S. 283–291. <https://doi.org/10.4324/9781315165165-28>

- Wojnicka, Katarzyna; Pustulka, Paula (2019): Research on men, masculinities and migration: past, present and future. In: *NORMA* 14 (2), S. 91–95. <https://doi.org/10.1080/18902138.2019.1622058>
- Woltersdorff, Volker (2019): Heteronormativitätskritik: ein Konzept zur kritischen Erforschung der Normalisierung von Geschlecht und Sexualität. In: Beate Kortendieck, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Hg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 323–330. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_33
- Wrohlich, Katharina; Berger, Eva; Geyer, Johannes; Peter Haan, Sengül, Denise; Spieß, C. Katharina; Thiemann, Andreas (2012): *Elterngeld Monitor. Politikberatung kompakt*. Hg. v. Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung. Berlin.
- Yildiz, Erol (2014): Migrationsfamilien: Vom hegemonialen Diskurs zur (transnationalen) Alltagspraxis. In: Thomas Geisen, Tobias Studer und Erol Yildiz (Hg.): *Migration, Familie und Gesellschaft. Beiträge zu Theorie, Kultur und Politik*. Wiesbaden: Springer VS, S. 59–72. https://doi.org/10.1007/978-3-531-94126-4_4
- Yildiz, Erol (2021): Das Postmigrantische und das Politische. Eine neue Kartographie des Möglichen. In: Lisa Gensluckner, Michaela Ralser, Oscar Thomas-Olalde und Erol Yildiz (Hg.): *Die Wirklichkeit lesen. Political Literacy und politische Bildung in der Migrationsgesellschaft*. Bielefeld: transcript, S. 21–41. <https://doi.org/10.1515/9783839456149-002>
- Yildiz, Erol (2022): Postmigrantische Lesart. Theoretische und methodisch-methodologische Implikationen. In: Irini Siouti, Tina Spies, Elisabeth Tuidier, Hella von Unger und Erol Yildiz (Hg.): *Othing in der postmigrantischen Gesellschaft*. Bielefeld: transcript, S. 31–56. <https://doi.org/10.1515/9783839463086-002>
- Yildiz, Erol; Khan-Svik, Gabriele (2011): Kulturbegriff in der pädagogischen Praxis im Migrationskontext: Vom essentialistischen zum dynamischen Kulturbegriff? In: *Erziehung und Unterricht* 161 (1–2), S. 25–30.
- Zulehner, Paul; Volz, Rainer (Hg.) (1998): *Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen. Ein Forschungsbericht*. 3. Aufl. Ostfildern: Schwabenverlag.
- Zulehner, Paul; Volz, Rainer (2009): *Männer in Bewegung. Zehn Jahre Männerentwicklung in Deutschland; ein Forschungsprojekt der Gemeinschaft der Katholischen Männer Deutschlands und der Männerarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland*. Baden-Baden: Nomos-Verl.